

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

**Rheinsberg, Friedrich der Grosse und Prinz Heinrich von
Preussen**

Hamilton, Andrew

Berlin, 1882

Band I.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-411

RHEINSBERG,

FRIEDRICH DER GROSSE

UND

PRINZ HEINRICH VON PREUSSEN.

VON

ANDREW HAMILTON.

MIT BEWILLIGUNG DES VERFASSERS

AUS DEM ENGLISCHEN ÜBERSETZT

VON

RUDOLF DIELITZ.

IN ZWEI BÄNDEN.

BAND I. 17

BERLIN 1882.

R. v. DECKER'S VERLAG

MARQUARDT & SCHENCK.

RHEINSBERG.

FRIEDRICH DER GROSSE

VON

PRINZ HEINRICH VON PRUSSEN.

VON

ANDREW HAMILTON.

MIT BEWILLIGUNG DES VERFASSERS

AUS DEM ENGLISCHEN UEBERSATZT

VON

RUDOLF DIEHL.

IN ZWEI BÄNDEN

BAND I.

BERLIN 1882.

R. V. DECKER'S VERLAG.

MARSHALL & SCHNEIDER.

Vorrede.

Der Name Rheinsberg ist in England nicht sehr bekannt. Die Leser der Geschichte Friedrich des Grossen haben es meist sehr eilig, zu dem glänzendsten Abschnitte derselben zu gelangen, welcher seine Regierung schildert, und gehen flüchtiger über die stillen Jahre hinweg, welche auf die Katastrophe seines Fluchtversuches folgten; ja, es begegnet ihnen wohl, dass sie die Gestalt Friedrichs ganz aus dem Gesichte verlieren während der vier Jahre, welche dem ländlichen Stilleben und den Studien gewidmet waren; jene vier Jahre, die er selbst seine „*tranquillité*“ genannt hat, und welche unmittelbar seiner Thronbesteigung vorangingen. Der Ort, wo er sie verlebte, liegt in einem Theile Europas, welcher der grossen Welt fast unbekannt, und für die mit Courierzug reisenden Touristen unzugänglich ist. So ist Rheinsberg dem modernen Gesichtskreise entschwunden, und hat das Helldunkel seiner Vergangenheit mit keiner Erinnerung an seine thatsächliche Gegenwart durchbrechen können. Die Mark Brandenburg gehört eben nicht zu denjenigen Gegenden Europas, ja, nicht einmal Deutschlands, die man der Erholung wegen aufsucht. Ihre charakteristischen Züge — endlose Kieferwälder und zahllose Seen, in eine

scheinbar unbegrenzte Wüste gelben Sandes gebettet — haben wohl zu keiner Zeit grosse Anziehungskraft auszuüben vermocht, und die inselartigen Flecken frischen Grüns, die sie aufzuweisen hat, sind, ausser ihren Bewohnern, nur wenigen Personen, und auch diesen mehr vom Hörensagen, als aus eigener Anschauung, bekannt. Mich freilich haben verschiedene Exkursionen belehrt, dass die Mark Brandenburg nicht allein an historischen Erinnerungen sehr reich ist, sondern auch, dass die ebenerwähnten „grünen Inseln“ in landschaftlicher Beziehung überaus anmuthig sind.

Während meines ersten Aufenthaltes in Rheinsberg habe ich ein Tagebuch geführt, welches in dem beschreibenden Theile dieses Buches vielfach benutzt worden ist. Ein späterer Besuch, den ich daselbst abstattete, als dies Buch bereits in Arbeit war, findet sich meines Wissens darin nur einmal erwähnt.

Was ich über Friedrich den Grossen und den Prinzen Heinrich, sowie über ihre resp. Höfe gesagt habe, hätte sich, durch eine ausgiebigere Benutzung der veröffentlichten Correspondenzen, leicht zur zehnfachen Länge ausspinnen lassen, allein für einen Zweck wie den vorliegenden, musste nach allen Seiten hin beschnitten und gekürzt werden. Ich bin mir wenigstens bewusst, dass ich des Voltaireschen Axioms, welchem auch Friedrich in einem seiner Rheinsberger Briefe zustimmt:

„*Le secret d'ennuyer est celui de tout dire,*“

eingedenk — ja vielleicht zu sehr eingedenk gewesen bin.

Die von mir benutzten Quellen sind in allen (oder doch nahezu allen) Fällen angegeben worden.

Die grösste Schwierigkeit, die sich jedem Autor ent-

gegenstellt, der sich heutzutage einer Episode aus dem Leben Friedrichs auch nur auf Umwegen nähert, ist der Umstand, dass wir eine Geschichte Friedrich des Grossen aus der Feder des grössten unter den lebenden Schriftstellern Englands besitzen. In dem Schatten eines so gewaltigen Denkmals mag das bescheidene Streben eines Späterkommenden leicht übersehen werden, oder, wenn es Beachtung findet, Gefahr laufen, als ein tollkühnes und vorwitziges Unterfangen angesehen zu werden. Allein ich meine, die Meisten werden mit mir lieber jetzt, als später, Ährenlese halten wollen, wo ein Carlyle geärrtet hat, jetzt, wo er für unseren herzlichen Dank noch erreichbar ist, und wo sein geehrter und geliebter Name noch in unserer Mitte ertönt.*

* Das Buch war noch vor Carlyles Tode erschienen. D. Ü.

gegenstände der sich heutzutage einer Epoche aus dem Leben
 Friedrichs auch nur auf Umwegen nähert, ist der Um-
 stand, dass wir eine Geschichte Friedrichs des Grossen aus
 der Feder des grössten unter den lebenden Schriftstellern
 Europas besitzen. In dem Schatten eines so gewaltigen
 Denkmals mag das bescheidene Streben eines Späterkom-
 menden leicht übersehen werden, oder wenn es Beachtung
 findet, Geizt lauen, als ein lässliches und vorwitziges
 Unterfangen angesehen zu werden. Allein ich meine, die
 Meisten werden mit mir lieber jetzt, als später, Äußerisse
 halten wollen, ob ein Götze gerichtet hat, jetzt, wo er
 für unseren heiligen Land noch erreichbar ist, und wo
 sein rechtlicher und geliebter Name noch in unserer Mitte
 steht. Und die, welche sich nicht durch das neue Ver-
 hältniss, sondern durch die alte Idee des Götze, zu dem
 * Das Buch war noch vor Götzes Tode erschienen. D. J.

...

...

...

Inhalt von Band I.

Capitel I.

Ankunft.

Seite

| | |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|---|
| Der Rathskeller — Der Marktplatz — Das Schloss — Der See — Der Rhin — Der Park — Proserpina und Daphne und die Vier Elemente — Der Obelisk — Der Tempel der Freundschaft — <i>In piam Memoriam</i> — Der Boberow-See — Der erste Abend in Rheinsberg | 1 |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|---|

Capitel II.

Quartiermachen.

| | |
|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----|
| Ein holländischer Wirth — Eine deutsche Wirthin — Die Vorstädte von Rheinsberg — Der Sand — „Nach Mirow“ — Meine Haus- genossen | 23 |
|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----|

Capitel III.

Die Grundherren von Rheinsberg.

| | |
|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----|
| Die Grafen von Lindow und Herren von Ruppin — Die Markgrafen und Kurfürsten von Brandenburg — Die von Rheinsberg — Die von Bredow — Ihr Ursprung — Der dreissigjährige Krieg — Die von Lochow — M. Chenevix de Béville — König Friedrich Wilhelm I. | 31 |
|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----|

Capitel IV.

Das Schloss.

| | Seite |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------|
| Der Kastellan und seine Familie — Der grosse Konzertsaal — Pesnes Fresken — Die Zimmer des Kronprinzen, der Kronprinzessin, des Prinzen und der Prinzessin Heinrich und der Prinzessin Amalie — Friedrichs Arbeitszimmer, seine Bibliothek und sein Schreibtisch | 46 |

Capitel V.

Friedrich ergreift Besitz von Rheinsberg.

| | |
|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----|
| Friedrich übernimmt das Kommando seines Regiments und wird einem Amte überwiesen — Die Amalthea — Rheinsberg wird umgebaut — Der Prinz und die Prinzessin lassen sich dort nieder — Der König und die Königin machen ihnen einen Besuch — Der König wiederholt den Besuch — Und kommt dabei um seine Sonntagspredigt — Der Prinz liest seinen Soldaten Predigten vor — Lange Lebensdauer der Rheinsberger Ortsgeistlichen | 56 |
|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----|

Capitel VI.

Der französische Prediger.

| | |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----|
| Jean Des Champs übersetzt ein Werk über Logik — Und widmet es dem Kronprinzen — Er definirt die Organe des Prinzen — Wird Almosenier zu Rheinsberg — Fällt in Ungnade — Greift Voltaire an — Seine Philosophie wird nach der Elle verkauft — Er verlässt Brandenburg, und siedelt sich in England an | 65 |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----|

Capitel VII.

La République de Platon.

| | |
|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----|
| Friedrich und seine Gemahlin — Ihr Hof — Ihre Gäste — Sie kultiviren die „tranquillité“ — Friedrich sucht, die verlorene Zeit einzubringen — Versäumt dabei aber nicht, sein Regiment zu drillen — Und bekümmert sich angelegentlich um Landwirthschaft und Gartenbau — Er macht dem Könige einen langen Rekruten und ein gemästetes Kalb zum Geschenk — Des Königs üble Laune — Friedrichs Lebens-Regel — Seine Meditationen | 71 |
|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----|

Capitel VIII.

Die Flöte.

| | Seite |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------|
| Friedrich geht nicht auf die Jagd — Heyne giebt ihm Unterricht im Gesange und Quantz im Flötenspiel — Graun, Benda und die Hofkapelle des Prinzen — König Friedrich Wilhelm und Pepusch — <i>Porco primo und Porco secondo — Flauto solo</i> . . . | 93 |

Capitel IX.

Fouqué und der Bayard-Orden.

| | |
|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| Liebhaber - Theater - Vorstellungen — Fouqué spielt die Rolle des Arbates — Sein Streit mit dem alten Dessauer — Fouqué erhält eine Domherrenstelle — Er wird gefangen genommen — Friedrich sendet ihm eine Flasche Wein und ein Stück Perigord-Pastete — Fouqué als Grossmeister des Ordens — Er schlägt Friedrich und die übrigen Ordensgenossen zu Rittern | 109 |
|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|

Capitel X.

Knobelsdorff.

| | |
|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| Geburt und Jugendjahre — Soldat, Maler und Architekt — Malt die Portraits des Königs und des Kronprinzen — Vollendet den Umbau von Rheinsberg — „Friderico Tranquillitatem Colenti“ — Die Planeten und der Bachustempel — Das Berliner Opernhaus — Das Charlottenburger Schloss — Sanssouci — Knobelsdorff's Milchwirthschaft — Sein Tod — Sein Éloge — Seine Nachfolger — Das Haus mit den neunundneunzig Schafsköpfen . . . | 119 |
|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|

Capitel XI.

Antoine Pesne.

| | |
|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| Wird durch König Friedrich I. nach Berlin berufen und Direktor der Akademie — Wird von König Friedrich Wilhelm I. seines Amtes enthoben — Geht nach England — Kehrt nach Berlin zurück — Zeichnet sich als Portraitmaler aus — Malt Hofdamen — Der kleine Fritz mit der Schwester und dem Mohren — Seine Fresken zu Rheinsberg und Charlottenburg — Die aufgehende und die aufgegangene Sonne | 150 |
|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|

Capitel XII.

Die Jugendgenossen.

| | Seite |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------|
| Keyserlingk, der sechs Sprachen in einem Athem spricht — Zeigt sich im Schlafrocke und mit der Jagdfinte auf der Schulter — Seine Ergebenheit für Friedrich — Jordan — Früher ein Prediger, nachmals ein Skeptiker — Und ein Bücherwurm — Der Tod Jordans, Keyserlingks und Duhans | 155 |

Capitel XIII.

Hofkavaliere.

| | |
|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| Der Prinz wirft Fensterscheiben ein, und Buddenbrock hilft ihm dabei — Buddenbrocks Vater ist bereit, sein Leben für den Prinzen hinzugeben — Buddenbrock heirathet — Er beweist moralischen Muth — Manteuffel bedauert, dass die Umgebung des Prinzen aus so unwissenden Männern besteht | 170 |
|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|

Capitel XIV.

Hofdamen.

| | |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| Die Hofgesellschaft trinkt nach Tisch gemeinschaftlich Kaffee — Und promenirt im Park — Frau von Morrien — Die <i>Table de Confidance</i> — <i>Le trop et le trop peu</i> — Herr von Morrien — <i>La bonne maman</i> und ihre Weingläser | 180 |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|

Capitel XV.

Friedrich schreibt Flugschriften.

| | |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| Der Prinz wird in die auswärtigen Angelegenheiten eingeweiht — Er ist der Ansicht, dass es der preussischen Diplomatie an der nöthigen Energie mangle — Er schreibt eine Flugschrift — Zieht sie aber wieder zurück — Der <i>Antimacchiavel</i> — Die <i>Staatsschriften</i> | 188 |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|

Capitel XVI.

Bielfelds Briefe.

| | |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| Die Briefe wurden nie zur Post gegeben — Bielfeld lässt sein Gedächtniss im Stich — Er beschreibt ein Symposion — Und betritt die diplomatische Carrière — Sein <i>Éloge</i> | 211 |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|

Capitel XVII.

Suhm.

| | Seite |
|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------|
| Friedrich und Suhm am Kaminfeuer — Suhm übersetzt Wolff's „Metaphysik“ — Und beweist die Existenz einer schönen Seele — Mini verbrennt die Uebersetzung an einer Kerze — Suhm geht nach St. Petersburg — Friedrich ist dem Bankerott nahe — König Friedrich Wilhelm studirt Logik — Suhms Tod. | 220 |

Capitel XVIII.

Voltaire.

| | |
|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| Friedrichs Hochschätzung für Voltaire — Seine Ansicht über ihn anfangs und später — Seine Bewunderung wird erwiedert — Er sendet ihm einen Spazierstock und sein Portrait — Keyserlingk geht, das Goldene Vliess zu holen — Bringt aber nur ein Bruchstück davon mit — Friedrich sendet seine Gedichte an Voltaire — Dieser glaubt, dass die Liebe zu den Wissenschaften Ermuthigung verdiene — Friedrich rechnet nicht auf Nachruhm — Voltaire und Madame du Châtelet singen einen Hymnus — Friedrich und Madame du Châtelet sind verschiedener Ansicht über den Ursprung des Feuers — Der letzte Brief aus Rheinsberg — Friedrich spricht in seinen Briefen nicht seine unverhohlene Meinung aus | 245 |
|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|

Capitel XIX.

Der Kronprinz verlässt Rheinsberg.

| | |
|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| König Friedrich Wilhelm fühlt sein Ende herannahen — Und droht, dem Herzog von Holstein den Kopf abschlagen zu lassen — Der prinzliche Hof beobachtet ein geziemendes Decorum — Die Prinzessin wird um zwei Uhr Morgens aus dem Schläfe geweckt — Und nimmt ein niederschlagendes Pulver — Frau von Katsch bringt einen Toast aus — Bielfeld vergiesst Thränen | 286 |
|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|

Capitel XX.

Der König kehrt nach Rheinsberg zurück.

| | |
|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| Ihre Majestäten sehen einen Kreis von Freunden bei sich — Und führen den „Tod Caesars“ auf — Der König leidet am Wechselieber — Carl VI. stirbt — Maskerade und Hoftrauer — Der König macht sich über geeignete Maassregeln schlüssig — Die Markgräfin von Bayreuth findet Rheinsberg langweilig — Voltaire stattet dort seinen ersten Besuch ab | 295 |
|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|

Capitel XXI.

Die Königin.

Seite

Königin Elisabeth Christine kehrt für den Winter nach Berlin zu-
 rück — Sie bringt den nächsten Sommer in Schönhausen zu —
 Sie übersetzt Erbauungsschriften — Der König speist während
 des Karnevals mit der Königin — Sie sehen einander zum
 letzten Male — Die glücklichen Jahre zu Rheinsberg . . . 306

Capitel XVIII

Voltaire

Friedrichs Hochachtung für Voltaire — Seine Ansicht über die
 Götter und die Natur — Seine Beurtheilung der Wissenschaften —
 Er sendet ihm einen Panzerrock und sein Porträt — Voltaire
 dankt sehr, das Gebete Vlies zu holen — Er antwortet ihm auf
 Voltaire's Briefen — Voltaire glaubt, dass die Liebe zu den Wissenschaften
 die Erziehung verleihe — Friedrich rechnet nicht auf Nach-
 zehm — Voltaire und Madame de Kéroul sagen einen Hymnus —
 Friedrich und Madame de Kéroul sind verschiedener Ansicht
 über den Ursprung des Feuers — Der letzte Brief aus Rheins-
 berg — Friedrich spricht in seinen Briefen nicht seine wahren
 Meinungen aus

Capitel XIX

Der König zum verlässt Rheinsberg

König Friedrich Wilhelm bleibt sein Ende bestimmen — Und droht
 dem Marox von Holstein den Kopf abschneiden zu lassen — Die
 Der preussische Hof beobachtet ein gemeinsames Diner — Die
 Erläuterung wird um zwei Uhr Morgens aus dem Schlosse ge-
 weckt — Und stimmt ein nichterschlagendes Paar — Frau von
 Katsch bringt einen Toast aus — Katsch vergisst Thronen

Capitel XX

Der König kehrt nach Rheinsberg zurück

Die Majestäten geben einen Kreis von Thronen bei sich — Die
 führen den „Tod Casars“ auf — Der König leidet am Wechsel-
 fieber — Carl VI stirbt — Blaskowicz und Hoffmann — Die
 König macht sich über gewisse Messiasen lustig — Die
 Markgräfin von Bayreuth kauft Rheinsberg freiwillig —
 Voltaire stiftet dort seinen ersten Besuch an

Capitel I.

Ankunft.

Der Rathskeller — Der Marktplatz — Das Schloss — Der See —
Der Rhin — Der Park — Proserpina und Daphne und die Vier
Elemente — Der Obelisk — Der Tempel der Freundschaft — In
piam Memoriam — Der Boberow-See — Der erste Abend in
Rheinsberg.

Es war kein übler Spass, im Jahre 1872 noch mit der Postkutsche von Berlin abzureisen. Spät an einem heissen Juli-Abende fuhr ich, nicht wie die meisten anderen Droschen, nach irgend einem der überfüllten Bahnhöfe, sondern mitten hinein in das Herz der „City“ von Berlin, am Schlosse vorbei, über die Lange Brücke, die Königstrasse entlang bis nach dem General-Postamt. Dort stand, aus seiner Remise hervorgezogen, auf einem der inneren Höfe ein alter Postwagen, und harrete der Pferde und der Passagiere. Ich war etwas früh gekommen, um mir einen guten Platz zu sichern, und schlenderte nun noch ein wenig in der Spandauerstrasse auf und ab. Es war merkwürdig still für einen so bevölkerten Stadttheil wie die Königstadt; hie und da ein vereinzelter Nachtschwärmer, der seinem Hause zueilte, das war die einzige lebende Staffage des Bildes. Um elf Uhr machte sich die Ruppiner Postkutsche

unter Rütteln und Stossen auf den Weg; ich und der Condukteur vorn im Coupé, im Inneren des Wagens, glaube ich, noch ein Passagier.*

Draussen war es inzwischen völlig dunkel geworden, und ich begann mit dem Condukteur eine Unterhaltung über den Rückgang des Personenpost-Verkehrs, eine Thatsache, über die er nach seiner Art weitschweifige Betrachtungen anstellte, indess nicht das geringste Bedauern äusserte; so erzählte er mir auch, als wir an der Oranienburgerstrasse an den Stallgebäuden der Post vorüberfuhren, mit grosser Seelenruhe von den Hunderten von Pferden, die früher hier für den Personen-Postdienst gehalten worden seien. Er war, das wurde mir klar, Postkondukteur nicht von Gottes Gnaden, sondern durch den Willen der Menschen. Wie jeder preussische Beamte, that er das, was er für seine Dienstpflicht hielt, gewissenhaft und mit der steifen, zugeknöpften Haltung eines alten Soldaten, der gern merken lassen möchte, dass er sich seiner Verantwortlichkeit bewusst ist; allein, dass er sich seines Berufes gerühmt, geschweige denn irgend etwas wie Enthusiasmus dafür an den Tag gelegt hätte, kann ich nicht sagen; er hätte kaum anders darüber sprechen können, wenn er Kattundrucker oder Börsenmakler gewesen wäre. Jedenfalls hatte er nichts, nicht einmal den Namen mit jenen „forschen“ Gestalten unserer eignen Landkutschen - Zeit

* Aus dem Postkursbuche ersah ich, dass gegenwärtig noch fünf Personenpostwagen zwischen Berlin und einigen kleinen Städten und Dörfern in der Nachbarschaft kursiren, oder — besser gesagt — sich mühsam durch den tiefen Sand der dortigen Landwege durcharbeiten. Die moderne Civilisation ist über diese kleinen Orte hinweggegangen. An sich zu unbedeutend, und dabei in einem der unfruchtbarsten Distrikte der Mark Brandenburg gelegen, sind sie vom Eisenbahnverkehr unberührt geblieben und haben kaum Aussicht, bei neuen Projekten noch berücksichtigt zu werden. Der Personen-Postdienst ist heutzutage nur noch ein seltsames Ueberbleibsel von dem, was ehemals eine grossartige Institution war. An den meisten Orten ist er ganz verschwunden, in Berlin liegt er in den letzten Zügen.

gemein, die, schwer bemäntelt und vom Publikum stark verzogen,* auf dem luftigen Hintertritte standen, oder vielmehr schwebten, den Wagen „hüteten“† und am Gefährt, an Reise und Landstrasse ihre rechte, ebenso berufsmässige, wie persönliche Lust hatten. An seinen fünf alten Postkutschen freilich, konnte mein braver Alter kaum eine „rechte Lust“ haben, noch von Berufs wegen sehr stolz auf dieselben sein.

So sass er denn in seinem knappen Uniformrock still mir gegenüber in der Coupé-Ecke, wahrscheinlich genau so, wie Generationen von Post-Condukteuren schon vor ihm dort gesessen haben, und wird dort vermuthlich sitzen bleiben bis an sein selig Ende.

Nach einer Weile erzählte er mir eine Geschichte, die ebenso traurig ist, wie sie ja leider nicht vereinzelt dasteht. Der Feldzug hatte ihm seinen Sohn genommen, sein einziges Kind, „so einen prächtigen Jungen, der Vater und Mutter nie Sorge gemacht und sich immer brav und ordentlich gehalten hat; und noch dazu gerade, wie er eben eine so schöne Stellung als Kellner im Hôtel X . . . antreten sollte.“ Nun hätten er und seine Frau nichts mehr, woran sie ihr Herz hängen könnten, es gebe auch für sie keine Freude mehr auf der Welt, — „das ist jetzt alles eins!“ — Sie wären nur froh, dass sie ihren Jungen noch gesehen hätten, ehe er starb. Vier Wochen hatte er noch gelebt nach seiner Heimkehr aus dem Kriege, und dann etc. etc. —

* Das hübsche Wortspiel des Englischen Originals „many tippeted and much tipped“ lässt sich leider Deutsch nicht wiedergeben. D. Ü.

† „Guards“. Bei der Konkurrenz, die sich die verschiedenen, höchst komfortabel gebauten und mit Vollblut-Viererzügen bespannten Landkutschen (die, wie die Schiffe, besondere Namen als: „High-Flyer“, „Swallow“ etc., trugen) unter einander machten, waren die Kondukteure (Guards) sehr wichtige Personen, von deren Schneidigkeit, Umsicht und geschickter Behandlung des Publikums sehr viel abhing. D. Ü.

„Ach, ich kann ihnen sagen, lieber Herr, seitdem habe ich keine frohe Stunde mehr gehabt“ etc.

Die Nacht war völlig hereingebrochen, als wir Tegel und die Humboldt-Gräber passirten. Ein, freilich vielfach unterbrochener Schlummer, half mir nothdürftig den Rest derselben hinbringen, bis wir in der Morgenfrühe, gegen fünf Uhr, das Dorf Herzberg erreichten, wo mich der Postwagen absetzte, um seinerseits nach Neu-Ruppin weiterzufahren.

Ich hatte mir vorgenommen, direkt nach Rheinsberg durchzureisen, und mich lediglich öffentlicher Fahrgelegenheit zu bedienen; so hatte ich denn eine gute Stunde zu warten (ich benutzte sie dazu, im Morgensonnenscheine ein wenig umherzuschlendern und die Grabschriften auf dem Dorfkirchhofe zu studiren) bis der Rheinsberger „Omnibus“ unter einem Schuppen hervorkam, und mich aufnahm. Es war ein aus tannenen Brettern zusammen gezimmerter Kasten, mit ein paar Fensterscheiben versehen und mit Oelfarbe angestrichen;* in seinem Innern fand ich bereits Passagiere vor, einen Mann mit zwei grossen und recht ungezogenen Jungen. Noch drei volle Stunden lang schleppte uns der „Omnibus“ durch tiefe Sandwege, dürftige, schwüle Kieferwälder und zu guterletzt noch durch einen kleinen, glühend-heissen und staubigen Marktflecken, Namens Lindow, dann waren wir am Ziele unserer Reise.

Wer sich Rheinsberg von dieser Seite her nähert, der erhält einen überaus bescheidenen, wenig versprechenden Eindruck von der Stadt. Zuerst erblickt er ein niedriges Haus zu seiner Linken, etwas abseits vom Wege und schiefwinklig zu demselben, und während sein Auge gleichgiltig darüber hinstreift, und nun auch den dahinterstehenden Heuschober gewahr wird, erscheinen auch zu seiner Rechten zwei Häuser, dann wieder eins, oder zwei zur Linken,

* Jetzt fährt täglich regelmässig ein leidlich bequemer Omnibus von der Station Gransee der Nordbahn nach Rheinsberg. D. Ü.

ken, und mit einem Male findet er sich mitten in einer breiten, übrigens sehr reinlichen Strasse, um wenige Minuten später vor dem Rathskeller abgesetzt zu werden, dem ersten Wirthshause der Stadt, welches von rechtswegen auch das beste sein sollte.

Ich hatte mir aus der Lektüre von Fontanes reizendem Buche* ein günstiges Vorurtheil für den Rathskeller gebildet, und gab mir alle mögliche Mühe, den Schmutz nicht zu sehen, auf den mein Auge überall stiess, in der Hoffnung, man habe die Reinlichkeit nur für ein Weilchen versteckt, um ihr dafür im Geheimen eine um so sorglichere Pflege angeidehen zu lassen; allein mir begann der Muth zu sinken, als ich fand, dass die Treppe sichtlich niemals gekehrt, oder gescheuert worden war. Man führte mich in den besten und grössten Raum des Hauses, ein Eckzimmer mit Fenstern nach beiden Seiten und mit der Aussicht auf die prächtigen alten Bäume. Mich überkam sogleich ein starker Zweifel, ob es mir je gelingen würde, mich in diesem Raume behaglich einzurichten. Ein Bett in der hinteren Ecke des Zimmers, ein in allen Gliedern wackeliges Sopha und ein Tisch davor mit einer Decke, die einmal weiss gewesen war, jetzt aber in eckelerregender Weise von Schmutz- und Fettflecken starrte, endlich noch ein Waschtisch und ein paar alte Stühle, bildeten das ganze Ameublement; im Uebrigen war es wüst und leer in dem weitläufigen Raume. Die Wände bedeckte jene blassrosa Kalktünche, die stets abbröckelt, und mit ganz besonderer Vorliebe auf Aufschläge und Ellbogen unserer Rockärmel fliegt. Dabei war die Luft im Zimmer dumpfig zum Ersticken. Zwar öffnete ich sofort alle Fenster und rückte Stühle davor, dass sie nicht wieder zuschlügen, allein es

* *Wanderungen durch die Mark Brandenburg.* Von Theodor Fontane. Drei Theile. Berlin. 1865 — p. 73.

war mir klar, dass durch blosse Zuführung frischer Luft, und mochte sie noch so rein, und vom balsamischen Dufte der Bäume draussen erfüllt sein, die verdorbene nicht zu bannen sein würde, — wenigstens nicht innerhalb der Zeit, die mir zum Aufenthalte hier vergönnt war.

Man sieht es Rheinsberg an, dass es nach dem letzten Brande, der es im Jahre 1740 in Asche legte, zwar nach einem einheitlichen Plane, aber etwas hastig wieder aufgebaut worden ist; für einen Ort von nicht mehr als zweitausend Einwohnern, nimmt es einen sehr bedeutenden Raum ein; dabei sind die Strassen sehr breit und die Häuser sehr niedrig, d. h. die Mehrzahl derselben besteht lediglich aus einem Erdgeschosse und einem giebelartigen Aufbau in der Front. Der weite, viereckige Platz, den man vom Rathskeller aus seitwärts überblickt, sowie ein kleiner, grüner Rasenfleck in Dreiecksform, dem letzteren unmittelbar gegenüber, sind um die Mitte vorigen Jahrhunderts mit einer doppelten Reihe von Linden und Kastanien bepflanzt worden, die sich allmählig zu wahren Riesenbäumen mit mächtigen Laubkronen von fast undurchdringlicher Dichtigkeit entwickelt haben. Ihre gewaltige Höhe lässt die Häuser daneben viel kleiner erscheinen, als sie wirklich sind, so dass sie den Eindruck von Buden auf einem Markte machen, während der tiefe Schatten, in dem sie fast immer liegen, ihnen etwas Düsteres und Unwohnliches verleiht. Mehr nach der Mitte des Platzes zu sind in späteren Zeiten junge Bäume nachgepflanzt worden. Der Platz wird zwar Marktplatz genannt, allein, ich glaube, es ist schon lange her, dass auf demselben ein Markt abgehalten worden ist; selbst für den täglichen Verkehr wird er kaum mehr benutzt, nur selten sieht man Menschen und Thiere sich auf demselben bewegen. Bei seiner Lage, ganz am äussersten Ende der Stadt, oder richtiger, zwischen ihr und dem Schlosse, muss er zu den Zeiten, wo letzteres noch

bewohnt war, als Hauptzugang dorthin gedient haben, dem Verkehrsleben in der Stadt selbst aber, ist er völlig aus dem Wege gerückt. Wie er so daliegt an einem Juli-Vormittage, sonnig, schattig, grasig, staubig, vergessen und verlassen, leer, bis auf die stattlichen Bäume, in deren Aesten die Spinnen ihr stilles Wesen treiben, und das zerbrochene Geschirr, das in einer versteckten, Ecke eingeschlummert scheint, ist er der rechte Platz für einen Touristen, der der eleganten Badeorte, mit ihren wohlgepflegten Alleen, satt, einmal wieder ein Stückchen Wirklichkeit geniessen, und mit bescheidenem Danke sich dessen freuen mag.

Gleich nach dem Kaffee machte ich mich auf den Weg nach dem Schlosse, das nur einige hundert Schritte vom Gasthofs entfernt, unter rechtem Winkel zu demselben gelegen ist. Auf einem Terrain erbaut, dessen Niveau etwas tiefer, als das der Stadt liegt, macht es, von dieser Seite gesehen, keinen bedeutenden Eindruck. Der Zugang zu seiner Umfriedigung liegt zwischen zwei Aussen-Bauten, dem Kavalierhause und dem Stallgebäude, von denen jedes einer Front oder Seite des Schlosses gegenüberliegt. Ein hölzernes Stacket verbindet diese beiden Dependenzen mit einander, und ist in seiner Mitte durch ein Gitterthor zugänglich, das sich in recht baufälligem Zustande befindet. Von ihm aus führt der Weg mittelst einer hölzernen Brücke über den Wassergraben, und dann grade auf den Haupteingang des Schlosses zu. Das Wasser im Graben war still und ganz klar, nur ein paar Stauden Froschlattich hatten sich darin angesiedelt, und auf dem Grunde lag ein zerbrochener Porzellanteller. Das Portal stand weit offen; zwei breite Treppenfluchten führen von ihm aus nach beiden Seiten zu den inneren Räumen des Schlosses hinauf. Auf dem inneren Hofe lag glänzender Sonnenschein und überall rings lautlose Stille und tiefer Friede gebreitet. Die Steinfliesen, mit denen der Hof belegt ist, waren zwar sorglich gekehrt, befanden sich aber in

etwas aufrührerischer Verfassung, hier hatte sich eine gesenkt, dort wieder eine gehoben, wie das so ihre Art ist, wenn sich lange Jahre hindurch Niemand mehr um sie kümmert. Das Schloss nimmt mit seinem Mittelbau und den zwei darangehängten Flügeln drei Seiten eines Vierecks ein, auf der vierten, welche sich dem See zuwendet, verbindet ein nach den Seiten zu offener, oben überdachter Säulengang, die beiden Flügel mit einander.

Zwischen den Säulen hindurch konnte ich den See schimmern und glitzern sehen im Glanze der Juli-Sonne, und als ich durch die Colonnade in's Freie hinaustrat, lag er dicht zu meinen Füßen ausgebreitet; denn nur ein schmaler Streifen grünen Rasenlandes, mit Blumenbeeten geschmückt und von Kieswegen durchschnitten, trennte ihn vom Schlosse. Es ist der sogenannte Grienerick-See, oder richtiger, eine Einbuchtung desselben, wenn auch von stattlicher Breite, (ca. achthundert Schritt) an welcher das Schloss liegt; nach rechts hin, zum Theil verdeckt durch eine vorspringende Landzunge, dehnt sich dann der See selbst zu einer mächtigen Wasserfläche aus; bald aber verengt er sich wieder und bildet einen langen, ganz mit Schilf bewachsenen Arm, durch dessen Mitte sich ein schmaler Graben tieferen Wassers zieht, welcher die Verbindung zwischen dem Grienerick- und einem bedeutend grösseren, dem Rheinsberger See, herstellt, so dass man den ersten füglich als einen blossen Seitenarm des ebengenannten bezeichnen könnte. Grade dem Schlosse gegenüber erhebt sich an einer sanft ansteigenden Stelle des jenseitigen Ufers der Obelisk, welchen Prinz Heinrich zum Andenken an die Helden des siebenjährigen Krieges errichtete. Von hier aus gesehen, macht er einen bedeutenden Eindruck. Wie er von vorn herein eine der besterfundnen unter Heinrichs dekorativen Schöpfungen war, so sollte er ihn auch am längsten überleben. Der Schlosspark, im eigentlichen Sinne des Wortes,

liegt zur Linken, und erscheint, von hier aus gesehen, nur als eine dichte Masse mächtiger, alter Bäume, welche, der Krümmung des Ufers folgend, die ganze Seebucht wie mit einem Rahmen umgiebt.

Das Rasenstück mit den Blumenpartien, unmittelbar vor der Colonnade ist gut in Stand gehalten; die Kieswege sind eben und rein von Gras, und den Ziersträuchern sieht man es an, dass sie zur rechten Zeit und von kundiger Hand unter die Scheere genommen worden sind. Auf den Blumenstücken wächst Reseda und wohlriechende Wicke in Fülle, eingerahmt von Balsaminen und Levkojen, und ausserdem mancherlei Treibhauspflanzen in Töpfen. Das alles blühte und duftete nach besten Kräften im warmen Sonnenschein des Julmonds, und unmittelbar daneben breitete der See seinen schimmernden, glitzernden Spiegel aus. Die Aussenseite des Schlosses musste wohl eben erst frisch getüncht worden sein, denn sie strahlte im allerweissesten Weiss. Fünf Statuen, Apollo und die Vier Elemente darstellend, die rings herum in den Büschen standen, und wohl seit langer Zeit keine andre Bekleidung gekannt haben, waren eben im Begriff, gleichfalls einen weissen Ueberzug zu erhalten. Ein Mann mit Farbentopf und Pinsel hatte seine Leiter an die Schultern des „Wassers“ gelehnt und war grade dabei ihm die Wangen zu bepinseln, als ich vorüberging*; beiläufig das erste lebende Wesen, das ich bis jetzt zu sehen bekommen hatte.

In unmittelbarer Nähe, zur Linken des ebenerwähnten Rasenplatzes, entfließt der Rhin dem Seebecken; ein be-

* Dieser, von Jahr zu Jahr sich wiederholende, dicke Auftrag von Oelfarbe, muss natürlich die feine Modellirung, mit der sich Meister Glume — oder, wenn nicht Glume, dann irgend ein anderer, weniger genannter Bildhauer jener Tage — so viel Mühe gegeben, völlig abstumpfen. Leider überzieht man auch alle architektonischen Ornamente, das feine Blätterwerk der Karniesse etc., mit Oelfarbe, so dass sich mit der Zeit jede Spur von organischer Form verwischt und nur noch

scheidenes Flässchen mit dunkelgefärbtem, aber klarem Wasser, das auf seinem kurzen Lebenslaufe bereits durch sieben Seen geflossen ist. Grade hier, wo wir seine Bekanntschaft machen, wird er berühmt, in seinem weiteren Laufe dagegen schleppt er sich träge und bedeutungslos durch eine Sandwüste, bis er endlich wieder kulturfähiges Land erreicht, durchfließt dann noch zwei oder drei Seen, deren letzten er, in zwei Arme getheilt, wieder verlässt, um sich bald darauf in dieser Zwillingsgestalt in die Havel zu ergiessen, unweit der Stelle, wo diese selbst in die Elbe fällt.

Ehemals führte an dem obenbezeichneten Punkte eine stattliche, steinerne Brücke über den Rhin, auf deren Geländer in Stein gehauene Gruppen von Genien standen; allein im Jahre 1765 wurden die Genien, die wohl schon etwas schwach auf den Füßen sein mochten, abgenommen und durch kolossale Vasen ersetzt, die nach der Antike kopirt waren. Nun sind auch die Vasen verschwunden mit sammt der Brücke, die sie trug; an ihrer Stelle ist jetzt eine solche von Holz vorhanden, und statt der Vasen stehen auf ihrem Geländer Hortensientöpfe.

Von der Brücke aus streckt sich ein schöner, breiter Weg nach einer Treppenflucht hin, auf welcher man zu einem höher gelegenen Theile des Schlossgartens hinauf-

Erhöhungen und Vertiefungen übrig bleiben. Künstler und Kunstfreunde haben oft genug lauten Protest erhoben gegen diese seltsame Methode des Restaurirens, welche, wie man sagt, bei der Preussischen „Hofkammer“ sehr beliebt ist. Man kann nicht umhin, sich diesem Proteste anzuschliessen, wenn man auch gerne zugeben wird, dass einer hohen Behörde daran gelegen sein muss, zu zeigen, dass sie für ihr Geld auch etwas leistet und — unfehlbar, wie sie doch ist — nicht erst nöthig hat, sich bei Fachmännern Rath zu erholen. Ein Farbentopf ist ein so angenehmes Ding, so handlich und anscheinend auch so harmlos! Darf man sich da wundern, wenn eine „Hofkammer“ vergisst, dass in dem Topfe „der Tod steckt“ für Alles, was zarte Kunstform heisst?

steigt. Er führt bald zwischen Gruppen dicht ineinander gewachsener, prachtvoller alter Bäume, bald zwischen hohen Hecken, bald wieder an hübschen Blumenpartien und Gruppen von Treibhauspflanzen, hin. Längs des Weges ragen hier und da Postamente aus dem umgebenden Grün hervor, welche die moosüberwachsenen Trümmer von Statuen tragen. Gleich am am Eingange stehen zwei solcher Gruppen aus dunkelgrauem Steine, die Ueberreste von dem, was einst Proserpina, und ihr gegenüber, Daphne darstellen sollte, beide im verzweifelten Ringen mit ihren Entführern begriffen. Nun haben Wind und Wetter längst alle Leidenschaft von ihnen weggewaschen und abgebröckelt. Noch sind Kopf und Rumpf an beiden Gruppen zwar vorhanden, aber die Glieder — die weissen Arme, die sich einst so wild zum Himmel empor streckten, die kräftigen Beine, welche die holde Last, und zugleich ihren Eigenthümer in eiligem Laufe davonzutragen schienen — fehlen fast ganz, und haben starren, eisernen Stützen Platz gemacht, die freilich keine Bewegung mehr auszudrücken vermögen. Der Verzweiflungsschrei auf Daphnes Marmorlippen hat sich in unplastisches Heulen verwandelt, denn die Marmorlippen sind geschwunden, und haben nichts als ein rundes, dunkles Loch übrig gelassen.

Die breite Treppenflucht am Ende des Weges wird gekrönt von zwei kolossalen Sphinxen, welche majestätischen Blickes, über den hinaufsteigenden Wanderer hinweg, ins Leere schauen; es stört sie nicht in ihrer göttlichen Ruhe, dass eine von ihnen die Nase verloren hat.

Uebrigens hat die Periode der Vernachlässigung für die Rheinsberger Anlagen jetzt ihr Ende erreicht; man sieht, es wird Sorge getragen, wenigstens das zu erhalten, was noch übrig geblieben ist.

Ich hatte nicht lange zu suchen, bis ich in einem Dickicht zur Linken Prinz Heinrichs Grabmal gefunden; es

ist ein pyramidenartiger Bau auf quadratischer Grundfläche, kaum einen Steinwurf von der Treppe entfernt. Natürlich las ich die lange, von ihm selbst verfasste Inschrift, deren feierlicher Ton ganz in die Stimmung passt, in welche uns der verlassene Schlossgarten versetzt. Auf den Wortlaut des Epitaphs komme ich später zurück.

Weiterhin zur Rechten führen eine Menge Wege, theils zwischen hohen Hecken hin, theils offen, zu dem Schlossparke im eigentlichen Sinne des Wortes, d. h. weit hin sich streckenden Rasenparthien, die durch mächtige Baumgruppen theils unterbrochen, theils umrahmt werden, und sich auf der einen Seite bis an das Seeufer hinunterziehen, andrerseits aber in den Boberower Wald verlieren. Einem dieser Pfade folgend, fand ich, dass er mich zum Ufer des Sees hinabführte; dort sassen zwei Damen, die eine mit Skizziren beschäftigt, die andre in einem Buche lesend; da ich sie nicht stören mochte, schlug ich mich wieder seitwärts in die Büsche, und gelangte zu einem Rondel, von dem aus eine Menge Wege strahlenförmig nach allen Seiten ausliefen; in der Mitte desselben stand eine Art Tempel in Form einer von Säulen getragenen Kuppel. Weiterhin traf ich nach und nach eine ganze Reihe, mehr oder weniger erhaltener, oder, besser gesagt, verfallener Monumente, Fontainen, Grotten, Urnen und Statuen, steinerne Sitze und künstliche Ruinen, oder Ueberreste von solchen. Ich wusste bereits, dass ein grosser Theil der Denkmäler — darunter einige der hervorragendsten, wie z. B. der Tempel der Freundschaft — weil sie in Folge der langen Vernachlässigung zu sehr in Verfall gerathen, inzwischen abgetragen worden waren. Von denen, die noch vorhanden, sind viele so dicht vom Gebüsch überwachsen, oder derartig verwittert, dass sie aller Forscher-Neugierde spotten. Eine tiefe Grotte, deren Wände einst mit Muscheln und Spiegelglas belegt gewesen waren, fand ich an ihrem Eingange

bis zur Brusthöhe vermauert, da die gewölbte Decke mit Einsturz droht; hier und da hingen noch ein Paar Muscheln an den von Feuchtigkeit triefenden Wänden.

Die Park-Anlagen sind zum grossen Theile überaus anmuthig und reizvoll; freilich sollte dies in noch viel höherem Maasse der Fall sein, nachdem sie länger als ein Jahrhundert Zeit gehabt, zu wachsen und sich zu entwickeln. Jetzt werden sie ja leidlich in Stand gehalten, aber überall zeigen sich noch die Spuren der früheren Vernachlässigung; denn das und nichts anderes ist es, wenn man sich damit begnügte, einen verdorrten Strauch oder Baum einfach abzuhaufen, ohne einen anderen an seine Stelle zu pflanzen, oder die Bäume so dicht emporwachsen liess, dass ihre Stämme aus Mangel an Luft und Licht kahl wurden, und die Kronen vielfach nicht zur vollen, schönen Entwicklung gelangen konnten. Aber wer möchte an einem sonnigen Julimorgen den Kritiker spielen! Spotteten nicht das frische, saftige Grün, die üppigen Laubmassen, zwischen denen der See in glänzenden Streifen hindurchschimmerte, aller Kunst des Landschaftsgärtners? Einem grünen Riesenzelte gleich, wölbten sich über meinem Haupte die Kronen der gewaltigen Bäume, weithin Schatten und Kühle spendend, während die Luft unter dem heissen Athem des Sommers zitterte. Nur hier und da drang ein Sonnenstrahl verstohlen durch das dicke Gezweig und streute Flecken glänzenden Goldes auf den Kiesweg, oder spielte auf der ausgestreckten Hand einer alten, grauen Göttin, die irgendwo auf einem Seitenpfade, verborgen im Gebüsche stand.

Mit Ausnahme der beiden Damen und des Mannes, der die Vier Elemente anpinselte, war ich noch keiner lebenden Seele begegnet, und doch ist der Platz ganz danach angethan, Sommergäste anzulocken, wohlverstanden, solche, die nichts wissen wollen von eleganten Badeorten, sondern Sehnsucht tragen, im Wald und Flur umherzu-

streifen und zum Zeitvertreib mit den Nachbarn zu schwatzen, oder einer Schönen den Hof zu machen. Dessen glaube ich sicher zu sein, dass vor mir noch niemals Jemand in solcher Absicht nach Rheinsberg gekommen ist, oder daran gedacht hat, es zu thun, ja, überhaupt nur davon gehört hat; ganz sicher bin ich ferner, dass in diesem Augenblicke auf zehn Meilen in die Runde kein derartiger Sommergast zu finden war, allein beinahe ebenso sicher scheint es mir auch, dass der Tag einst kommen wird, da Rheinsberg von solchen Gästen wimmelt. Mir war zu Muthe, etwa wie einem Seefahrer, der die Abenteuer, die Einsamkeit etc. um ihrer selbst willen liebt, und froh ist, dass die Generationen noch nicht geboren sind, die einst sein Andenken segnen und von dem Lande, welches er entdeckt hat, Besitz ergreifen werden.

Da ich dem Wirthe auf seine desfallsige Frage gesagt hatte, ich würde mit den anderen Herren zusammen an der „table d'hôte“ speisen, so musste ich meinen Spaziergang abbrechen. Die table d'hôte wurde in dem kleinen Eckzimmer des Erdgeschosses servirt, das zwar ein wenig reinlicher war, als die übrigen Räume des Hauses, indessen kein anderes Ameublement enthielt, als einen langen Tisch und die erforderliche Zahl von Stühlen. Das Diner bestand diesmal und alle folgenden Male aus Suppe, zwei Sorten Fleisch — eine davon gekocht die andre nicht, sondern, was man hier zu Lande „gebraten“ nennt, das heisst, irgendwie gesotten ohne Zuthat von Wasser — Kartoffeln in reichlicher Fülle und andres Gemüse, oder geschmorte Johannisbeeren. Bedient wurden wir bei Tische von einer braven und würdigen Dienstmagd, zugleich aber auch der schmutzigsten und ungeschultesten Person, die ich in ähnlicher Funktion je in meinem Leben gesehen habe. Sie schlurrt herein in das Zimmer und wieder hinaus, stets beide Hände voll, und dabei entweder die Thüre mit der Schulter hinter-

sich zustossend, oder dieselbe ganz offen lassend; sehr häufig setzte sie unterwegs plötzlich die Schüssel im ersten besten Winkel ab, und stürzte davon, um einem Rufe Folge zu leisten, der von irgendwoher im Hause an sie ergangen war; eine anderweite Bedienung gab es nicht. Jeder Gast half sich eben selbst, nachdem er vorher seine Gabel sorgfältig an der Serviette gereinigt hatte. Die Gesellschaft bestand, ausser mir noch aus zwei Landschaftsmalern und drei Juristen, welche letztere bei der Gerichtsbehörde in Rheinsberg amtlich beschäftigt waren.

Da ich selbst kein Jurist, auch nicht einmal ein Landschaftsmaler, sondern im Gegentheil nur ein simpler Tourist und, wie sich herausstellte, noch dazu ein Ausländer war, so mochte ich wohl den Herren nicht sehr willkommen sein. Wie indessen die Umstände lagen, konnte man kaum erwarten, dass ein Tischgast den anderen mit besonderer Freude sah. Es herrschte eben ein Gefühl gemeinsamen Missbehagens, das seinen Einfluss auch auf die Tischunterhaltung ausübte, an der ich mich übrigens activ nur wenig betheiligte. Der Ton derselben war nichts weniger als verbindlich, oder anregend, sowie man ihn sonst an einem Mittagstische findet, viel eher konnte man ihn kurzangebunden, ja beinahe schroff nennen, etwa so, wie ich mir vorstelle, dass er unter den Insassen eines Gefängnisses herrscht. Jeder Einzelne in dieser Tischgenossenschaft glaubte besonderen Grund zur Unzufriedenheit zu haben, klagte über das schlechte Essen und die noch schlechtere Bedienung, kurz, fühlte sich persönlich vernachlässigt und schlecht behandelt. Unter solchen Bedingungen liess sich kaum erwarten, dass eine muntere, und für alle Betheiligten erspriessliche Tischunterhaltung, in Gang kommen werde.

Bei Tische wurde von einem Morde gesprochen, und auf meine Fragen erfuhr ich, dass man schon vor geraumer Zeit in einem der ausgedehnten Wälder der Umgegend —

wenn ich nicht irre, im Schilfe einer der dicht verwachsenen Sumpflachen, an denen jene Wälder reich sind — den Körper eines ermordeten Mannes gefunden hatte, und dass bald danach, auf Veranlassung meiner richterlichen Tischgenossen, durch die Polizei ein verdächtiges Individuum in Haft genommen worden war. Allein, obgleich man dasselbe inzwischen wiederholt verhört hatte, auch innerlich von der Schuld desselben völlig überzeugt war, hatte es bis jetzt nicht gelingen wollen, auch nur die leiseste Spur eines wirklichen Beweises zu finden, und man sah sich genöthigt, den Inkulpaten wieder seiner Wege gehen zu lassen. Natürlich waren die Herren etwas betreten über ihren Misserfolg, namentlich aber sehr ärgerlich auf ihre Untergebenen von der Polizei, weil dieselben das Gewehr nicht gefunden hatten, mit dem der Mord verübt worden war. Man wusste nehmlich, dass der Gefangene eines Tages mit einem Gewehr ausgegangen, und ohne dasselbe wieder nach Hause zurückgekehrt war. Seiner eigenen Angabe, wonach er dasselbe auf der Landstrasse an einen Mann aus Mecklenburg, den er nie vorher gesehen und dessen Namen er nicht wisse, verkauft habe, schenkte man keinen Glauben.

Am Nachmittage unternahm ich einen weiteren Ausflug. Da wieder einsetzend, wo ich meinen Morgen-Spaziergang abgebrochen hatte, fand ich bald einen Pfad, der mich zu dem Obeliskn führte. Von seiner Basis aus hat man einen ausserordentlich hübschen Blick über den See hinweg auf Stadt und Schloss Rheinsberg. Ich las sämmtliche Inschriften, deren der Obelisk achtundzwanzig enthält,* und wanderte dann weiter, einem sehr hübschen Rasenwege folgend, der quer durch den ganzen Park führt; denn einen „Park“† darf man ihn mit Recht nennen, mit seinen wahr-

* Die Beschreibung des Obeliskn wird an einer andern Stelle gegeben werden.

† Im Englischen bedeutet „Park“ eine Anlage von viel grösserem Umfange und viel reicherem Wechsel an Scenerie, als im Deutschen. D. Ü.

haft majestätischen Baumgruppen, die in überreicher Laubfülle prangen, und seinen saftigen Rasenflächen, in die, wie in einen Riesen-Teppich, Tausende bunter Feldblumen eingewebt sind. Er wird in verschiedenen Richtungen von breiten Alleen durchschnitten, die bis auf eine einzige ganz verrast und mit Gras überwuchert sind; auch die Bäume zeigen bei aller Ueppigkeit des Wuchses vielfach noch die Spuren der rüheren Vernachlässigung. Der Pfad, den ich eingeschlagen, führte mich zu einem anderen Denkmal Heinrichs, einem höchst seltsamen Bauwerk, das die grösste Aehnlichkeit mit dem unteren Theile eines grossen, aus Ziegelsteinen aufgeführten Fabrikschornsteines hat und gegen vier Meter im Quadrat misst; es steckt mitten im tiefen Grase, und ist ganz von Strauchwerk und Bäumen überwachsen. Ohne Zweifel stand es einst auf einem Schmuck-Platze des Parkes, wahrscheinlich umgeben von Urnen und Statuen und dergl.; diese sind nun freilich längst verschwunden; die Natur ist wieder in ihre alten Rechte getreten, und hat ihre Kinder bis dicht an das Denkmal heranwachsen lassen. An seinem oberen Theile sieht man einige Relief-Figuren, die den Tod symbolisiren sollen, während der grössere Theil der Fläche, welche man die Front des Baues nennen könnte, so behandelt ist, dass er eine geschlossene Pforte darstellt, die eine Inschrift vom Jahre 1790 trägt. Dieselbe beginnt mit den Worten:

Oh vous dont les cendres sont confondues

und ist ganz in Heinrichs Style gehalten, grossartig, hoffnungslos und mit einem Anflug von Sentimentalität. Ich stand still und schrieb sie ab, aber sie ist zu lang, um sie hier wiederzugeben. Gewidmet ist sie „dem Andenken geliebter Verwandten, standhafter Freunde und treuer Diener“, von denen nichts bleibt, als „le souvenir.“ In einer der Lebensbeschreibungen des Prinzen habe ich eine flüchtige Notiz über dieses Denkmal gefunden, allein über die speziellen Motive, welche ihn zur Errichtung desselben veranlassten,

war nichts zu ermitteln. Ich glaube nicht, dass irgend Jemandes Asche hier wirklich beigesetzt ist, bin vielmehr der Meinung, dass der Prinz, der nachgerade jedem seiner Bekannten, entweder einen Denkstein gesetzt, oder eine Erinnerungstafel gewidmet hatte, in seiner grossmüthigen, echt fürstlichen Weise, sich gewissermassen schuldbewusst fühlte, den Manen derer gegenüber, die er etwa übergangen oder vergessen hätte; um nun ihre Schatten zu versöhnen, hat er jenes merkwürdige Trauer-Denkmal in Würfelform errichtet, das All' und Jedermann gewidmet ist; gewissermassen eine lapidare Allerseelen-Messe im Rheinsberger Style. Die Inschrift schliesst mit einer Mahnung, dass „der Tag einst kommen wird, da „düsterer Gram uns alle in den Trauerschleier hüllt.“ — Zuletzt wird dann der Vorübergehende noch aufgefordert, „einige Thränen zu weinen“.

Erst später fand ich heraus, dass der Tempel der Freundschaft, der in den Rheinsberger Annalen so häufig erwähnt wird, ganz in der Nähe von diesem Stück Grabesgemäuer gestanden hat. Ich vermute sogar, dass zwischen beiden eine gewisse Beziehung bestand. Der Tempel ist, nachdem er völlig baufällig geworden war, erst vor wenigen Jahren abgetragen worden.*

* Während einer langen Reihe von Jahren, wahrscheinlich schon seit dem Tode des Prinzen August, des letzten Bewohners von Rheinsberg im Jahre 1843, wenn nicht schon viel früher, ist dies die alleinige Methode gewesen, nach der man die Ueberreste derjenigen Monumente behandelte, an welchen der Zahn der Zeit sein Zerstörungswerk bereits begonnen hatte. Niemals ist irgend etwas geschehen, um zu verhindern, dass sie in Stücken fielen; erst, wenn sie völlige Ruinen geworden, wurden sie „abgetragen“. Die ehemaligen Wagenremisen und Treibhäuser des Schlosses sind von unten bis oben angefüllt mit mehr oder weniger zerbrochenen Statuen, Säulen, Kapitälern und anderen Trümmern. Seit meinem ersten Besuche, hat übrigens das Aufsichtspersonal, das wohl seinen guten Willen, zur Restauration mitbeizutragen, zeigen wollte, das neue Regime dadurch inaugurirt, dass es aus den Trümmerhaufen in den Remisen eine der wenigst beschädigten Statuen (es ist eine fast ganz intakte Figur der Flora, deren früherer Standort nicht zu ermitteln war) heraussuchte, und

Wenn ich nun auch nicht gerade Thränen vergoss im Mitgefühl für des Prinzen lapidaren Schmerz, so konnte ich mich doch eines gewissen pathetischen Gefühles nicht erwehren, das mich beschlich, wenn ich bedachte, dass ich, und mit mir vielleicht noch vier oder fünf Menschen, die Einzigen gewesen waren, die seit fünfzig Jahren irgend eine von Heinrichs dekorativen Schöpfungen überhaupt angesehen, geschweige denn sie mit Theilnahme und Interesse betrachtet hatten.

Nur wenige Schritte weiter senkte sich plötzlich das Terrain, und eröffnete mir durch eine Lichtung in den Bäumen einen entzückenden Blick auf den kleinen Boberow-See*, der, gleichsam in Wald eingebettet, vor mir lag. Ein gut gehaltener Pfad zieht sich auf etwa ein Drittheil seiner Länge am Ufer hin, zwischen prächtigen, alten Kiefern hindurch, deren schlanke Stämme mit ihrer rostrothen, sich in grossen Flocken abblätternden Rinde, im Scheine der Abendsonne flammenden Feuersäulen glichen. Weiterhin beginnt dichter und hochbestandener Eich- und Buchenwald, und das Terrain steigt wieder. Unter fortwährendem Auf- und Abklettern, und nicht ohne verschiedene Male in Sumpflachen hineinzugerathen, machte ich meinen Weg um

dieselbe auf ein Piedestal grade in der Mitte des Platzes aufstellte, an welchem ehemals (nur wenige Schritte von dem erwähnten Grabmal) der Tempel der Freundschaft gestanden hatte. Die junge Dame, deren heiteres Sommerkostüm lediglich aus ein Paar Blumen im Haar und einem Füllhorn besteht, das sie unter dem linken Arme trägt, und die sicherlich nichts an sich hat, was auch nur den Soupçon eines „Trauerschleiers“ erwecken könnte, ist Alles, was man von der „Freundschaft“ nur wünschen kann, doch will es mir scheinen, dass sie etwas mit dem düsteren Tone kontrastirt, in welchem Heinrichs französische Inschrift zu uns spricht.

* Boberow wird abgeleitet von *bobr*, Neuhochdeutsch: *Biber*. Der Name kommt häufig vor; *Babelsberg*, des Kaisers Lieblingssitz bei Potsdam, ist dieselbe Ableitung. Vor noch nicht allzulanger Zeit schrieb und sprach man *Babersberg*, und in noch älterer Zeit *Boberow-Berg*. (Fidicin, *Die Territorien der Mark Brandenburg*, IV. 2, p. 168.)

den ganzen See herum. Der Wald schien sich von hier aus viele Meilen weit in's Land hinein zu erstrecken, und mit einem Male sah ich mich an dem Rande von etwas, was ich sogleich richtig als einen jener Landwege erkannte, wie sie für diesen Theil der Mark so charakteristisch sind. Es war eigentlich eine Art Kanal, von der Breite eines gewöhnlichen Weges und aufgefüllt mit merkwürdig feinem und leichtem Sande. Da sich kein Lüftchen regte, konnte ich die Spuren der Räder und Hufe erkennen, während bei Wind und Regen der Sand sehr rasch wieder eine glatte Oberfläche annimmt. Das Reiten und Fahren auf diesen Wegen ist eine harte und mühevoll Arbeit für Mann und Thier, das Gehen aber beinahe unmöglich; gewöhnlich, aber nicht immer, findet sich längs des Weges ein Streifen Rasen oder Heidekraut für die Fussgänger. Mit Ausnahme der nach Berlin führenden Chaussee, welche eine künstliche Stein-Unterlage und nur oben eine Decke von Sand hat, sind fast alle Wege in der Nachbarschaft diesem ähnlich; nur der Sand selbst unterscheidet sich, je nach der Lokalität, durch einen höheren, oder geringeren Grad von Reinheit.

Am Abend hörte ich Musik und ein Geräusch, wie von einer Menschenmenge herrührend, die von dem kleinen Rasenplatze, gegenüber dem Rathskeller, zu mir herauf tönnten. Es stellte sich heraus, dass im Laufe des Tages ein Caroussel angelangt war, und eben eine Serie von elf Vorstellungen eröffnete. Es war eins von der gewöhnlichen Sorte, hölzerne Pferde, die sich abwechselnd mit hochlehnuigen Sitzbänken, um eine Achse im Kreise drehten. Wie es schien, war diese Art von Vergnügen hierorts etwas Neues, oder doch Seltenes, denn die ganze Stadt war auf den Beinen, um es sich anzusehen. Ein mächtiges, starkknochiges Weib hämmerte nach Leibeskräften, von acht bis elf Uhr Abends auf einem Harmonium, während ihr männlicher Begleiter, ein kleiner, magerer Kerl, der, wie ich

fürchte, auf sehr magere Brocken angewiesen war, hart an ihrem Ellbogen mit Eifer auf einer Violine herum kratzte. Alles sass auf, und machte seinen Ritt; ich glaube sogar, die Jünger der Themis, sowie meine künstlerischen Freunde von der Wirthstafel, betheiligten sich an demselben; in der Stadt hielten Lust und Neigung dazu ungeschwächt vor bis gegen das Ende der Vorstellungen. Obwohl der Eintrittspreis nur ein sehr niedriger war, hat der Eigenthümer, wie er mir später versicherte, doch ein sehr gutes Geschäft mit seinen elf Vorstellungen gemacht.

Ich will nun nicht sagen, dass ich die weite Reise unternommen hätte, nur um ein Caroussel zu sehen, oder dass es mir ein besonderer Genuss gewesen wäre, das Gedudel seiner Musik bis in die tiefe Sommernacht hinein mit anzuhören; aber mit dem elften Glockenschlage wurde alles still in der Stadt. Ich stieg hinauf in mein Zimmer und lehnte mich zum Fenster hinaus, dem einzigen unter den vieren, welches mir einen Blick in die Ferne gestattete. Von ihm aus konnte ich über den Marktplatz hinweg, gerade hinunter auf das Schloss sehen. Es war nicht eigentlich dunkel draussen, am allerwenigsten am sommerlichen Nachthimmel oben. Obwohl das abendliche Zwielight längst aufgehört hatte, „des jungen Tages zu harren“, waren doch die Tiefen des Himmelsraumes noch erfüllt von leuchtendem Aether, und die Sterne strahlten mit dem durchdringenden Lichte der Ewigkeit. Oben im Himmel aber und unten auf der Erde lag tiefes Schweigen; wie man auch lauschte, mit beinahe schmerzhafter Spannung, man hörte nichts, und je länger man lauschte, desto gewaltiger wurde das Schweigen; es war, als schwellte es mehr und mehr an, als werde es erfüllt von einer Stille anderer Art, als die ihm selbst eigen, bis es zuletzt das Ohr erfüllte wie mit einem gewaltigen Tönen. In Wahrheit, ein *Silentium acre*, so mächtig, so ergreifend, dass man es dem Reisenden verzeihen möge

wenn seine erregte Phantasie ihn hinwegtrug über die kurze Gegenwart, die nur bis morgen schlummert, und die Vergangenheit zu erfassen suchte, die längst den Schlaf der Ewigkeit schläft, wenn er in der Juli-Mitternacht unverwandten Auges hinüberstarrte auf das alte Schloss, das, in Mondenschein gebadet, vor ihm lag, als müsse sein gespanntes Ohr das Schweigen eines Jahrhunderts durchdringen, und Stimmen vernehmen, die längst erloschen, und Worte, die längst verklungen sind.

Capitel II.

Quartiermachen.

Ein holländischer Wirth — Eine deutsche Wirthin — Die Vorstädte von Rheinsberg — Der Sand — „Nach Mirow“ — Meine Hausgenossen.

Da ich beschlossen hatte, sobald als möglich aus dem Rathskeller auszuziehen, mit seinen Insassen aber auch fürderhin auf freundnachbarlichem Fusse zu bleiben, so sagte ich dem Wirth am nächsten Vormittag, ich würde vielleicht auf eine oder zwei Wochen in Rheinsberg bleiben, falls ich irgendwo eine Wohnung finden könnte; ich sähe recht gut ein, fügte ich hinzu, dass ich ihm sehr lästig sein müsste, indem ich grade sein grösstes und bestes Zimmer inne hätte, das er doch so oft anderweitig gebrauche. — „Aber er habe ja auch noch kleinere Zimmer.“ — Ich wolle aber nicht zu ebener Erde wohnen. — „Ja, im oberen Stock wären doch auch noch“ — Oh nein, ich sei überzeugt, dass er seine kleineren Zimmer alle Augenblicke für Passanten nöthig habe, besonders für Geschäftsreisende und wünsche durchaus nicht, ihm Schaden zu verursachen, oder etwa gar die Veranlassung zu sein, dass er seine alten Kunden vor den Kopf stosse. Vielleicht könne er mir irgend wo eine Wohnung ausfindig machen; womöglich in der Nähe des Rathskellers, so dass ich es nicht

zu weit hätte, wenn ich hier meine Mahlzeiten einnehmen wolle.

Da diese Unterhaltung in der Nähe der Schänkstube stattfand, so waren einige Bürgersleute, die dort bei ihrem Frühschoppen sassen, Zeugen derselben. „Der — das ist ein Holländer, der wird schon thun, was Sie ihm sagen!“ riefen sie, und nickten dabei auch dem Wirth zu, gewissermaassen, als wollten sie ihn mir vorstellen. Besagter Wirth war eine auffallend grosse und dicke Figur mit röthlichem Haar, im Ganzen ein Mensch, der mir von Herzen missfiel. Es stellte sich heraus, dass er, sammt seiner Enehälfte, deren Bruder und dem Oberkellner, vor einigen Jahren aus Oranienburg eingewandert war, einem nur wenige Meilen entfernten Orte, der einst von einer holländischen Prinzessin gegründet wurde.* Nach dem, was Fontane sagt, muss der Gasthof früher, ehe er in die Hände seines jetzigen Besitzers kam, bei weitem sauberer und wohnlicher gewesen sein. Auffallend war es mir übrigens, mit wie wenig Respekt die Bürger — offenbar wegen seiner fremden Abstammung — ihren Wirth behandelten.

Es fand sich bald ein Gewürzkrämer, der mich in seinem Hause aufnehmen wollte. Es war ein Jude mit einer ganzen Heerde kleiner Kinder, die mich umringten und unverwandt anstarrten. Als ich gewahr wurde, dass er vorwiegend mit Seife, Heringen und Petroleum handelte, und die mir zugedachten Zimmer unmittelbar gegenüber der Ladenthüre auf der anderen Seite des Flures lagen, endlich angesichts der zahlreichen, kleinen Nachkommenschaft, die mir nicht von den Fersen wich, und mich mit offenem Munde anstarrte, schützte ich meine Abneigung gegen das Wohnen zu ebener Erde vor, und ging wieder

* Luise Henriette, Gemahlin des Grossen Kurfürsten. Ihr zu Ehren wurde es Oranienburg genannt.

heim, um dem „Holländer“ zu sagen, es gäbe gewiss noch andre Wohnungen in Rheinsberg, und er müsse mir unter allen Umständen eine ausfindig machen. Er sagte, es gäbe keine mehr; ich entgegnete, ich sei überzeugt, dass es deren noch gäbe. Da legte er den Zeigefinger an die Stirne und verschwand; in wenigen Minuten aber erschien er wieder und meldete mit freudig erstauntem Gesicht, Ja, Frau Lemm wolle mich in ihr Haus nehmen, aber nicht eher als morgen; an die habe er gar nicht gedacht; ausgezeichnete Zimmer, vorzügliche Lage und in unmittelbarer Nähe.“ Es stellte sich dann heraus, dass Frau Lemm, die eine Putzmacherin war, und ein kleines Haus am Markte besass, ihre ganze erste Etage von Michaelis ab vermietet hatte; da sie aber bis zu diesem Termin noch frei darüber verfügte, so war sie erbötig, mir einen Theil davon zu überlassen. Die grössere Hälfte derselben hatte sie bereits für den Sommer an einen kranken Schullehrer und seine junge Frau vermietet. Da der Rest der Wohnung aber unmöblirt war, so bat sie sich einen Tag Zeit aus, um ein Bett, einen Tisch und einen Sopha hineinzustellen, und die Rouleaux einzuhängen. Sie schien besonderes Gewicht auf die Anbringung der letzteren zu legen, obwohl ich sie bat, sich doch nicht erst diese Mühe zu machen. Mit einer doppelten Reihe mächtiger Bäume vor der Thüre, so nahe, dass ihre Zweige das Dach und Mauern streiften, und die so hoch in den Himmel hinaufragten, dass auch nicht ein Zoll breit mehr davon zu sehen war, hatte man ja, selbst um die Mittagszeit, in den Vorderzimmern nur auf ein Zwielficht zu rechnen.

Frau Lemm war eine nette, freundliche Person in vorgerückten Jahren, von ruhigem, gelassenem Wesen. Man konnte ihr heute noch ansehen, dass sie in ihren jungen Tagen eine Blondine gewesen war, ausserdem besass sie ein Paar tiefblaue Augen, sehr helles Haar, das bereits

dünn zu werden anfang, einen schönen Teint, ein hohes Maass von Selbstrespekt und — wenn ich nicht irre — eine verheirathete Tochter in Berlin. Sie hauste allein unten im Erdgeschoss in ihrem kleinen Putzmacherladen, neben dem sich noch ein Wohn- und ein Schlafzimmer, sowie eine Küche befand. Die andre Hälfte des Erdgeschosses war an den „Herrn Gerichtsrath“ vermietet, die höchste Quelle des öffentlichen Rechtes in Rheinsberg. Seinen Namen habe ich nie zu hören bekommen. Er war in die Schweiz auf Sommer-Urlaub gegangen, und hatte seine Wohnung und seine Hühner in der Obhut seines Dieners, die Pflege des Rechtes aber in den Händen meiner juristischen Freunde von der table d'hôte (derselben, die den Mörder nicht finden konnten) gelassen. Meine unmittelbaren Nachbarn im ersten Stock waren, wie ich bereits erwähnt, ein junges, ungefähr seit einem Jahr verheirathetes Ehepaar, ein eben flügge gewordener Pastor, d. h. so etwas zwischen einem Lehrer und einem Nachmittags-Prediger, und seine hübsche, junge Frau. Er hatte das Unglück gehabt, bald nach seiner Verheirathung seine Stimme fast ganz zu verlieren und konnte kein hörbares Wort sprechen; nun war er auf Kranken-Urlaub und, da er kaum Hoffnung hatte, seine Stimme je wieder zu bekommen, so musste er, wie Frau Lemm sagte, darauf gefasst sein, binnen kurzem ganz pensionirt zu werden. Ich konnte nicht umhin, diese Aeusserung der Frau Lemm für etwas lieblos zu halten; sie entgegnete mir indess, es sei freilich recht traurig, allein es gäbe noch viel schlimmere Dinge im Leben, mit denen der Mensch eben suchen müsse, fertig zu werden. Mein armer Nachbar war stets schwarz gekleidet und in weisser Halsbinde, zum Zeichen seines Berufes; eines Berufes, den er wohl nie antreten sollte. Er war übrigens in seinem Aeusseren viel sauberer, und machte viel mehr den Eindruck eines Gentleman, als mancher

seiner Berufsgenossen, dem ich in Deutschland begegnet bin; er hatte etwas sehr Angenehmes und Liebenswürdigen in der Art, wie er Einen ansah und grüsste; auch seine junge Frau war von heiterem und freundlichen Wesen und machte sich den ganzen Vormittag fleissig in ihrer Küche, oben an der Treppe, zu thun. Nun, ich habe mir alle Mühe gegeben, ihnen ein ruhiger Nachbar zu sein.

Am Nachmittage dieses, meines zweiten Tages in Rheinsberg, machte ich einen Gang durch die Stadt, um einen allgemeinen Ueberblick zu gewinnen. Wie schon gesagt wurde, ist dieselbe sehr regelmässig gebaut. Die Hauptstrassen laufen alle von einem Ende der Stadt bis zum anderen, und diese werden wieder gekreuzt durch andere, die zum See hinunter führen. Die Strassen sind alle breit und die Häuser niedrig, mit Ausnahme von dreien, oder vieren, welche das grosse Feuer verschont hat, und die sämmtlich in der Nähe der Kirche stehen.

An der Nordseite verläuft sich die Stadt in eine Art Vorstadt, die sich zusammensetzt aus vier Scheunen, einem Bleichplatz mit Pfosten und Waschleinen, einer Bank an der Strasse und einem Bienenhause. Der Weg führt eine viertel oder halbe Stunde weit durch offenes Land, mit dem See zur Rechten, während ein gigantischer Halbkreis von Wald den Horizont begrenzt. Der Weg selbst besteht aus purem Sande und wird auf beiden Seiten von einem Streifen eingefasst, den eine Kriechpflanze durch Verfilzung mit der Sandoberfläche bildet. Es ist eine Art Gänsefuss, glaube ich, auf dem sich Millionen von Raupen mästeten; der Fremde meint im ersten Augenblick, die ganze Landschaft bestehe lediglich in Sand, verkrüppeltem Gänsefuss und Raupen. Erst, nachdem er die Gruppen arbeitender Leute bemerkt hat, wird er gewahr, dass hier wirklich Felder sind zu beiden Seiten des Weges, und dass auf ihnen auch etwas wächst. Diese Feldfrüchte — Roggen, Kartoffeln etc.

— obwohl sie so dünn stehn, dass ein ungeschultes Auge sie gar nicht bemerkt, sind doch von hohem Werthe für ihre Besitzer, die ganz genau wissen, wo sie stehen und sie mit grossem Eifer kultiviren.

Nachdem ich etwa eine Viertelstunde gegangen war, blieb ich bei einem Wegweiser stehen, der nach rechts hin zeigte. In dieser Richtung führte allerdings eine Spur, aber sie prägte sich so schwach auf dem Trieblande aus, dass ich sie, ohne den Wegweiser, sicherlich nicht bemerkt haben würde. Auf der Tafel des letzteren standen die Worte „Nach Mirow“. Dies war also ohne Zweifel derselbe Weg (damals wahrscheinlich kaum in besserem Zustande wie heute), den Prinz Friedrich und seine Cavaliere an dem Tage des Besuches im „Schlummerlande“* und ebenso der Mecklenburgische Hof, als er den Besuch erwiederte, eingeschlagen haben. Wer Carlyle's Beschreibung dieser beiden Exkursionen vergessen hat, der lese sie wieder einmal nach.†

Noch ehe die vierundzwanzig Stunden völlig abgelaufen waren, stellte ich mich bei Frau Lemm ein, und fand dieselbe einigermaassen in Noth wegen eines Rouleaus. Der hölzerne Stock, der unten in den Saum desselben eingeschoben wird, um ihm die nöthige Spannung zu geben, war zerbrochen, und Frau Lemm, die den Schaden erst bemerkt hatte, als das Rouleau schon eingehängt war, fand kein Ende in ihren Entschuldigungen dafür, dass sie den neuen Stock nicht zu rechter Zeit bekommen habe. Sie sah so verzweiflungsvoll aus, wie sie dastand, mit der einen Hand das Rouleau haltend, voller Zerknirschung, den biegsam gewordenen Saum desselben um die Finger der anderen wickelnd, und mir dabei eifrig auseindersetzend,

* „Sleepy Hollow“ aus Washington Irving's Ripp van Winkle. D.Ü.

† Carlyle. *History of Frederic the Great*, vol II., pp. 609 bis 17. i. d. Uebersetzung von Neuberg. Bd. II. pp. 627—35. (Berlin. Decker).

wie eigentlich das ganze Unglück gekommen wäre, und immer von Neuem versichernd, der Mann habe fest versprochen, den Stock noch heut Nachmittag zu liefern, dass mir schliesslich nichts anderes übrig blieb, als gleichfalls ein sehr ernstes Gesicht zu machen, ja, sogar etwas wie meine bestimmte Erwartung auszusprechen, dass sie nunmehr ohne Säumen die Sache in Ordnung bringen lassen würde. Im Uebrigen waren die Zimmer viel komfortabler möblirt, als ich es für möglich gehalten hätte; zudem hatte der sehr gut gezogene und augenblicklich unbeschäftigte Bediente des „Herrn Gerichtsrathes“ sich bereit erklärt, für mich allerlei kleine Dienstleistungen zu verrichten; wohl verstanden, nicht offiziell! Ich hatte natürlicher Weise Bedenken dagegen erhoben, den Diener eines Anderen zu beschäftigen, aber Frau Lemm wusste dieselben völlig zu beschwichtigen; schliesslich konnte ich ihr doch auch nicht verbieten, von Jemand in meinem Interesse Hilfe anzunehmen, der bereit war, solche zu leisten. So war denn alles auf die bestmögliche Weise geordnet. Das Frühstück nahm ich stets zu Hause ein, bisweilen auch ein sehr behagliches Abendbrot, bestehend in Thee aus meinen eigenen Vorräthen, Fischen aus dem See, oder kaltem Huhn und Eiern, nicht zu vergessen der köstlichen Erd- oder Himbeeren, die Wilhelm gutmüthiger Weise in einem Garten vor der Stadt holen ging, wozu er sich für ein Paar Groschen die Erlaubniss verschafft hatte. Andere Beeren verstand Frau Lemm zu einem vorzüglichen Gelée zuzubereiten. Und alle diese guten Dinge pflegte ich, noch lange ehe es völlig dunkel wurde, im tiefsten aller Zwielichte, zu mir zu nehmen, die Fenster weit geöffnet und davor die grüne Laubwand der Linden- und Kastanienbäume.

Als nach einigen Tagen das Wetter sehr heiss ge-

worden war, wurde uns unser Diner unter den Kastanien-
 bäumen des grünen Triangel, gegenüber dem Rathskeller,
 servirt. Dort konnten auch diejenigen, denen der Sinn
 danach stand, bis spät in den Abend hinein beim Biere
 sitzen, und der:Karoussel-Musik lauschen. So bekam ich
 denn vom Innern des Rathkellers nicht mehr viel zu sehen.

Capitel III.

Die Grundherren von Rheinsberg.

Die Grafen von Lindow und Herren von Ruppin — Die Markgrafen und Kurfürsten von Brandenburg — Die von Rheinsberg — Die von Bredow — Ihr Ursprung — Der dreissigjährige Krieg — Die von Lochow — M. Chenevix de Béville — König Friedrich Wilhelm I.

Urkundlich erwähnt finden wir den Namen Rheinsberg — und zwar in der Schreibweise „Rynesperg“* zum ersten Male in einem Dokumente des Jahres 1335. Der Ort gehörte zweifellos damals, oder schon zu viel früherer Zeit, einer Familie gleichen Namens. Wann diese, wahrscheinlich in Geldnöthen, sich von ihrer Besitzung getrennt hat, wissen wir nicht. Allem Anscheine nach hat dieselbe

* In einer Sammlung alter Urkunden, welche Riedel herausgegeben hat, findet sich der Name in jedem einzelnen Falle anders geschrieben, Rinusbergk, Rinesberghe etc. Hoppe hat in seiner *Chronik* allein sieben-zehn solcher Varianten zusammengestellt; wahrscheinlich giebt es deren noch mehr.

Vor etwa hundert Jahren schrieb man allgemein „Reinsberg“; diese Schreibweise ist auch von Carlyle angenommen worden, und ich folge derselben, als der heutzutage üblichen. Der Name des Flusses hat im Gegensatz zu dem des Ortes, keine Umwandlung in's Hochdeutsche erlitten. Er wird „Rhyn“ oder „Rhin“ geschrieben. In Bezug auf „Remusberg“, einer Version, an der Friedrich der Grosse festgehalten hat, werde ich gelegentlich noch Einiges zu sagen haben.

es niemals zu etwas Rechtem bringen können; eine Weile lang sehen wir sie noch ein kümmerliches Dasein aus dem Ertrage von Dörfern und Ländereien geringen Bodenwerthes fristen, die sie in anderen Theilen der Grafschaft Ruppin besass, dann stirbt sie aus.*

Regierende Herren im Lande waren zu jener Zeit die Grafen von Lindow und Herren von Ruppin. Wir müssen schon in der Mehrheit von Ihnen reden, da sie, gleich vielen anderen Dynasten in jener und noch viel späterer Zeit, meist zu dreien, oder vieren (d. h. so viel ihrer gleichzeitig majorenn waren) gemeinschaftlich zu regieren pflegten. Die Grafen waren Vasallen, aber sehr mächtige Vasallen der Kurfürsten von Brandenburg, und, obwohl keineswegs „reichsunmittelbar“, genossen sie doch, da sie fast ausschliesslich in souveräne Familien hineinheiratheten, in gesellschaftlicher Beziehung mit diesen gleichen Ranges. Im Ganzen haben sie den Kurfürsten die Lehnstreue gehalten und ihnen in mancher Fehde Heeresfolge geleistet. Ihr eigentlicher Beruf war natürlich das Waffenhandwerk; allein vom ersten bis zum letzten ihres Stammes, haben sie sich als ein hochgemuthes, feingeistiges Geschlecht erwiesen, das die schönen Künste pflegte, und weit hinausragte über die meisten seiner Standes-Genossen in der Mark. Sie stammten aus einer alten Thüringischen Sippe, die sich von Arnstein nannten, und etwa um den Anfang des XII. Jahrhunderts nordwärts gewandert waren. Ihren Grafentitel hatten sie von Lindow, nicht etwa jenem kleinen, staubigen Marktflecken, durch welchen wir auf der Herreise gekommen waren, sondern einem anderen Orte gleichen Namens im Anhaltischen. Da sie zu Ruppin Hof hielten, so gewöhnte sich das Volk daran, sie die „Grafen von Ruppin“

* Riedel. *Codex Diplomaticus Brandenburgensis. Erste Hauptabth., IV. 493—6.*

zu nennen. Im Laufe der Zeit mögen die Grafen wohl den Titel bequem gefunden haben, und legten sich denselben gelegentlich selbst bei. Der letzte von ihnen, Wichmann, ein stattlicher junger Herr von siebenzehn Jahren, trug im Jahre 1521 auf dem Reichstage zu Worms, bei der Investitur Joachims von Brandenburg durch Karl V., diesem den Kurhut vor. Kaum drei Jahre später, am 28. Februar 1524, starb er an den Folgen einer Erkältung, die er sich durch zu frühzeitiges Ausgehen nach einer Pocken-Krankheit zugezogen hatte. Schild und Helm wurden ihm, der Sitte gemäss, mit in die Gruft gegeben; denn mit ihm starb der letzte der Dynasten von Lindow. Der Kurfürst von Brandenburg zog nun das verfallene Lehn ein, und bis zum heutigen Tage führen die Könige von Preussen, bezw. der deutsche Kaiser, unter ihren zahlreichen Titeln, auch den, freilich nicht ganz correkten, eines Grafen von Ruppin. Friedrich der Grosse und Friedrich Wilhelm III. pflegten auf ihren Reisen bisweilen von demselben Gebrauch zu machen.

Die Beziehungen zwischen den Grafen von Lindow-Ruppin und den Hohenzollern bilden ein interessantes Capitel in der politischen Geschichte Deutschlands. Ruppin war allerdings ein Brandenburgisches Lehen; indessen in früheren Zeiten, als die Grafen noch stark und mächtig waren, die Markgrafen, aus mehr als einer der nach einander regierenden Dynastien, aber nicht selten schwach und kraftlos, war das Lehnsverhältniss bei allen Betheiligten sehr häufig in Vergessenheit gerathen. Die Grafen schlossen Bündnisse, oder führten Krieg, ohne auch nur nach den Markgrafen zu fragen; ja, sie stellten (selbst noch im Jahre 1449) auswärtigen Mächten Hilfsvölker, und geriethen auf diese Weise einige Male sogar mit Brandenburg in Fehde. Die Markgrafen selbst behandelten Ruppin als völlig fremdes Gebiet, und in ihren Erlassen und Ur-

kunden finden wir es niemals als einen Theil der Mark aufgeführt; ja, es wurden sogar, unter Vermittlung fremder Mächte, Verträge zwischen ihnen und ihren Lehnsträgern abgeschlossen. Die Kurfürsten hatten daher mit den inneren Angelegenheiten des Landes Ruppin gar nichts zu schaffen.

Das Alles wurde nun wesentlich anders, als die Hohenzollern in's Land kamen, und die Herren von Ruppin nach und nach in finanzielle Verlegenheiten geriethen. Die Geschichte der Entwicklung der gegenseitigen Beziehungen zwischen beiden Dynastien liefert ein höchst bemerkenswerthes Beispiel dafür, wie früh sich schon die erstaunliche Begabung der Hohenzollern für Assimilirung geltend gemacht hat.

Die eigenthümliche, halb unabhängige, halb lehnspflichtige Stellung der Grafen von Lindow, bot in dieser Beziehung zwar mannichfache Schwierigkeiten, andererseits aber auch grosse Vortheile dar. Dagegen bildeten die zunehmende Verarmung der Grafen und die hieraus für sie erwachsende Geldnoth, ferner die lange Minderjährigkeit ihres letzten Stammhalters, endlich ihr plötzliches Aussterben lauter Momente, welche der Politik der Markgrafen und Kurfürsten nur in hohem Maasse förderlich sein konnten. Kaiser und Reich schlugen sich, nach kurzem Schwanken, auf die Seite des Stärkeren. Einige Nachbarn, wie die Mecklenburger Herzoge, welche ebenfalls Theile ihres Landes von Brandenburg zu Lehen trugen, daneben aber auch von diesem unabhängig Land besaßen, waren noch stark genug, um sich auf eignen Füßen zu erhalten; und erst in unseren Tagen sehen wir sie, zusammen mit den übrigen Reichsfürsten, in eine andre Stellung zu den Hohenzollern kommen. Es ist sehr wahrscheinlich, dass die Grafen von Lindow noch grade zur rechten Zeit ausstarben, um nicht zu einfachen Unterthanen des Kurfürsten herabzusinken. Die letzteren begannen inzwischen, trotz

aller Proteste und Widerstands-Versuche, im Lande Ruppın Abgaben zu erheben, erliessen für dasselbe Gesetze, grade wie für die übrigen Theile der Mark, und beanspruchten die Gerichtsbarkeit in letzter Instanz. Dabei kam ihnen die obenerwähnte, lange Minderjährigkeit des letzten Grafen trefflich zu statten. Die Einwohner des Ruppiner Landes gewöhnten sich allmählig daran, von ihrem eigenen Souverain an die höhere Instanz des Kurfürsten zu appelliren, der Graf aber kam in die Lage, sich vor Letzterem verantworten zu müssen, und als Wichmann, nachdem er zur Volljährigkeit gelangt war, nicht leiden wollte, dass seinen Unterthanen von irgend Jemand Anderen, als ihm selbst, Steuern aufgelegt würden, brauchte der Kurfürst Gewalt.

Andere Familien in der Mark, die sich eines nicht minder edlen Blutes rühmen dürfen, wenn sie auch weniger mächtig waren, als die Grafen von Lindow-Ruppın, haben sich schon seit langer Zeit mit dem gewöhnlichen Adel vermischt.*

Zu jener Zeit finden wir Schloss und Stadt Rheinsberg wohlbefestigt. Das Landbuch Kaiser Karl IV. nennt den Ort, als einen der sieben festen Plätze des Lindowschen Gebietes.† Alte Drucke zeigen uns die Stadt, als von einem hohen Ringwall umgeben, über den in gewissen Zwischenräumen Warthürme emporragen; eine Weise der Stadtbefestigung, wie sie im Mittelalter allgemein üblich war. In den häufigen Fehden zwischen den Markgrafen von Brandenburg und den Herzogen von Mecklenburg pflegten die Bewohner der Umgegend mit ihrem Vieh hinter den Mauern von Rheinsberg Schutz zu suchen,

* So z. B. die Familie der „Edelen Gänse zu Puttlitz“; — Freiherren, i. e. „Freihe Herren“ im wahren Sinne des Wortes.

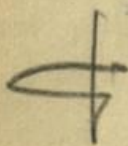
† Comitas Lyndoensis has habet municiones: „Ruppın Antiqua Ruppın Nova, Lindow, Gransoye, Rynsberg, Wustershusen, Rynow.“ *Kaiser Karls IV. Landbuch der Mark Brandenburg.* p. 37.

woraus dann, wie Hennert berichtet, wiederholt Feuersbrünste entstanden, welche ganze Stadttheile in Asche legten, und da die Herren von Rheinsberg zu arm waren, um eine Beihilfe zu gewähren, mussten die Bürger ihre Häuser selbst wieder aufbauen, so gut sie es eben vermochten.*

Wie es scheint, haben die von Rheinsberg ihr Schloss und ihre Ländereien an die von Platen verkauft. Diese blieben im Besitz bis gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts; als aber der letzte von ihnen, Achim von Platen, ohne Manneserben starb, wurde sein Schwiegersohn, Berend von Bredow, im Jahre 1465 mit dem Gute belehnt. Die Bredow, ein überaus gescheutes Geschlecht, waren meines Wissens damals die grössten Grundbesitzer im sogenannten „Havellande“, einem Theile der Mark, der von der Havel, die hier eine sehr starke Krümmung macht, zum grossen Theile umschlossen wird. Noch heutigen Tages sind sie dort eine sehr angesehene Familie.

Ueber ihren Ursprung geht folgende Sage: Der Teufel habe einmal Musterung auf Erden gehalten, und dabei eine grosse Menge übelthäterischer Ritter und Junker in einen grossen Sack gesteckt, und sei mit ihnen münter zur Hölle geflogen. Dabei sei er unterwegs aus Versehen mit dem Sacke an die Spitze eines Kirchthurmes gestreift, der Sack habe ein Loch bekommen und eine grosse Menge der Junker — man sagt ein gutes Viertel des Sack-Inhaltes — sei, ohne dass der Teufel etwas davon gemerkt, zur Erde gefallen. Das sind die Bredow gewesen, die, herzlich froh, für eine Weile den Klauen des Satans entwischt zu sein, am selbigen Orte eine Stadt gründeten, die sie „Friesack“

* Hennert. *Beschreibung des Lustschlosses und Gartens Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Heinrich, Bruders des Königs, zu Rheinsberg, etc. etc. Berlin bei Friedrich Nicolai, 1778.*



nannten, und von der aus sie sich dann über das ganze Havelland verbreiteten.*

Die Nachkommen Berendt Bredow's blieben im Besitze von Rheinsberg bis 1618. Doch schon lange vor dieser Zeit war es mit dem Gute immer bergab gegangen. Schlechte Wirthschaft und Verschwendung mögen das ihre dazu beigetragen haben, immerhin aber muss es eine Kunst gewesen sein, auf einem solchen Gute ritterlich zu leben und leben zu lassen. Die Seen und Teiche waren längst ausgefischt und kaum einen Heller mehr werth,† mit den Wäldern stand es nicht viel besser, und was die Ländereien betraf, so war ein grosser Theil derselben reiner Sand, und gab so gut wie gar keinen Ertrag. In jenen frühen Zeiten hatten die Ritter immer zwei Mittel bereit: brachten die Ländereien ihnen nur wenig, so liess sich doch noch ein erträglicher Lebensunterhalt herausschlagen, indem man über einen reisenden Handelsmann herfiel, oder eine benachbarte Stadt plünderte. Es hiess damals:

„Reiten und Rauben ist keine Schande,
Es thaten's die Edelsten im Märkischen Lande“.*†

Jedermann that es und machte ein gutes Geschäft dabei, bis Kurfürst Friedrich I. dem Adel in seinem Lande etwas das Handwerk zu legen begann.

* Adalbert Kuhn. *Märkische Sagen und Märchen*, S. 153. Andere Nachrichten über den Ursprung der Bredow geben die genealogischen Handbücher. *Friesack*, oder *Vriesach*, ist ein wendisches Wort, und hat sicherlich nichts zu thun mit einem „Sack“. Der Ort ist, wenn auch nicht die Wiege, oder das Stammschloss der Bredow, wenigstens ein sehr alter Besitz derselben; es wurde ihnen indess ein Mal genommen, und denen von Quitzow zu Lehn gegeben, kurze Zeit vorher, ehe Friedrich I. Dietrich Quitzow dort angriff und belagerte. (Ueber diesen Angriff. S. Carlyle: *Hist. of. Fred. the Great*, vol. I. p. 197.) Friesack liegt am Rhin

† In jenen Zeiten brachten die Fischereien einen verhältnissmässig weit grösseren Ertrag, als heut zu Tage.

*† Von dem Knesebeck. *Haus und Dorf Carwe*, p. 8.

In dieser Beziehung folgten die Grafen von Lindow dem Beispiele des Kurfürsten. Der Eifer und die Energie, die sie in der Unterdrückung des Faustrechtes an den Tag legten, ist noch heute bei den Bauern in dankbarer Erinnerung, wie folgende Erzählung beweist.

Ein Herr von Fratz, der auf dem Schlosse Krenzlin in der Nähe von Neu-Ruppin lebte, war ein bekannter und gefürchteter Raubritter. Er hatte unter einer Brücke auf der Landstrasse in der Nähe seines Burgthores einen Draht angebracht, der bis in seine Burghalle reichte, und hier mit einer Glocke in Verbindung gebracht war, sodass der Burgherr sogleich benachrichtigt wurde, wenn irgend Jemand die Brücke passirte; so konnte der Junker auch bei Nacht hinausprengen, und seiner Beute sicher sein. Der Graf von Lindow, der diese Praktiken durchaus nicht leiden wollte, hatte schon mehrere Male gedroht, ihm das Nest über dem Kopfe anzuzünden; allein der Herr von Fratz machte sich aus Drohungen nichts und trieb es wie zuvor. Da sandte der Graf, als der Junker einstmals zu ihm nach Ruppin hereingeritten war, Reiter nach Schloss Krenzlin hinaus, die dasselbe in Brand stecken mussten; als es nun in vollen Flammen stand, führte er seinen Gast auf die Zinne seines Thurmes, und zeigte ihm die brennende Heimstätte von Weitem. Noch heutigen Tages tragen die Ruinen derselben die Spuren des Brandes.

Im Laufe der Zeiten sahen sich die Junker endlich gezwungen, sich dem Willen der Landesherren auch in diesem Stücke zu unterwerfen, obwohl das Aufgeben alles Wegelagerns und Plündern einen gewaltigen Ausfall in ihren Einkünften zur Folge hatte.*

* Sicherlich lässt sich manches für die Raubritter anführen. Ihre Stellung war durchaus das geworden, was man heutzutage eine „schwierige“ nennen würde. Lange Zeit hindurch waren „Macht“ und

Alle Besitzer Rheinsbergs, vom ersten bis auf den letzten, haben, wie es scheint, sich ihr Leben lang vergebens mit dem Problem abgemüht, ihr Einkommen mit ihren Ausgaben in Einklang zu bringen.

Die von Platen „verpfändeten zweidrittel ihres Gutes an die Lüderitze und das letzte Drittheil an die Restorf.“ Im Jahre 1533 — hören wir — lagen „alle zum Gute gehörigen Dörfer wüst, und die dazu gehörigen Ländereien waren an Nachbar-Dörfer verpachtet.“ In jenem Jahre hatte Achim von Bredow Rheinsberg dem Kurfürsten zum Kaufe anbieten lassen; darauf waren Commissäre von Berlin gekommen, und hatten eine Abschätzung des Gutes vorgenommen. Ihrem Berichte nach konnte der jährliche Ertrag desselben auf sechs hundert und ein und dreissig Gulden veranschlagt werden, welcher Rente ein Kaufpreis von acht bis zehntausend Gulden entsprechen würde. Zu jener Zeit zählte Rheinsberg dreissig „Gespann haltende“ Bürger mit ihren Weibern und Kindern und elf Kötter. Alle diese

„Recht“ auf ihrer Seite gewesen, nun sollten sie sich mit einem Male zu dem Glauben bequemen, dass diese beiden ihnen untreu geworden, und zum Feinde übergegangen seien; noch weniger aber wollte es ihnen einleuchten, dass sie von nun ab, wie sie es ansahen, ohne *raison d'être* gelassen werden sollten. In Brandenburg übrigens hatten sie unter der Herrschaft der Markgrafen aus Askanischem, Bayrischen und Böhmischem Hause, gar keinen Grund, sich von diesen etwas befehlen zu lassen, da die Meisten derselben ihre eigene Ohnmacht formell dadurch anerkannt hatten, dass sie gewissen Städten Vollmacht ertheilten, auf eigene Faust mit den Rittern Abrechnung zu halten. So kam es denn, dass die Mächtigeren unter diesen allgemach lernten, sich innerhalb ihrer Sphäre für völlig unabhängig anzusehen, während die Markgrafen innerhalb der ihrigen, ihnen selten irgendwie in den Weg traten. Bekmann sagt, die Ritter hätten beansprucht, „als *Circumjoviales* betrachtet zu werden, gewissermaassen Trabanten des Jupiter, aber doch auch selbst Sterne am Firmamente.“ Natürlich entsprach das durchaus nicht der Auffassung der Hohenzollern, allein es hat ihnen, wie Beckmann sagt, nicht geringe Mühe gekostet, den Adel von seinen alten Vorstellungen zu bekehren, nachdem dieselben einmal so tiefe Wurzel gefasst hatten.

hatten den Grundherren Frohndienste zu leisten, die einen mit ihren Gespannen für die Acker-Arbeit und die nöthigen Fuhren, die anderen mit ihrer Hände Arbeit. Zu dem beabsichtigten Verkaufe kam es nicht, da Achim, der immer hoffte, einen noch höheren Kaufpreis zu erlangen, zu lange gezögert und den Käufer hingehalten hatte, unter dem Vorwande, er müsse erst seine Verwandten darüber befragen. Fünfundachtzig Jahre später, anno 1618, verkaufte sein Nachkomme Justus von Bredow das Gut an Cuno von Lochow. Die von Lochow mögen später oft genug den Kauf bereut haben, denn ihnen waren schlimmere Zeiten vorbehalten, als je einem ihrer Vorgänger. Der dreissigjährige Krieg brach herein mit seinem namenlosen Jammer. Mehr als irgend ein anderer in der Mark, hatte der Ruppiner Kreis zu erdulden, und das will viel sagen. Jahr aus, Jahr ein, hören wir von nichts, als von Sengen und Brennen. Feind und Freund wetteifern im Verwüsten. Schweden, Dänen und Sachsen, selbst Brandenburgische Völker, die Horden Tillys und Wallensteins, der Gallas und der Banner, zwei Unmenschen, bei deren blossen Namen der Landmann sich bekreuzte, jagten Einer den Andern über die Fluren der Mark, oder nisteten sich daselbst ein, das arme Volk bis auf's Mark aussaugend und dann beim Abzuge den Rest seiner Habe in Brand steckend. Unbeerdigt lagen die Leichen erschlagener Bauern überall auf den Strassen umher. Die Ueberlebenden flüchteten in die Wälder, ihr Dasein von Eicheln fristend, und wurden schliesslich, aus Mangel an nahezu Allem, auf lange Jahre hinaus den Wilden ähnlich. Im Jahre 1640 — so lesen wir — waren in der Grafschaft Ruppın nur noch vier Dörfer bewohnt, neunzig lagen in Asche. Nicht besser erging es den Städten; 1634 wird Rheinsberg niedergebrannt, 1637 bricht die Rinderpest, 1638 die wirkliche Pest aus. „Einmal flüchtet beim Nahen

des Feindes der Geistliche mit dem Reste der Bewohner auf die Remus-Insel, und dort werden Alle niedergemetzelt.“

Vierzig Jahre später, als der Grosse Kurfürst sich mit den Holländern gegen Ludwig XIV. verbündete, nahmen die Dinge sehr bald wieder einen nicht minder schlimmeren Verlauf als je vorher. Im Jahre 1675 quartirte sich Wrangel mit einem schwedischen Heere in und um Rheinsberg ein; wieder wurde die Stadt, bis auf sieben Häuser, ein Raub der Flammen, und wieder flohen die Einwohner auf die Remus-Insel.

Im Jahre 1685 starben die von Lochow aus, und der Grosse Kurfürst belehnt den General Du Hamel mit dem Rittergute. Aber noch ehe das Jahr zu Ende ging, verkaufte es der General, mit Bewilligung des Kurfürsten, an den Geheimen Rath Chenevix de Béville.* Bald nachher werden in Rheinsberg, und noch mehr in den Dörfern der Umgegend, die ersten Hugenotten angesiedelt. Im Jahre 1701 verkaufte Béville das Gut an einen gewissen Hermann,

* M. Chenevix de Béville war einer von den Hugenotten, welche Frankreich vor dem Widerruf des Ediktes von Nantes verliessen. Einer seiner Brüder, welcher General in Venetianischen Diensten geworden und zum Katholizismus übergegangen war, erhielt später die Familien-Güter zurück. Zwei Vettern desselben Namens flohen nach England, von denen einer irgendwie seinen Weg nach Irland fand, und sich dort niederliess. Er war der Grossvater Dr. Chenevix's, Bischofs von Limerick, und dieser wieder der Grossvater des gegenwärtigen Erzbischofs von Dublin. Ein anderes Glied der Familie war Paul Chenevix, *Doyen der Parlamentsrätthe von Metz*; er starb 1686, über achtzig Jahre alt, treu seinem protestantischen Glauben, nachdem er sich standhaft geweigert hatte, die Sterbesakramente aus den Händen des römisch-katholischen Bischofs zu empfangen. Dafür wurde sein Leichnam verurtheilt, auf einer Hürde durch die Strassen geschleift zu werden, welches Urtheil, trotz des Seitens des Parlamentes erhobenen Protestes, auf Grund einer nochmaligen Entscheidung des Gerichtshofes, auch wirklich am 28. November 1686 vollstreckt wurde. (Ermann & Reclam. *Mémoires pour servir à l'histoire des réfugiés français dans les états du Roi*, II. 23.)

um es indessen nach kurzer Zeit wieder zurückzukaufen. Von dem Sohne des Geheimen Rathes, dem Obersten von Béville, erwarb es im Jahre 1734 König Friedrich Wilhelm I. für seinen Sohn, den Kronprinzen.

Sobald aber der Kauf perfekt geworden war, erliess der König eine Ordre an das General-Direktorium,* worin er diese Behörde anwies, alle Maassregeln zu ergreifen, welche zur Besserung der allgemeinen Lage Rheinsbergs dienlich sein konnten. Dabei ging Seine Majestät in die kleinsten Détails ein. So gab er Anweisung, dass die Hauptstrasse und der Marktplatz der Stadt gepflastert, die Strohdächer durch solche von Ziegeln ersetzt und die Fronten der Häuser frisch geputzt und getüncht werden sollten. Zur Bestreitung der Kosten für die Pflasterung bewilligte er fünfhundert Thaler und ebensoviel pro Jahr für die Neu-Eindeckung der Dächer und die Erneuerung des Façaden-Anstriches unter der Bedingung, dass die erwähnten Verbesserungen innerhalb fünf Jahren durchgeführt würden. Von gewissen Abgaben wurde die Stadt für die Zukunft befreit, und sollte das Direktorium in Erwägung ziehen, ob nicht den Einwohnern die persönlichen Frohndienste nach und nach erlassen werden könnten; der Commissarius loci wurde angewiesen, alles, was in seinen Kräften stehe, zu thun, um Gewerbsleute zur Ansiedelung in der Stadt zu veranlassen. Eine gewisse Anzahl von kaufmännischen und gewerblichen Betrieben (die Hoppe ausdrücklich aufzählt† werden mit Privilegien bedacht. In Folge dieser Massregeln — so wird uns berichtet — begann der Ort aufzublühen. Mehr als alles andere trug hiezu bei, dass der Kronprinz und sein Hof sich daselbst niederliessen. Die Lei-

* Eine Behörde, die etwa unserem jetzigen Ministerium des Inneren entsprach.

D. Ü.

† Hoppe. *Chronik von Rheinsberg*. S. 79.

ff

stung der Frohndienste erliess der Prinz den Einwohnern der Stadt gegen Abtretung eines derselben gehörigen Waldes, gab ihr aber denselben, ohne irgend ein Equivalent dafür zu verlangen, bei seiner Thronbesteigung zurück.

Vier Jahre später, im Jahre 1744, schenkte Friedrich der Grosse Rheinsberg seinem Bruder Heinrich, dem dritten Sohne Friedrich Wilhelm I. Prinz Heinrich hat indessen erst nach seiner Verheirathung im Jahre 1752, dort seinen Wohnsitz aufgeschlagen. Von 1756 bis 1763, d. h. während des siebenjährigen Krieges, stand das Schloss wieder leer. Im Jahre 1758 lagerte ein schwedisches Heer unter Feldmarschall Hamilton, einem würdigen und humanen Manne in der Nähe von Rheinsberg, that aber, abgesehen von einer, der Stadt auferlegten Contribution von 7000 Thalern, keinen Schaden. Nach der Beendigung des siebenjährigen Krieges hat Prinz Heinrich, während der letzten neununddreissig Jahre seines Lebens (i. e. von 1763 bis 1802) vorwiegend in Rheinsberg gewohnt. So lange er lebte, stand der Ort in Blüthe, namentlich aber gegen das Ende seines Lebens, als er sich fast das ganze Jahr hindurch dort aufhielt. Nach seinem Tode ging es in die Hände seines Bruders Ferdinand über, des jüngsten von König Friedrich Wilhelms Kindern. Eigentlich hatte Prinz Heinrich das Gut testamentarisch seinem Neffen Louis (gewöhnlich Louis Ferdinand genannt) hinterlassen, indem er den Vater übergab, weil dieser bereits sehr reichlich ausgestattet war. Allein Ferdinand, dessen Herz sehr am Landbesitz und Gelde hing, fühlte sich dadurch so schwer gekränkt, dass der Sohn seine Ansprüche aufgab, glaubte er doch, nach dem natürlichen Laufe der Dinge, bald genug Alles sein eigen nennen zu dürfen. Allein, wie man weiss, fiel er noch zu seines Vaters Lebzeiten bei Saalfeld und so ging Rheinsberg, zur grossen Enttäuschung der Gläubiger des eigentlichen Erben, seiner Zeit in den

Besitz von dessen zweitem Bruder August über.* Prinz Ferdinand starb 1813, Prinz August 1843, und das Gut fiel somit an die Krone zurück.

Seit 1802 ist in Rheinsberg nicht mehr Hof gehalten worden. Wohl mögen Prinz Ferdinand und sein Haus bisweilen nach Rheinsberg gekommen sein, meines Wissens aber sind das immer nur ganz kurze Besuche gewesen. Prinz August lebte mit seiner Gemahlin (die nicht von fürstlicher Geburt war) und seinen Kindern sehr viel in Rheinsberg, selbstverständlich nur als Privatmann. Damit war aber der Stadt wenig geholfen, die sich von dem Schlage, den sie durch den Tod des Prinzen Heinrich erlitten, nie wieder erholt hat. Die Regierung hat sich allerdings zu jener Zeit einmal mit Plänen getragen, wie man durch Meliorirung wüstliegender Ländereien der Stadt aufhelfen könne; allein, als bald darauf Napoleon kam, und alle Welt an andere Dinge denken lehrte, als an Meliorations-Pläne, so waren auch die, welche man für Rheinsberg in's Auge gefasst hatte, sammt der armen Stadt selbst, bald genug vergessen, und sind es geblieben bis zum heutigen Tage. Man kann mit den Worten Riedels sagen: „Rheinsberg ist nur noch ein unbedeutendes Landstädtchen.“ Gegenwärtig schaut es nun sehnsüchtig nach der neuen Nordbahn aus, deren Linie in einer Entfernung von ungefähr anderthalb Meilen von der Stadt vorüberführen soll. Abgesehen von der Eisenbahn aber, schmeicheln sich Sanguiniker mit der Hoffnung, wieder einen Prinzen nach Rheinsberg zu bekommen. „Es giebt ja wieder einen Prinzen Heinrich“, so hört man sie sagen; offenbar schwebt ihnen dabei etwas wie ein Anspruch vor, den sie, des Namens wegen, auf

* *Aus Karls von Nostitz Leben und Briefwechsel*, S. 85. Prinz Louis Ferdinand hatte allerdings darauf gerechnet, seine Schulden, deren er viele und grosse besass, zu bezahlen, sobald er seines Vaters und seines Onkels grosse Besitzungen geerbt haben würde.

den zweiten Sohn des Kronprinzen zu haben glauben. Inzwischen hat die Stadt angefangen, sich durch allmälige Aufbesserung ihrer Feldmarken selbst zu helfen, auch mancherlei andere Zeichen deuten auf ihren wiedererwachten Gewerbefleiss; so ist denn die Hoffnung nicht ganz ungerechtfertigt, dass ihr Streben nach weiterem Gedeihen dereinst mit Erfolg gekrönt, ja ihr vielleicht gar ein Prinz und eine Eisenbahnstation zu Theil werden mögen.*

* Inzwischen ist nun die Nordbahn eröffnet worden, führt aber in so bedeutender Entfernung von der Stadt vorüber, dass jeder Nutzen für dieselbe ausgeschlossen ist.

Capitel IV.

Das Schloss.

Der Kastellan und seine Familie — Der grosse Konzertsaal — Pesnes Fresken — Die Zimmer des Kronprinzen, der Kronprinzessin, des Prinzen und der Prinzessin Heinrich und der Prinzessin Amalie — Friedrichs Arbeitszimmer, seine Bibliothek und sein Schreibtisch.

Die einzigen Menschen, welche im Schlosse wohnen, sind der Portier — oder wie man in Deutschland stolzer Weise zu sagen pflegt — „der Kastellan“ und seine Familie. Es war am dritten Tage meines Aufenthaltes in Rheinsberg und am ersten meiner Niederlassung bei Frau Lemm, als ich mich, in der Stille der frühen Nachmittagsstunden, um die Zeit der allgemeinen Siesta, zur Besichtigung des Schlosses aufmachte. Nachdem ich einige Male auf dem inneren Hofe auf und ab gewandelt, ging ich geraden Weges auf die einzige Thüre zu, welche um die Klinke herum Spuren moderner Finger zeigte, und zog an einer daneben aufgehängten Glocke. Da Niemand erschien, klopfte ich und klingelte noch einmal, öffnete dann die Thüre, schaute hinein, und fuhr fort, zu klopfen und zu läuten. Endlich öffnete sich eine innere Thür, eine alte Frau schaute heraus, würdigt mich indess auf das, was ich ihr sagte, keiner Antwort, ja, sie hörte mich nicht

einmal „mit Theilnahme“ — ich will sagen — mit willigem Verständniss, oder auch nur mit gerechter Neugierde an; im Gegentheil, sie sandte mir einen ungewissen, wenig versprechenden Blick zu, und verschwand, die Thüre hinter sich zuwerfend, so plötzlich, wie sie gekommen. Aus der Kurzangebundenheit der Alten, sowie ihrer verzweifelten Gleichgiltigkeit und Einfalt, schloss ich sogleich und mit Recht, dass ich es mit einer passageren, alten Person zu thun gehabt, die entweder zum Besuch oder mit einer Botschaft auf's Schloss gekommen, vielleicht auch zu irgend einer Hilfeleistung gerufen worden war, keinesfalls aber zum eigentlichen Schloss-Inventar, resp. zum Haushalte des Kastellans gehörte. Ich machte mir deshalb keine grosse Sorge darüber, dass ich sie so schnell wieder aus dem Gesichte verloren hatte; und zwar um so weniger, als nun auch der Kastellan selbst erschien, in geschäftiger Eile und ganz roth im Gesicht und voller Freude, dass sich ein Tourist bei ihm sehen liess. Dabei hatte er — in seiner übergrossen Hast, und mit dem dicken Schlüsselbunde, das er in der Hand trug — alle Mühe, jeden seiner Arme in den richtigen Rockärmel unterzubringen. — Wie sich von selbst versteht, war derselbe ein ehemaliger Unteroffizier, und hatte, sobald er sich in seiner neuen Stellung, als Schlosswart, ein wenig eingerichtet, den Grund zu seinem künftigen Glück dadurch gelegt, dass er ein Weib nahm. Es stellte sich nun heraus, dass die Frau Kastellanin am vorhergehenden Tage in dem behaglichen Winkel des grossen, öden Schlosses, in dem sich das Paar sein Nest gebaut hatte, eines Kindleins genesen war, und er, der glückliche Vater, hatte in der Dankbarkeit und Freude seines Herzens, sich gerade zur Seite von Mutter und Kind einem erquicklichen Mittagschläfchen hingegeben, als ich kam, und ihn aufstörte.

Wir stiegen gleich zum oberen Stockwerke hinauf, und gingen vor allen Dingen zuerst in den grossen Konzertsaal,

der in demselben Flügel liegt. Es ist ein stattlicher Raum, etwa vierzehn Meter lang und elf Meter breit, mit Fenstern nach beiden Seiten, von denen die zur Rechten nach dem Cavalierhause, die zur Linken auf den Hof hinausgehen. Die Wände sind mit Stuck bekleidet und die Pfeiler zwischen den Fenstern von grossen Spiegeln in goldenen Rahmen eingenommen. Die Kronenleuchter, welche von der Decke herabhängen, liefern, wenn auch vielfach defekt, immerhin eine sehr schöne Probe von der Glasfabrikation jener Tage; sonst aber ist der Saal völlig leer. Was ihn einst berühmt gemacht hat, ist Pesnes, al fresco hergestelltes Decken - Gemälde: „Die aufgehende Sonne, die Schatten der Nacht zerstreud,“ d. h. Appollos Wagen, dem Fama vorausseilt, und den Grazien, Horen und Liebesgötter umringen, treibt die Nacht von dannen. Die letztere ist ein schönes junges Weib, die sich dicht in einen schwarzen Schleier hüllt, von Traumgöttern und Eulen umschwebt, wird und ein schlafendes Täubchen in ihren Armen hält. „Wir würden sie mit noch grösserem Bedauern scheiden sehn,“ sagt Hennert, „hätte es der Künstler nicht so gut verstanden, uns den kommenden Tag mit allen nur ersinnlichen Symbolen der Schönheit und Freude darzustellen.“ Da sehen wir Diana, Venus und Amor, endlich Zephyr und die Morgenröthe; schöne Nymphen giessen aus goldenen Schalen Thau auf die Erde herab, während andere die Pforten des Himmels öffnen; Genien streuen Blumen, und folgen in lustigem Reigen der Fama, die ihre Trompete erschallen lässt. Die Sonnen-Rosse bäumen sich auf, und eines wirft eben den kleinen Liebesgott ab, dem die Pfeile aus dem Köcher fallen, und über die Erde hingestreut werden. Das Frescobild ist, wie Fontane sagt, ganz im Ovidischen Sinne gehalten, und grade deshalb wird es, glaube ich, uns schwer, ihm Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen; an diese Gottheiten können wir nicht glauben

und nicht zu ihnen beten, sie würden uns selbst auslachen, wollte wir es thnn; und dann können wir uns des Gedankens nicht erwehren, dass diese Gewänder, die ihren Trägern kaum etwas nützen, so nahe den Winden, recht lästig sein müssen. Der Maler war eben im Manierismus seiner Epoche befangen, und durch ihn gebunden; wir aber, denen der Manierismus unserer eigenen Zeit die Augen verbindet, wie können wir ihm unbefangene Richter sein? Wie dem auch sei, das Bild wird einen Beschauer, der sich nicht an Schulen kehrt, nicht gleichgültig lassen. Ob nun auf verbotenen Wegen, oder nicht, offenbar hat der Künstler hier der Natur gewisse Geheimnisse abgelauscht, und sie zu den seinigen gemacht. Vor Allem hat er sehr glücklich den frischen, belebenden Zug, der das junge Tageslicht durchweht, zu erfassen gewusst. Es zittert wie morgenliche Hoffnungsfreudigkeit und Thatenlust durch das ganze Bild; jeder Einzelne geht auf demselben mit so herzlich gutem Willen an sein Tagewerk, von Apollos feurigen Rossen an, bis auf die hochgeschürzten jungen Weiber, die so festen Schrittes auf dem reinen Nichts daherschreiten. Das Bild wurde im Jahre 1739 begonnen und 1740 vollendet, demselben Jahre, in welchem Friedrich den Thron bestieg. Es kann uns nicht zweifelhaft sein, dass der Maler, wenn nicht sein Auftraggeber, dabei den damaligen Stand der Dinge im Königreich Preussen im Auge gehabt hat. Das aber erscheint uns zweifelhaft, ob es weise gehandelt war, in so unzweideutiger, für Jeden verständlicher Sprache zu reden. Der König wurde unterrichtet über das, was in Rheinsberg vorging, und dürfte mit Recht Anstoss daran genommen haben, dass er als Genius der Nacht im schwarzen Shawl figuriren sollte, der dem Wagen Apollos, den Liebes-Göttern und Grazien und der Nachwelt den Rücken kehrt.

Der Konzertsaal konnte von Friedrich, als Kronprinz, nicht mehr benutzt werden, da er damals noch nicht fertig

war. Seine eignen Konzerte fanden in einem Saale des gegenüberliegenden Flügels statt. Die einzige Gelegenheit, bei welcher er, wie man annehmen darf, von dem grossen Saale Gebrauch gemacht hat, war, wie er als König, im Herbste 1740, etwa ein halbes Jahr nach seiner Thronbesteigung, auf sechs Wochen nach Rheinsberg kam. In unmittelbarem Anschlusse an den Konzertsaal liegt ein kleines, rundes Thurmgemach, dessen Decke ebenfalls ein von Pesne gemaltes Freskobild schmückt, das in der Wahl wie in der Behandlung seines Gegenstandes, sich mehr in Uebereinstimmung hält mit den Raum-Verhältnissen des Zimmers und dessen Bestimmung für eine Unterhaltung tête à tête. Es stellt Ganymedes dar, wie er, auf dem Adler Jovis sitzend, Venus eine goldene Schale kredenzt. Diana steht daneben „um anzudeuten, dass eine schöne Nacht die Freuden des Weines und der Liebe erhöhe.“

In demselben Flügel liegen die Zimmer der Prinzessin Amalie, und eine Reihe anderer ohne besondere Bezeichnung. Nachdem wir diese verlassen, und in das Corps de logis eingetreten, wurden mir die Zimmer der Kronprinzessin (der späteren Königin Elisabeth Christine) und der Prinzessin Heinrich gezeigt. Im Schlafzimmer der Kronprinzessin befinden sich noch einige Möbel, und die Decke des Raumes, der ihr einst als Vorzimmer diente, schmückt wieder eine Freske von Pesnes Hand. Aus Prinz Heinrichs Zeit stammen das Muschel-Zimmer, in welchem Wände und Decke mit wirklichen Muscheln bekleidet sind, das Chinesische Zimmer und des Prinzen Bibliothek. Weiterhin, im linken Flügel, liegt das sehr geräumige Schlafzimmer Heinrichs; es ist leidlich in Ordnung gehalten, und enthält noch das mächtige, vierpföstige Bett, in welchem, soviel ich weiss, der Prinz gestorben ist. An das Schlafzimmer schliesst sich die sogenannte „Gallerie“. Prinz Heinrich ge-

wann dieselbe dadurch, dass er eine Wand niederreißen liess, und so aus zwei Räumen einen machte; einer derselben, und zwar der dem Ende des Flügels zunächst gelegene, hatte einst dem Kronprinzen als Musikzimmer gedient, in welchem er seine täglichen Konzerte abzuhalten pflegte.

Dieser Flügel bildet, zusammen mit etwa der Hälfte des Corps de logis, den ältesten Theil des Gebäudes, d. h. das alte, ursprüngliche Schloss Rheinsberg, erbaut, ich weiss nicht, zu welcher Zeit. Es war, noch ehe der Kronprinz davon Besitz ergriff, (1734—1736) durch Kemmeter völlig umgestaltet worden, so dass es seinem früheren Selbst in Nichts mehr ähnlich sah. Später ist dann das Innere, mit Einschluss der eben erwähnten Räume, vom Prinzen Heinrich wiederum umgebaut worden.

Friedrichs Studierzimmer, welches in dem Thurme am Ende des Flügels liegt, ist von all' diesen Veränderungen am wenigsten berührt worden, es enthält noch einige Stücke seines ursprünglichen Ameublements, und auch die Decke ist noch genau, wie sie war. Es ist ein mässig grosser, achteckiger Raum, mit enorm dicken Wänden und drei Fenstern, die in tiefen Nischen liegen; aus jedem derselben blickt man, wie Carlyle sagt, auf lauter „Himmel und Erde und Wasser in ornamentaler Pracht.“

In den Nischen sind Sitze angebracht, und zwischen den Fenstern stehen Stühle, deren Lehnen und Beine noch die Spuren ehemaliger Versilberung tragen. In der Mitte des Zimmers befindet sich der Schreibtisch von der Grösse eines gewöhnlichen Damen-Schreibtisches. Er hatte einst vergoldete Füsse, und war mit rothem Sammet bezogen, aber die Vergoldung und der Sammet sind fast verschwunden. Die Platte des Tisches ist beweglich und stellbar. Die Decke ziert wiederum eine Freske Pesnes, die den beschaulichen Fleiss versinnbildlichen soll. Eiu Genius

reicht der Minerva ein Buch, auf dessen aufgeschlagenen Seiten wir die Namen Horaz und Voltaire lesen; in der anderen Hand hält er ein, mit Flügeln versehenes Stunden-Glas. Ein anderer Genius, der das Schwert des Mars in der Hand trägt, macht sich hastig davon. Zu Friedrichs Zeit muss das Zimmer ausserordentlich hell und freundlich und bei Alledem, in Folge der Dicke seiner Wände, doch recht warm und behaglich gewesen sein. Friedrichs Bücher standen theils an den Pfeilern, zwischen den Fenstern, theils in dem geräumigen Kabinette, welches den einzigen Zugang zu dem Thurme bildet, und sein Licht vom Studierzimmer aus durch eine Glasthür erhält. Hier sind sie noch Jahre lang geblieben, als Friedrich lange schon nicht mehr nach Rheinsberg kam, ja selbst noch, als er das Gut bereits seinem Bruder geschenkt hatte. Erst 1747, dem Jahre, in welchem der Bau von Sanssouci vollendet wurde, sind sie nach Potsdam gebracht worden.*) Dem Schreibtische irgendwo gegenüber hat einst Voltaires Portrait gehangen. — Ihre gegenwärtige Gestalt haben die Wände der Fensternischen erst durch den Prinzen Heinrich erhalten. Hier standen nämlich seine

* Meinem besten Wissen nach existirt von der Rheinsberger Bibliothek kein Katalog mehr. Das Verzeichniss von Friedrichs frühester Bibliothek — derselben, die ihm vom Vater konfiszirt und 1730 verkauft wurde — ist noch zugänglich, und von Friedländer in der *Zeitschrift für Preussische Geschichte und Landeskunde*. 1869. beschrieben worden. Merkwürdig ist die Zahl der darunter befindlichen Bibeln in Folio und Quart, sowie von Werken über Theologie und Kirchengeschichte. Späterhin mögen ihrer wohl nicht mehr so viel gewesen sein, aber im Grossen und Ganzen war Friedrich in hohem Grade konservativ in seinem Geschmacke für Bücher; was ihm in der Jugend lieb gewesen, dem blieb er bis zum Abende seines Lebens treu, und seine Lieblings-Autoren las er immer wieder von Neuem durch, auch wenn er sie längst auswendig wusste. Die konfiszirte Bibliothek umfasste 3774 Bände, eine stattliche Anzahl für einen jungen Mann von achtzehn Jahren. Friedländer erstattet uns einen sehr amüsanten Bericht über die Abenteuer, welche die „vier Kisten und neun Tonnen“, in denen die Bibliothek ver-

eigenen Bücher von der Zeit seiner Verheirathung im Jahre 1752 an, bis nach Beendigung des siebenjährigen Krieges. Als Studierzimmer benutzt hat er den Raum, so viel ich weiss, vom Jahre 1752 bis 1756; und als dann im Jahre 1763 seine Bücher in der neuen Bibliothek untergebracht wurden, liess er die Wände, um die Spuren der Bücherregale zu vertilgen, panelliren, und die Panäle, im Sinne eine Symbolisirung der vier Jahreszeiten, mit Blumen, Vasen etc. bemalen.*)

Jetzt ist das Alles mit einer weisslich gelbgrünen Kalktünche überzogen. An den Pfeilern zwischen den Fenstern sind, in einer Höhe von ungefähr drittehalb Meter, Konsolen angebracht, auf denen die Büsten von Horaz, Voltaire, Rousseau und Diderot stehen; jedenfalls hat sie Prinz Heinrich dort aufstellen lassen.

Die beiden Flügel des Schlosses enden, einander genau entsprechend, jeder in einem runden Thurme, der den Eindruck eines riesigen Pfeilers von stark hervortretendem Relief macht; so bildet denn das Studierzimmer Friedrichs das Vis à vis zu dem kleinen runden Thurmgemach an

packt war, auf ihrer Reise nach Hamburg und Amsterdam durchzumachen hatten, da König Friedrich Wilhelm, der stets seine Augen offen hielt, wo es sich um den nervus rerum handelte, das Gebot des Hamburger Antiquars von elftausend Thalern mit Entrüstung zurückgewiesen hatte — „Ein höchst unbilliges Gebot für eine solche Masse von Büchern.“

* Hennert, *Beschreibung*, etc. Seite 19 u. s. f. Die Umbauten wurden unter Leitung des Baron von Reisewitz ausgeführt, des zweiten dieses Namens, welcher als Indentant von Rheinsberg fungirte; er lebte nach seiner Anstellung kaum noch ein Jahr und starb 1764. Hennert giebt uns sogar den Namen des Künstlers, der die „Vasen und Blumen“ gemalt hat. In verschiedenen Beiträgen beliebter Tagesschriftsteller zu deutschen Zeitschriften finde ich es als abgemacht angenommen, dass Alles, was sich in Friedrichs ehemaligem Studierzimmer noch vorfindet, von ihm und aus seiner Zeit herrühre; überhaupt enthalten ihre Beschreibungen mannigfache Irrthümer, weil sie sich nicht die Mühe genommen haben, Hennert nachzulesen.

dem Ende des anderen Flügels, welches, wie schon erwähnt, sich an den grossen Konzertsaal anschliesst. Dass die freien Enden dieser Flügel durch einen Säulengang verbunden sind, habe ich bereits in einem früheren Kapitel gesagt.

Nach Hennert — und seit seiner Zeit hat sich ja wenig geändert wenigstens nicht in den oberen Etagen — beträgt die Zahl der Zimmer im Erdgeschosse des Schlosses sechsunddreissig, im ersten Stocke aber neunundzwanzig, und die Grundfläche jedes Stockwerks 1010 □Meter. Zu Friedrichs Zeiten ist an bewohnbarem Raume kaum mehr als die Hälfte des eben angegebenen vorhanden gewesen. Das Cavaliergebäude, welches nach Hennert neunundfünfzig „möblirte“ Zimmer für die Gäste enthielt, war eben erst im Entstehen, als Friedrich Rheinsberg verliess; und an das Domestikenhaus, welches unter des ersten Baron Reisewitz Leitung während des siebenjährigen Krieges erbaut wurde, hatte man damals noch nicht einmal gedacht.

Während der letzten vierzig Jahre hat das Schloss unbewohnt, und fast von allem Hausrathе entblösst gestanden. Die Wittve und die Kinder des Prinzen August haben ohne Zweifel alle ihnen gehörige, bewegliche Habe mit sich genommen, oder verkauft. Der Rest, einschliesslich Allem, was aus der Zeit Friedrich des Grossen und des Prinzen Heinrich stammt, gehörte der Krone. Friedrich Wilhelm IV. liess eine Menge Bilder wegnehmen, um sie in Potsdam und anderswo aufhängen zu lassen.*) Vielleicht ist auch manches Stück Möbel bei dieser Gelegenheit translocirt, oder verkauft worden. Jetzt ist das Schloss thatsächlich leer, befindet sich aber in baulich gutem Zustande. Von Zeit zu Zeit pflegt ein Beamter des zu-

* Einige wenige Bilder sind noch vorhanden, und finden sich in den verschiedenen Zimmern verstreut, sichtlich, ohne dass irgend ein Prinzip bei ihrer Auswahl oder Anbringung leitend gewesen ist.

ständigen Ressorts von Berlin oder Potsdam herüberzukommen, um nach dem Rechten zu sehen — wohl auch, wie ich vermuthe, um Gelder einzuziehen, oder solche anzuweisen. Zu seinem Gebrauche sind ein Paar Zimmer in moderner Weise möblirt worden.

* Noch vor wenigen Jahren befanden sich in der Stadt Rheinsberg eine Menge Ueberbleibsel des ehemaligen Schloss-Ameublements, wie auch alten Porzellans; jetzt ist dort nichts derartiges mehr zu finden.

Capitel V.

Friedrich ergreift Besitz von Rheinsberg.

Friedrich übernimmt das Kommando seines Regiments und wird einem Amte überwiesen — Die Amalthea — Rheinsberg wird umgebaut — Der Prinz und die Prinzessin lassen sich dort nieder — Der König und die Königin machen ihnen einen Besuch — Der König wiederholt den Besuch — Und kommt dabei um seine Sonntagspredigt — Der Prinz liest seinen Soldaten Predigten vor — Lange Lebensdauer der Rheinsberger Ortsgeistlichen.

Es war altes Herkommen im kurfürstlichen Hause Brandenburg, dass der Kurprinz irgend einem „Amte“ überwiesen wurde. So übertrug denn der König auch dem Kronprinzen, als er aus dem Küstriner Exil zurückkehrte, das Amt Ruppin, das ehemalige Lindowsche Lehen, welches nach seinem Heimfalle an die Kurkrone einen Amtsbezirk bildete.

Da die dienstlichen Funktionen des Kronprinzen vorwiegend militärischer Natur waren, (der König hatte ihn zum Oberst des in Ruppin garnisonirenden Regimentes ernannt), so wurde es nothwendig, dass er, entweder in der Stadt selbst, oder doch in deren unmittelbaren Nachbarschaft seinen Wohnsitz nahm. Nun gab es ja in Neu-Ruppin ein ganz gutes Haus, das sich wohl zur Wohnung für einen jungen Obersten, mit den bescheidenen Ansprüchen eines Soldaten und Junggesellen eignete, aber kein Palais,

wie es sich für den Thronerben und seine Gemahlin sammt den Damen und Herren ihres Hofes schickte, und als Friedrich im Jahre 1733 heirathete, wurde es allen Betheiligten, den König Friedrich Wilhelm mit inbegriffen, klar, dass, wenn das junge Paar überhaupt einen gemeinschaftlichen Haushalt führen sollte, irgendwo für dasselbe eine geeignete Residenz erst noch gefunden werden musste.

Da Friedrich selbst sich sehr nach einem ländlichen Aufenthalte sehnte, so wurden Verhandlungen über den Ankauf von Rheinsberg eingeleitet, der alten Grenzwarthe gegen Meklenburg, die von Neu-Ruppin nur etwa vier Meilen entfernt lag, und damals, wie bereits erwähnt, sich im Besitz des Obersten Chenevix de Béville befand. Als Beitrag zur Kaufsumme gab der König (am 11. November 1733) aus seiner Tasche 55,000 Thaler her, und im Januar 1734 ritt der Kronprinz selbst hinüber nach Rheinsberg, um den Kauf abzuschliessen, der am 18. März desselben Jahres durch den König bestätigt wurde. Der Kaufschilling betrug 75,000 Thaler; der Mehrbetrag wurde, wie sich nach den vorhandenen Andeutungen schliessen lässt, aus der Mitgift der Kronprinzessin bestritten.*

So war denn wenigstens der Platz für eine Wohnung beschafft, allein das daselbst vorhandene Wohnbaus bot nicht genügenden Raum für den jungen prinzlichen Haushalt; es bedurfte hiezu eines gründlichen Umbaues und bedeutender Vergrößerung. Hiemit betraute der König seinen Hofbau-meister Kemmeter, der aus dem alten Herrenhause zunächst den linken Flügel und die linke Hälfte vom Corps de logis des neuen, jetzt noch bestehenden Schlosses herstellte. Damit war denn für den jungen prinzlichen Hof, zunächst freilich nur innerhalb der bescheidenen Grenzen eines Privathanshaltes, der nothwendige Raum gewonnen; die Vollendung

* *Elisabeth Christine, etc. etc. Ein christliches Lebensbild, gezeichnet von W. Ziethe. Berlin, 1866. S. 113.*

des Mittelbaues indessen und die Aufführung des rechten Flügels, in denen die Staats- und Repräsentations-Räume Platz finden sollten, blieb einer späteren Zeit vorbehalten. Da Kemmeter zwei Jahre zur Vollendung seines Werkes brauchte, so blieben Friedrich und seine junge Gemahlin thatsächlich während dieser Zeit von einander getrennt.

Friedrich führte seinerseits zu Ruppin ein lustiges Junggesellenleben; er that seinen Dienst als Regiments-Kommandeur, verschmähte aber auch nicht, gelegentlich mit seinen Offizieren nächtlicher Weile irgend einen tollen Streich auszuführen, und dabei den Nachbarn die Fenster einzuwerfen.

Dicht vor den Mauern der Stadt legte er sich einen Garten an, den er „Amalthea“ nannte, baute darin einen Tempel, und brachte häufig die Sommerabende dort zu. In der Amalthea wurde treffliches Gemüse gezogen, so dass noch Jahre nachher die Bedürfnisse der Rheinsberger Schloss-Küche von dort aus versorgt, und ausgezeichnete Stücke als Geschenk für seine Majestät nach Potsdam gesandt werden konnten.

Inzwischen lebte die junge Kronprinzessin einsam im Palais ihres Gemahls* zu Berlin; während des Sommers auch auf kurze Zeit in Schönhausen, einem ehemaligen Jagdschlösschen Friedrich I., das zu einem Landhause umge-

* Das Palais des jetzigen Kronprinzen. „Es ist“, sagt Nicolai, (*Beschreibung von Berlin*) — „wahrscheinlich von Nering, zur Zeit des Grossen Kurfürsten für den Feldmarschall Schomberg erbaut worden. Als Schomberg Brandenburg im Jahre 1688 verliess, um mit Wilhelm von Oranien nach England zu gehen, wurde das Haus der Sitz des Gouverneurs von Berlin. Im Jahre 1734 quartierte Friedrich Wilhelm den Gouverneur aus und schenkte das Haus, nachdem er es hatte umbauen und vergrössern lassen, dem Kronprinzen. Friedrich gab es seinerseits nach seiner Thronbesteigung seinem Bruder, dem Prinzen von Preussen. Nach dessen im Jahre 1758 erfolgtem Tode wurde es von seiner Wittwe noch bis an ihr Lebensende im Jahre 1780 bewohnt.“ Ihr Enkel Fried-

schaffen worden war, demselben, welches später ihr Privat-Eigenthum wurde.

Um das Frühjahr 1736 war der Neubau soweit vollendet, dass Friedrich zu seiner grössten Freude in Rheinsberg bleibenden Aufenthalt nehmen konnte. Er brachte einen Theil des Frühsommers dort zu, und schildert uns in den glühendsten Farben sein „verzaubertes Schloss“, sowie das sesshafte Leben, welches er dort führe, indem er seine Zeit mit Lesen, Schreiben und Musiziren verbringe, letzteres übrigens sehr mit Maassen, da ihn „le Diable“ (Manteuffel) gewarnt habe, er werde sich ein Lungenleiden zuziehen, wenn er fortfahre, so viel Flöte zu blasen, wie er bisher gethan.* Im Juli musste er mit dem Könige nach Ostpreussen, und wurde dort, und später in Berlin, über einen Monat festgehalten.

Am 15. August 1736 befindet er sich wieder zu Neuruppin, auf dem Heimwege nach Rheinsberg, und schreibt an Suhm:

„Ich bin soeben im Begriff, in meine liebe Einsamkeit zurückzukehren, um mich dort mit allem Eifer meinen Studien hinzugeben. Wolff wird, wie Sie sich denken können, dort sein Plätzchen erhalten, und auch M. Rollin soll seine bestimmten Stunden haben; was mir dann noch an Zeit bleibt, soll den Göttern des Stillebens und süssen Nichtsthuns geweiht sein. Ein gewisser Gresset, ein Dichter, von dem Sie vielleicht gehört, oder etwas gelesen haben, wird mich besuchen kommen und mit ihm Abbé Jordan, Keyserlingk, Fouquet und Major Stille. Wie grausam ist das Schicksal, dass es uns von ein-

rich Wilhelm III. hat dort, als Kronprinz und als König, 50 Jahre hindurch gelebt. Im Laufe der Zeit hat es verschiedene Anbauten erhalten.

Es sollte mich wundern, wenn Schomberg es je wirklich bewohnt hat. Da er nur achtzehn Monate überhaupt im Dienste des Kurfürsten gestanden, so müsste man, falls der Bau erst nach seiner Ankunft begonnen hat, ganz wunderbar schnell gebaut haben, um es für ihn noch beziehbar zu machen.

* Seckendorffs *Journal*. Seite 148.

ander fern hält, mein theurer Diaphanes! Warum ist es uns versagt, am Busen der Wahrheit und Unschuld gemeinsamen Glückes zu geniessen?“

„Là, sous un ciel serein, assis au pied des hêtres,
 Nous étudions Wolff au dépit de nos Prêtres.
 Les Grâces et les Ris ont accès en ces lieux,
 Sans pourtant excepter aucun des autres Dieux.
 Tantôt, quand nous sentons bouillonner notre verve,
 Nous chantons en l'honneur de Mars et de Minerve;
 Tantôt le verre en main, nous célébrons Bacchus,
 Et la nuit nous payons nos tributs à Venus.“

„Da haben Sie den Inhalt unseres Lebens und Treibens in diesem glückseligen Schlupfwinkel, wo es dem Himmel gefallen möge, uns noch recht lange zu belassen.“*

Von nun ab wurde „Rheinsberg“ zum „Remusberg“, und die Einsamkeit blieb nicht länger völlig ungestört. Die Anwesenheit der Kronprinzessin und ihrer Damen, welche im August 1736 an den Hof des Prinzen übersiedelten, brachte ein neues Element frohen Lebensgenusses in den Rheinsberger Kreis. Friedrich selbst gesteht in einem Briefe an Manteuffel,† dass die Gesellschaft des schönen Geschlechtes („du sexe“) eine grosse „resource“ sei“ und ist darin gewiss aufrichtig. Mag er nun in der That damals eine wirkliche Zuneigung für seine junge Gemahlin empfunden haben, oder nicht, jedenfalls freute er sich, nach seiner Junggesellenzeit des Sonnenscheins von Glanz und Frohsinn, den die Damen mit sich brachten und der völlig veränderten Gestalt, welche ihre Anwesenheit dem Leben an seinem Hofe verlieh.

Ein wichtiges Ereigniss sollte übrigens die Routine täglicher Beschäftigung, wie man sie sich vorgenommen hatte, unterbrechen, noch ehe dieselbe recht hatte in Gang kommen können; dies war der Besuch des Königs und der Königin.

* *Oeuvres de Frédéric le Grand*. XVI. 277.

† *Oeuvres, etc.* XXV. 486.

Schon im Frühsommer, lange bevor alles in Ordnung war, hatte Friedrich in seinem, wie im Namen seiner Gemahlin unterthänigst darum gebeten, Ihre Majestäten als die ersten Gäste in seiner neuen Häuslichkeit begrüßen zu dürfen. *) Die Einladung wurde sehr gnädig aufgenommen, und der Besuch bald nach der Rückkehr von Ost-Preussen abgestattet. Das Programm der dem König zugedachten Unterhaltungen war folgendes: Erster Tag: Hetzjagd, zweiter Tag: Fischzug, dritter Tag: Taubenschiessen. Die hohen Herrschaften blieben, glaube ich, drei Tage in Rheinsberg und amüsirten sich vortrefflich. Seine Majestät befand sich in ausgezeichnete Laune, und, wenn ich nicht irre, war es damals, wo gewisse Personen, die in des Prinzen Wünsche eingeweiht waren, die Gelegenheit benutzten, sich bei ihm beliebt zu machen, indem sie den König zu seinen Gunsten bearbeiteten. Wenigstens scheint es zweifellos, dass Poellnitz einen dieser Tage, — wahrscheinlich war es der letzte des Besuches — im Sinne hat, wenn er uns erzählt, dass „eines Tages, im Sommer 1736, als der König beim Kronprinzen zu Mittag speiste, und in vortrefflicher Laune zu sein schien, Grumbkow die Gelegenheit benutzte, sich bei Letzterem, mit dem er nicht grade auf dem besten Fusse stand, in Gunst zu setzen. So begann er denn das glänzende Diner zu loben, das der Kronprinz dem Könige vorgesetzt habe, und fügte scherzend hinzu, solche Bankette werde er wohl nicht oft veranstalten können, sonst möchten seine Finanzen darunter leiden. Da fragte der König seinen Sohn, ob er Schulden habe, und wie hoch sie sich beliefen. Der Kronprinz getraute sich nicht, eine höhere Summe zu nennen, als 40,000 Thaler, worauf der

* Seckendorff, als er von der Einladung hört, sagt boshafter Weise, indess nicht ganz ohne Grund: „Des Kronprinzen Zweck bei dieser Einladung sei lediglich der, eine Erhöhung seiner Appanage zu erlangen.“

König sagte, er werde sie ihm bezahlen. Darauf fragte Grumbkow, ob dies denn so zu verstehen sei, dass die jährlichen Einkünfte des Kronprinzen um die genannte Summe erhöht werden sollten; Friedrich Wilhelm that indessen, als habe er nichts gehört, schickte aber am anderen Tage seinem Sohne die 40,000 Thaler.“*

Es kann wohl kaum bei Gelegenheit dieses Besuches gewesen sein, dass Seine Majestät, der seine Andacht in der Stadtkirche zu Rheinsberg verrichten wollte, ganz unerwartet um seine Predigt kam.† Er war an einem Sonntage von Potsdam herübergekommen, ohne Jemanden etwas zu sagen, da er seine Kinder überraschen wollte, und hatte am Stadthore erfahren, dass der Gottesdienst soeben erst begonnen habe; da beschloss er sogleich — ein eifriger Kirchengänger wie er war — zuvörderst eine Predigt zu hören. Der Gesang und die Gebete waren gerade vorüber, und der Geistliche, der ehrwürdige Johann Rossow, hatte eben die Kanzel betreten und seinen Text gelesen, da wird er plötzlich den König gewahr, der, in strammer Andacht auf den Knopf seines Stockes gebeugt, ihm voll in's Gesicht sieht, wie Jemand, der gewohnt ist, sich „nach seiner Façon“ erbauen zu lassen. Darüber geräth der geistliche Herr, der damals schon hochbetagt war, in solche Verwirrung, dass er fast zusammenbricht, nach einem schwachen Versuche, den verlorenen Faden wieder aufzunehmen, mühsam den Segen sammelt, und sich anschickt, die Kanzel zu verlassen. Da erhebt der König den Stock und droht ihm damit; allein vergebens, der Pastor steigt die Kanzeltreppe hinab, und

* Poellnitz. *Mémoires pour servir à l'histoire des derniers quatre souverains etc. etc.* Tome II. p. 323.

† Fontane sagt, es sei am Pfingstsonntage 1737 gewesen. Hahnke dagegen, (der die *MSS. boruss* als Quelle angiebt) bezeichnet den 7. August 1737, als das Datum des zweiten Besuches Königs Friedrich Wilhelms I. Meinem besten Wissen nach sind alle Autoritäten darin einig, dass er überhaupt nur zwei Mal nach Rheinsberg gekommen ist.

ist nachmals nur mit genauer Noth einer Citation vor das Consistorium entgangen, um sich wegen „Menschen-Furcht“ zu verantworten. Indess vierzig Jahre glaubenstreuen Predigens sprachen zu seinen Gunsten, und bald darauf ist er in Frieden in seinem Amt gestorben. Sein Nachfolger war, wie uns glaubhaft berichtet wird, sein Sohn, der das Amt zweiundsiebzig Jahre lang verwaltete.*

Der Rheinsberger Hof ging nicht in die Kirche zu Herrn Rossow. Friedrich selbst ritt alle Sonntage nach Ruppin hinüber, und las seinen Soldaten eine Predigt vor, gewöhnlich eine Uebersetzung nach irgend einem französischen Kanzelredner. — Bourdaloue, Massillon, Fléchier und Saurin werden uns in dieser Beziehung als seine besondere Lieblinge genannt. †

Daheim im Schlosse predigte Ehrwürden Jean des Champs vor der Prinzessin und ihrem Gefolge, natürlich Französisch. Es gab damals noch eine grosse Zahl französischer Protestanten in jener Gegend, Kinder der Refugiés, die sich dort angesiedelt hatten, weniger in der Stadt selbst, als auf den Dörfern in der Umgegend. Solcher Kolonien waren viele in der Mark, deren jede eine geschlossene Kirchengemeinde bildete, und einen dauernd angestellten und besoldeten Geistlichen ihrer eignen Nationalität besass, der ihnen in ihrer Muttersprache predigte. In Rheinsberg

* Ich hatte geglaubt, es müsse der „Enkel“ gewesen sein, allein die Nachrichten sind durchaus positiv in diesem Falle. Johann Rossow selbst war vier und vierzig Jahr im Amte. Fast alle Inhaber der Rheinsberger Pfarre seit der Reformation, (deren Reihenfolge, zwischen Hennert und Hoppe, sich noch feststellen lässt,) haben ein hohes Alter erreicht.

† Formey. *Souvenirs d'un Citoyen*, I. 37. Formey fügt als einen sicherlich erstaunlichen Beweis für Friedrichs ausserordentliche Gedächtnisstärke hinzu, dass der König noch gegen das Ende seines Lebens „lange Tiraden“ dieser Predigten zu citiren pflegte, und zwar mit vortrefflichem Vortrage. Dass er in der Zwischenzeit dieselben jemals wieder nachgelesen haben sollte, ist im höchsten Grade unwahrscheinlich.

selbst war es nie zur Bildung einer eigentlichen Gemeinde gekommen, und auch kein Geistlicher förmlich angestellt worden, denn die Béville hatten sich immer einen eignen französischen Schlosskaplan gehalten, dem zugleich die Seelsorge für diejenigen seiner Landsleute oblag, welche innerhalb seines Bereiches wohnten.* „Wegen des Caplans“ hatten sich denn auch, so wird uns berichtet, eine Anzahl Refugiés in der Nachbarschaft angesiedelt.† Auch gab es in der Stadt ein Bethaus, das wahrscheinlich von den ersten Béville erbaut worden war, in welchem Gottesdienst nach dem Ritus der französischen protestantischen Kirche gehalten wurde. Diese Einrichtung bestand noch, als Friedrich in Rheinsberg residirte. Nachdem aber die französische Kirche nach dem grossen Feuer im April 1740 niedergebrannt war, wurde sie nicht wieder aufgebaut.*† Wenige Wochen nach diesem Ereignisse erfolgte Friedrichs Thronbesteigung, und der Hof verliess Rheinsberg, um wie wir wissen, nie mehr zu dauerndem Aufenthalte dahin zurückzukehren; so liess man denn den französischen Gottesdienst eingehen, und meines Wissens ist derselbe auch nie wieder eingerichtet worden. Der Hugenottische Theil der Bevölkerung hatte sich inzwischen auch soweit germanisirt, dass er seinen Gottesdienst in der Sprache seines Adoptiv-Vaterlandes abhalten konnte.

* Erman & Réclam, & c. VI., 249.

† Mehr als in irgend einem andern Theile der Mark, hatten sich in der Grafschaft Ruppín die Refugiés niedergelassen, da gerade dort die Bevölkerung in Folge der Verwüstungen des dreissigjährigen Krieges sehr dünn geworden war. Ganze Dörfer wurden durch Franzosen wieder neu bevölkert. Erman & Réclam, VI. 165.

*† Hoppe. *Chronik von Rheinsberg*, 196.

Capitel VI.

Der französische Prediger.

Jean Des Champs übersetzt ein Werk über Logik — Und widmet es dem Kronprinzen — Er definirt die Organe des Prinzen — Wird Almonser zu Rheinsberg — Fällt in Ungnade — Greift Voltaire an — Seine Philosophie wird nach der Elle verkauft — Er verlässt Brandenburg und siedelt sich in England an.

Ehrwürden Jean Des Champs wurde, als Sohn eines französischen Refugiés, am 27. Mai 1709 zu Bützow im Mecklenburgischen geboren. Nach mehrjährigen Studien in Genf, und später in Marburg unter Wolff, unternahm er, zusammen mit einem seiner Brüder, eine Uebersetzung von Wolffs „Logik“ in's Französische; später ist er dann nach Berlin gekommen und muss irgendwo die Bekanntschaft von Manteuffel gemacht haben, der, wie es scheint, mit dem Kronprinzen von ihm und seiner Uebersetzung gesprochen hat; wenigstens erschien die „Logique“ im Jahre 1736 unter den Auspicien des Prinzen und mit einer Widmung an denselben. Die sieben Seiten lange Dedikation ist natürlich ein Panegyricus, der in Bezug auf schwülstige Schmeichelei die üblichen Leistungen dieser Art noch um einiges übertrifft. Es scheint nicht, als wenn Friedrich selbst die Schmeichelei überhaupt bemerkt hat, bis Suhm und möglicherweise auch

Andere, ihn darauf aufmerksam machten, und zugleich ihr Bedauern über einen solchen Angriff auf seine Bescheidenheit aussprachen; dann allerdings erklärte auch er, dass dieselbe alles erlaubte Maass überschreite,* lud aber nichtsdestoweniger im Jahre 1737 deren Autor nach Rheinsberg ein. Ohne Zweifel glaubte er in ihm einen werthvollen Zuwachs für seinen dortigen Kreis zu gewinnen; ein französisches Element mehr, neben Jordan und Chasot, und doch wieder ganz verschieden von beiden; auch ist es mehr als wahrscheinlich, dass er sich von dem Verkehr mit dem Jünger und Interpreten Wolff's einen erheblichen Gewinn für seine eigene Belehrung versprach. Ob es vorher ausgemacht worden war, dass Des Champs ständiger französischer Hofprediger werden sollte, wissen wir nicht, soviel ist indessen sicher, dass er vor dem Hofe predigte,† nicht minder aber auch, dass er gleich von Anfang an sich die Gunst

* Nach den üblichen Tiraden über Trajan und Augustus und über ein neues Zeitalter, das nun beginnen und alle vorangegangenen in den Schatten stellen werde, kommt er auf den Prinzen und hebt ihn eine oder zwei Seiten hindurch in den Himmel, um sich schliesslich zu folgendem Satze zu versteigen: — „Es darf versichert werden, dass das Wahre und Schöne sich in richtigerer Proportion zu den Organen Eurer Königlichen Hoheit befindet, oder dass Eure Königliche Hoheit mehr Sympathie für das Wahre und Schöne besitzen, als dies bei anderen Menschen der Fall ist.“ Darauf bemerkt Suhm in seinem Briefe an den Prinzen missbilligender Weise: „Wenn ich mich an Ihrer Stelle denke, das will sagen, indem ich mich, im Bewusstsein Ihrer erhabenen Eigenschaften, weit über mich selbst erhebe, so würde ich in Ihrem Sinne beim Lesen dieser Vorrede etwas in Verlegenheit gerathen, nicht etwa, dass Eure Königliche Hoheit mit Ihren grossen Tugenden nicht hoch erhaben wären über den Lobpreisungen dieser Epistel, die bei aller Wahrheit, welche sie enthält, sich doch recht fade ausdrückt, sondern weil es Ihnen in Ihrer grossen Bescheidenheit widerstrebt, sich in ihrem eigenen Bilde wiederzuerkennen, und zwar um so entschiedener, je mehr dasselbe seinem Originale gleicht.“

† Seine Functionen beim Hofe waren, nach dem technischen Ausdrucke, die eines „Almoseniens“ (*aumônier*. Bielfeld, *Lettres etc.*, I. 75.) Ich glaube nicht, dass er jemals förmlich als „Schlosskaplan“ angestellt

des Prinzen völlig verscherzte. Friedrich ging nicht mehr in seine Predigten, offenbar hatte er sich in ihm getäuscht, und nicht das gefunden, was er erwartet. Dennoch liess er ihn nicht fallen, weder damals, noch in späterer Zeit, und Des Champs blieb in Rheinsberg, so lange der Hof dort residirte. Nach der Thronbesteigung Friedrich's ging er in dessen neuformirten Hofhalt über und wurde zu einem der Erzieher der jungen Prinzen Heinrich und Ferdinand mit dem ausdrücklichen Auftrage ernannt, ihnen die Elemente der Wolffischen Philosophie beizubringen. Im Jahre 1743 gab er in Form von Briefen einen „Cours de la Philosophie Wolffienne“ heraus, welcher speziell für den Unterricht der Prinzen bestimmt, und ihnen gewidmet war.* In zweien dieser Briefe macht er einen unüberlegten Angriff auf Voltaire, in dem er an dessen ersten Besuch im Berlin, im Jahre 1740, anknüpft. Was er in dieser Beziehung sagte, war überaus thöricht und taktlos („..... er ist nur wenige Tage hier gewesen, immer aber schon zu lange für seinen Ruf etc.“) noch viel taktloser aber war es, einen Gast — noch dazu einen, wie alle Welt wusste, sehr geehrten

wurde, oder auch nur angestellt werden konnte. In der Berliner Ausgabe der Correspondenz Friedrich's mit Suhm (Vieweg, 1787) findet sich eine Note (Band I. p. 133), welche in sehr wenig wohlwollendem Tone abgefasst ist und besagt, dass „Des Champs, der als „Kandidat“ gelegentlich in der Kirche zu Rheinsberg und auch vor dem Hofe gepredigt, sich den Titel (*caractère*) eines Schlosskaplans angemasst habe.“ Es scheint aber nicht, dass er dies gethan hat, denn in seinem Buche, das er im Jahre 1743 herausgab, nennt er sich selbst „Ministre du Saint Evangile à la cour de S. M. le Roi de Prusse.“ Ehe er nach Rheinsberg ging, im Winter 1736/37, machte Des Champs eine Reise nach Cassel, und wurde dort „mit der Würde bekleidet, nach der er schon lange gestrebt hatte“, worunter man die eines „Candidaten der Theologie“ zu verstehen hat. In Rheinsberg wohnte er nicht im Schlosse. Jordan und er waren die einzigen Mitglieder der Hofhaltung, welche eigene Wohnungen in der Stadt inne hatten.

* *Cours Abrégé de la philosophie Wolffienne*, à Amsterdam etc. etc. Leipzig, MDCCXLIII.

Gast Seiner Majestät — à propos de rien anzugreifen. Er übersandte dem König ein Exemplar des Buches, obwohl er „einiges Bedenken hegte über die Aufnahme, die demselben zu Theil werden würde.“ Wenige Tage darauf erhielt er eine in höflichem Tone gehaltene Empfangsbescheinigung, die er für ein Zeichen der wiedererwachten königlichen Gunst nahm.* Offenbar hatte der König, als er ihm seinen Dank ausdrückte, noch keinen Blick in das Buch gethan, und somit keine Ahnung von dessen Inhalt; bald darauf aber nahm er Notiz davon, sowie von dem Autor, und da klang es denn freilich aus einem ganz anderen Tone. Am 20. November desselben Jahres (1743) wurde am Hofe, zur Feier von Keyserlingk's Hochzeit, ein neues französisches Stück „Le Singe de la Mode“ aufgeführt, von dem man allgemein und mit Recht annahm, dass es Seine Majestät zum Verfasser habe. In dem Stücke kommt eine Scene vor zwischen dem jungen Modenarren und einem Buchhändler, worin der erstere hundert Exemplare von Des Champs's „Philosophie“ und die gleiche Zahl von den Werken des Abbé Saint Pierre, sowie dreissig Exemplare der Marivaux'schen Schriften† in Maroquin-Einband bestellt (welche sämmtlich, als alte Ladenhüter, zu billigem Preise zu haben waren), um damit „sechs Ellen“ leeren Faches in seinem neuen Bücherschranke auszufüllen. Der Scherz war freilich weder geistreich, noch geschmackvoll, allein man muss gestehen, dass der davon Betroffene etwas der Art wohl verdient hatte. Man wollte ihm zu ver-

* Friedrich's Brief an Des Champs ist noch im Besitz der Nachkommen des Letzteren. Er wurde gedruckt in Courthope's *Life of Daniel Chamier*, S. 68.

† Ich weiss nicht, weshalb, oder ob Friedrich überhaupt einen besonderen Groll gegen Marivanx hegte. Der Abbé Saint Pierre hatte gesagt, dass „le roi belliqueux“ doch im starken Widerspruche zu dem Verfasser des *Antimachiavel* stehe.

stehen geben, dass er auf eine Wiederkehr der königlichen Gunst in keinem Falle zu rechnen habe; dieser Zweck wurde erreicht, und mehr als das, hatte man, meines Erachtens, mit dem Scherz nicht beabsichtigt; wie es scheint, nahm sich Herr Des Champs denselben auch nicht sonderlich zu Herzen.* Zwar fehlte es auch nachher nicht an Witzbolden, die seine Philosophie nach der Elle verkauften, das liess er sich aber wenig anfechten, und fuhr fort, zu schreiben und zu publiziren. Erst im Jahre 1746 verliess er Berlin, „da es ihm“, so versichert uns Courthope, „nicht gelungen war, eine seinen Leistungen entsprechende Besoldung ja nicht einmal die Zahlung auch nur eines Theiles der ihm geschuldeten, sehr beträchtlichen Gehaltsrückstände (!) zu erlangen.“† Nachdem er sich einige Zeit in Hessen aufgehalten, langte er im Frühling des Jahres 1747 in England an. Im Jahre 1749 empfing er die Würden der englischen Kirche aus den Händen des Bischofs, von Llandaff und wurde Prediger der französischen Episkopalkirche im Kirchspiel „the Savoy“ zu London. Im Jahre 1753 verheirathete er sich mit Judith, der ältesten Schwester Anton Chamier's.† Er war stets ein sehr fleissiger

* Die Note zu Suhm's Correspondenz sagt uns, dass Des Champs sich sehr gekränkt (*navré*) fühlte, sich mehrere Tage lang nicht sehen liess und dann, ohne irgend Jemandem etwas davon zu sagen, Berlin verliess. Formey, der es doch hätte besser wissen können, scheint dies einfach in seine *Souvenirs* übertragen zu haben. Thatsächlich aber ist, dass Des Champs, ob nun „*navré*“, oder nicht, fortfuhr, vor dem Hofe zu predigen, und Berlin erst drei Jahre später verliess. Noch im Jahre 1745 finden wir ihn, wie er im Gefolge der Königin Mutter nach Rheinsberg geht, und dort vor ihr predigt.

† Courthope, &c., s. S. 68 etc.

Charles Read, der in seinem „Daniel Chamier“ (Paris, 1858), sobald der Name Friedrich's des Grossen genannt wird, immer einen Ton anschlägt, dem man leider oft, und nicht nur bei Franzosen, begegnet, erklärt (p. 431), dass Des Champs „sehr unter den Capricen und dem Undanke des Königs gelitten habe“!

Schriftsteller, besonders im Dienste der periodischen Presse, und hat zahlreiche Beiträge für die Nouvelle Bibliothèque Germanique und Maty's Journal Britannique geliefert. Er hat auch Lord Lyttelton's „Dialogues“ und dessen „Conversion of St. Paul“ in's Französische übersetzt. Im Jahre 1767 starb er. Sein ältester Sohn wurde von Anthony Chamier (dem letzten männlichen Nachkommen Daniel Chamier's) unter der Bedingung zum Erben eingesetzt, dass er seinen Namen annehme. Dieser, John Ezekiel (Des Champs) Chamier, war der Vater des Novellisten Frederic Chamier und noch mehrerer Söhne. Alle jetzigen Chamier dieser Linie in England sind Abkömmlinge von Jean Des Champs. Seine Memoiren, von denen bis jetzt nur kleine Bruchstücke veröffentlicht worden sind, befinden sich, glaube ich, noch in den Händen der Familie.

* Anthony Chamier war ein Freund von Samuel Johnson, Burke, Reynolds und ihres ganzen Kreises; er hatte seiner Zeit einen grossen Ruf, hat aber nichts hinterlassen, um ihn zu rechtfertigen. Die Chamier stammen aus einer nach England geflüchteten Hugenotten-Familie.

Capitel VII.

La République de Platon.

Friedrich und seine Gemahlin — Ihr Hof — Ihre Gäste — Sie kultiviren die „tranquillité“ — Friedrich sucht die verlorene Zeit einzubringen — Versäumt dabei aber nicht, sein Regiment zu drillen — Und kümmert sich angelegentlich um Landwirthschaft und Gartenbau — Er macht dem Könige einen langen Rekruten und ein gemästetes Kalb zum Geschenk — Des Königs üble Laune — Friedrich's Lebensregel — Seine Meditationen.

Der Prinz und die Prinzessin bildeten, mit den Herren und Damen ihres Gefolges zusammen, eine Gesellschaft von ungefähr vierzig Personen. Ausserdem fehlte es auch nie an Gästen, fürstlichen und anderen; selbst im Winter nicht. Im Februar 1737 schreibt Friedrich an die Markgräfin von Bayreuth: „... Gewöhnlich sind wir zwei- bis vierundzwanzig Personen bei Tafel Wir amüsiren uns mit allerlei harmlosem Nichts und halten uns Alles fern, was uns das Leben unbehaglich machen und unser Vergnügen stören könnte. Wir führen Tragödien und Comödien auf, geben Bälle und Maskeraden und machen Musik *à toutes sauces*. Da hast du einen Abriss unseres täglichen Lebens. — Bei alledem wird aber das Studium der Philosophie nicht vergessen, denn sie ist doch die zuverlässigste

Grundlage, auf der wir unsere Glückseligkeit aufbauen können.“*

Man würde bisweilen wohl gern noch mehr Gäste bei sich gesehen haben, wäre nicht die Furcht gewesen, dadurch das Missfallen des Königs zu erregen. Mancher gute Bekannte wurde deshalb nicht eingeladen, oder zog es doch vor, aus dem angeführten Grunde der Einladung keine Folge zu geben.

Nach Allem, was wir wissen, scheint Friedrich mit seiner Gemahlin zu dieser Zeit ebenso glücklich gelebt zu haben, wie andere jungverheirathete Paare. Es findet sich nirgends die leiseste Andeutung, die auf etwas wie eine Entfremdung zwischen den Ehegatten schliessen liesse. Im Gegentheile, es sind Spuren vorhanden, die auf einen natürlichen und herzlichen Verkehr zwischen ihnen deuten. Wie der junge Gatte im innersten Herzen für die Frau fühlte, welche er gezwungen worden war, zu heirathen, wissen wir nicht, vor der Welt zeigte er sich ihr gegenüber stets voller Güte. So konnte es denn nicht fehlen, dass der königliche Jüngling, mochte er sie nun suchen oder nicht, die Liebe des sanften Geschöpfes an seiner Seite gewann, das mit glänzenden Augen zu ihm aufschaute, wie zu einem Gotte. Und abgöttisch hat sie ihn denn auch verehrt, damals und während ihres ganzen Lebens. Ab und zu mag sein Herrscher-Temperament wohl einmal aufgebraust und übergeschäumt haben; aber sie gewöhnte sich bald an das, was sie „ses manières“ nannte, und gab sich Mühe, es nicht zu bemerken.

* *Oeuvres*, &c., tome XXVII. I. p. 46. Es ist bemerkenswerth, dass Friedrich nicht nur damals, sondern auch später, ja, selbst er in den arbeitsvollsten Momenten seines Lebens, je nach seiner Stimmung, oder dem Geschmacke seines Correspondenten, es liebte, nur von seinen „Amusements“, wie Lektüre, Flötenblasen, Schreiben, Gärtnerei etc., zu reden, als wäre er der grösste Müssiggänger von der Welt, und diese die einzigen Dinge, für die sich ein verständiger Mensch interessiren könne.

Natürlich stimmte sie ganz seiner Weise und Auffassung des Lebens bei, und fand in seinen Lieblings-Neigungen auch ihr Glück. Ja, ich möchte glauben, es lassen sich bisweilen Spuren von ihr im Thurmzimmer finden, wie sie, dem Gatten über die Schultern blickend, seiner Feder folgt. Der Hof- und Tages-Klatsch jener Tage, dem es nicht unbekannt war, dass ihm diese Ehe aufgezwungen worden, wusste natürlich davon zu reden, dass man eben nur den äusseren Schein aufrecht erhalte, so lange der König noch am Leben sei; indessen, gegenüber den Zeugnissen aus dem Kreise des Prinzen selbst, ist das von wenig oder gar keinem Gewicht. Was hätten denn die Klatschbasen von damals Anderes sagen sollen? Sicherlich war es ein Irrthum, wenn man hinzufügte, der Prinz würde seine Gemahlin verstossen, sobald er nur erst sein eigener Herr geworden wäre.

Die hübsche und liebenswürdige Prinzessin war übrigens keine Spielverderberin und scheint an Allem, was man unternahm, thätigen Antheil genommen zu haben. Sie hatte ja Jugend, Geist und eine treffliche Gesundheit auf ihrer Seite. Ein junger Prinzen-Hof, den noch keine Krone und keine Regierungssorgen drücken, noch dazu, wenn er an einem so abgelegenen Orte residirt, ist immer eifrig danach aus, sich möglichst zu amüsiren; und so nahmen auch in Rheinsberg die Divertissements bisweilen einen etwas geräuschvollen Verlauf. Weder die Prinzessin, noch irgend jemand aus ihrem Kreise, konnten freilich ahnen, dass man hundert Jahre später etwas weniger Ausgelassenheit für geziemend halten, ja, den fröhlichen Uebermuth der Voreltern für höchst anstössig erklären würde. Nach den damaligen Vorstellungen wurde übrigens der Ausgelassenheit stets zur rechten Zeit ein Ziel gesetzt. Sowohl der Hausherr, wie seine Gemahlin, haben bei aller ihrer Jugend in dieser Beziehung immer einen bemerkenswerthen Takt bewiesen. Ueberdies hatte man ausdrücklich dafür gesorgt, dass ein

Hemmschuh zur Hand war, wenn das Rad des geselligen Vergnügens einmal bergab zu rollen begann und die Verantwortlichkeit hierfür in die Hände der *Grande Maîtresse* (Oberhofmeisterin) Ihrer Königlichen Hoheit der Kronprinzessin (in diesem Falle repräsentirt durch Frau von Katsch) gelegt, einer Dame, die man den Inbegriff und die Verkörperung alles dessen nennen konnte, was gute Lebensart und strenge Sitte fordern, und die es trefflich verstand, in ihr verbindlichstes Lächeln zur rechten Zeit eine kleine Belehrung zu legen, oder eine leise Missbilligung in eine tiefe Verbeugung einzukleiden. Neben ihr her figurirte die unglückliche Person eines gewissen Oberst von Bredow, der — ich weiss nicht recht, was für eine Stellung einnahm; eine Stellung, die der Herr des Hauses nur allzu gern beseitigt haben würde, wenn er damit zugleich den Mann selbst hätte los werden können. Ueber die eigentliche *raison d'être* desseben zu Rheinsberg, resp. das, was man als eine solche anzusehen glaubte, wagte man nicht laut zu reden. Er galt allgemein als der „Kundschafter“ des Königs, der über Alles, was in Rheinsberg vorging, nach Potsdam zu berichten hätte; Berichte, die natürlich im boshaftesten Sinne abgefasst und sehr stark gefärbt seien.

Wir besitzen noch das Verzeichniss der Personen, welche dauernd beim prinzlichen Hofe angestellt waren. Der *Maréchal de la Cour*, in dessen Händen die ganze innere Verwaltung lag, war Wolden. Schon in Cüstrin war er mit dem Amte betraut worden, als der Prinz aus seiner Gefangenschaft entlassen wurde, und blieb darin bis wenige Wochen vor dessen Thronbesteigung, als er ganz plötzlich starb. Von Bredow habe ich schon gesprochen; neben ihm sind vor Allem noch Keyserlink, Knobelsdorff, Senning, Stille und Jordan zu nennen. Einige Offiziere von des Prinzen Regiment, Chasot, Wylich und Buddenbrock, hatten ihr stehendes Quartier in Rheinsberg, und gingen nur, wenn der Dienst

es erforderte, in ihre Garnison. Andere, von denen Rathenow, Kleist und Schenkendorf namentlich genannt werden, waren im Schlosse häufige Gäste. Fouqué aber, der alte Freund aus den Cüstriner Tagen, ist nur Anfangs auf längere Zeit zum Besuche dort gewesen. Der Letzte, der sich in der Absicht, eine dauernde Anstellung zu erlangen, und zwar nur wenige Monate, bevor die Hofhaltung daselbst aufgelöst wurde, in Rheinsberg eingefunden hatte, war Bielfeld.

Einige von Friedrich's besten Freunden sind überhaupt nie, oder kaum nach Rheinsberg gekommen. So z. B. Du Han, Camas, Manteuffel, Suhm und Voltaire. Letzterer hat allerdings dort einen kurzen Besuch abgestattet, aber erst nach Friedrich's Thronbesteigung. Für ihre Abwesenheit hielt er sich nach Möglichkeit schadlos durch einen überaus regen und stetigen brieflichen Verkehr.

Friedrich liebte es sehr, seinen Freunden Phantasie-Namen zu geben, indem er entweder ihre wirklichen Namen in antikisirender Form umwandelte, oder den neuen so wählte, dass durch denselben irgend ein angeblicher Charakterzug seines Trägers ausgedrückt wurde. Einige Freunde des Rheinsberger Kreises kennt man beinahe gar nicht unter ihrem wirklichen Namen. So figurirt zum Beispiel Keyserlingk in den Briefen stets als „Caesarion“, bisweilen auch, der Abwechslung wegen, als „Der Schwan von Mitau“, nach der bekannten Hafenstadt an der Ostsee, in deren Nähe er geboren war. Jordan war „Hephaestion“, oder auch — warum weiss ich nicht — „Tindal“.* Grumbkow, zwar kein Freund, aber aus sehr zwingenden Gründen, ein naher Bekannter, hiess „Biberius“ oder auch „cher Cassubien“. Suhm wurde „Diaphanes“, Algarotti „Der Schwan von Padua“ genannt. Manteuffel figurirte, bezeichnend genug, als „Diable“, bei direkter Anrede indessen meist als „Quinze-

* Ein deistischer englischer Schriftsteller.

Vingt“, was ihm jedenfalls lieber war. Man erzählt, er habe hiezu selbst Veranlassung gegeben, in jener Zeit, da Friedrich noch an seinem Munde hing, begierig die Weisheit einsog, die von seinen Lippen träufelte, und gläubigen Sinnes auf Erleuchtung hoffte, die ihm von den „*lumières supérieures*“ des Meisters kommen sollte. Mantuffel wies bescheidenlich alle Ansprüche auf den Titel „eines Weisen“ zurück und protestirte dagegen, dass er im Stande sein sollte, Andere zu erleuchten, er, der selbst noch „in der Finsterniss wandle“, und nicht besser daran sei, als ein armer „Quinze-Vingt“, — das bekannte, für dreihundert Patienten eingerichtete Blindenhospital zu Paris.

Die Damen der Prinzessin waren die schon erwähnte Frau von Katsch, als *Grande Maîtresse* und die Fräuleins von Walmoden und von Schack, als Hofdamen. Andere werden uns als ständiger Besuch genannt, so die Frauen von Hacke, von Morrien, von Brandt, von Veltheim und von Kaunenberg, von denen einige auch ihre Gatten mitbrachten. Ein sehr häufiger Gast war des Prinzen Vetter, der Markgraf Heinrich, später von Schwedt. Obwohl zu jener Zeit mit Friedrich sehr befreundet, war er doch mit seinem, mehr als lebhaften, lärmenden und dabei zugleich halsstarrigen Wesen, und weil er mitunter ohne militärischen Urlaub kam, nicht immer ein willkommener Gast. Mit mehr Recht konnte als solcher der Lieblingsbruder der Prinzessin, der nachmalige berühmte Kriegsheld, Ferdinand von Braunschweig, gelten. Noch eine Reihe anderer fürstlicher Namen werden in der ihnen gebührenden Rangordnung aufgezählt; auch die Gesandten und sonstige in Berlin verkehrende Diplomaten verfehlten nicht, am Hofe des Thronerben gelegentlich ihre Aufwartung zu machen. Neben diesen gingen und kamen fortwährend Gäste der verschiedensten Kate-

gorien, wie z. B. Lord Baltimore, in dessen Gefolge sich auch Algarotti befand.

Sie alle haben sich, wie es scheint, in Rheinsberg nach Herzenslust amüsirt; wir besitzen allerdings darüber, was sie dort getrieben und gesprochen haben, nur sehr spärliche Nachrichten, aber wir dürfen sicher sein, dass die Unterhaltung eine sehr heitere gewesen ist; wenigstens wissen wir, dass mancher von den damaligen Gästen des prinzlichen Hofes, jenen Rheinsberger Tagen ein dankbares und freundliches Andenken bewahrt hat. Selbst heiter und voll Frohsinns, that der Hausherr gewiss sein Bestes, die Gäste in fröhlicher, angeregter Stimmung zu erhalten. Freilich stellte sich oft genug Mangel an Geld ein, und dies, sowie allerlei Reibungen, die sich von Zeit zu Zeit fühlbar machten, mussten wohl wie ein Dämpfer auf seine eigene frohe Stimmung wirken. Allein das alles vermochte doch nichts daran zu ändern, dass es eine Lust war, in Rheinsberg Hof zu halten.

Noch im Jahre 1734, als der König er einmal recht krank war, hatte Friedrich ausgerufen: „Wenn mein Vater mich doch nach meiner eignen Neigung leben lassen wollte, mit Freuden würde ich meinen rechten Arm hergeben, könnte ich sein Leben damit um zwanzig Jahre verlängern.“ Jetzt durfte er endlich während eines vierjährigen Landaufenthaltes thatsächlich ungestört seinen Neigungen leben, und nur dann war's mit dieser glücklichen Freiheit aus, wenn er, wozu er freilich von Zeit zu Zeit *par force majeure* genöthigt wurde, seine Heimstätte verliess. Er studirte jetzt mit grossem Eifer, blies fleissig die Flöte und schrieb Essays, sowie eine nicht geringe Zahl von Versen und Briefen in mehr, oder minder gutem Französisch, worin er sich durch gesellige Vergnügungen, obwohl er sich ihnen mit aller Lust und Frische hingab, niemals stören liess. Je tiefer er es empfand, dass seine erste Erziehung

trauriger Weise missleitet worden war, mit desto grösserem Eifer und Fleisse suchte er nun durch Selbststudium das Versäumte nachzuholen. Vielleicht wiegte er sich auch in dem Traume, dass es ihm gelingen werde, sich dereinst einen Platz zu erringen neben den grossen Meistern der Literatur und nicht gar zu weit zu ihrer Linken.

Im Dezember 1837 schreibt er an Camas „Der Bericht über die vier letzten Monate dürfte nicht sehr interessant ausfallen Auf jeder Seite wirst Du einen Mann erblicken, der seine Nase in's Buch steckt, und sie nur herauszieht, um dann sofort die Feder zu ergreifen, et celle là relevée par la taverse!“

Und im Jahre 1738: (an Du Han) „Ich bin begraben in meinen Büchern, und jage hinter der Zeit her, die ich in meiner Jugend so gedankenlos weggeworfen, mich nach besten Kräften bemühend, Schätze an Wissen und Erkenntniss einzusammeln.“ *

Einmal, während des Winters kam eine kurze Unterbrechung in das Stilleben zu Rheinsberg, das war, wenn sie alle auf ein paar Wochen an den Hof nach Berlin mussten, um zu „tanzen“; allein gegen Mitte oder Januar waren sie schon wieder zurück in ihrer lieben Schnee-

* *Oeuvres, etc.*, XVI. 144. XVIII. 279. Gewiss trägt sein Vater mehr Schuld daran, als er selbst, wenn seine ersten Jugendjahre so schlecht verwendet worden waren. Er selbst hat, meine ich, sich keiner grössern Zeitverschwendung anzuklagen, als andere Knaben auch. Aber der Vater hatte ihm absichtlich den Segen einer humanistischen Erziehung vorenthalten; so fehlte es ihm denn an jener harmonischen Durchbildung der geistigen Fakultäten, wie sie eben nur eine klassische Schulbildung zu geben vermag, nach der er sich auch selbst, bewusst oder unbewusst, stets gesehnt hatte und „deren Werth jeder zu schätzen weiss, der es zu einem gewissen Grade von Selbsterkenntniss gebracht hat.“ (Pröhle. *Friedrich der Grosse und die deutsche Literatur.*) — Dieser Mangel allein ist schuld daran, dass es ihm sein ganzes Leben hindurch nicht gelang, einen tieferen Einblick in den Wissens-Besitz seiner Zeit und volles Verständniss für denselben zu gewinnen. Vielleicht erst

Wüste. Einmal scheinen sie indess den ganzen Winter hindurch überhaupt nicht nach Berlin gegangen zu sein. Friedrich selbst musste zu seinem grossen Verdrusse häufig von Rheinsberg fort; entweder rief ihn der Dienst seines Regiments nach Neu-Ruppin, oder er musste in gewissen Zwischenräumen nach Potsdam, um das heilige Abendmahl zu nehmen, oder endlich nach Berlin zu den grossen Frühjahrs-Paraden. Im Herbst hielt ihn wohl gar ein Manöver in Ostpreussen auf mehrere Wochen fern von Rheinsberg. Ueber solche Unterbrechungen seines Stillebens war er dann immer höchst entrüstet.

So finden wir ihn einmal im Januar 1737, nachdem er etwa einen Monat lang in Berlin die Hofbälle hat mitmachen müssen, wie er, eben im Begriffe, heimzureisen, auf ausdrücklichen Befehl des Königs, in Potsdam zum Abendmahle gehen muss; und als er im Herbst desselben Jahres wieder zu diesem Behufe nach Potsdam beordert wird, macht er auf dem Rückwege nach Rheinsberg seinem Aerger Luft, und schreibt an Camas:

„Eine Reise, ein Prediger und ein Gang zum Abendmahl, das sind drei Gründe, von denen schon einer hinreicht, mich zu entschuldigen, wenn ich nicht eher geantwortet habe. Im Gefolge meines Vaters und in Begleitung meines Bruders habe ich mich, wenn ich dem Priester glauben darf, von der Last meiner Sünden erleichtert, sie haben mich übrigens nicht so schwer gedrückt, und nun bin ich ihrer, wie man mir sagt, los und ledig. Darauf reiste der König nach Wusterhausen, Dein Freund aber kehrte nach Remusberg zurück.“

Jeder Tag, den er nicht in seinem Thurmzimmer zubringen konnte, galt ihm als ein verlorener, erst recht, wenn er ihn zum Drillen seiner Soldaten verwenden musste. Bei

am Spätabende seines Lebens mag es ihm — wie Pröhle sagt, — klar geworden sein, „dass die französischen Klassiker doch nur ein milder Mondreflex des Sonnenlichtes sind, das von den klassischen Werken der Griechen und Römer ausstrahlt.“

allem aber studirte er nicht nur eifrig Taktik, sondern gab sich auch seinen Pflichten als Regimentscommandeur mit einer Sorgfalt und Pflichttreue hin, die wohl die Anerkennung und Bewunderung aller Militairs verdienen. Persönlich war ihm der Fürst Leopold von Dessau im höchsten Grade zuwider, aber, da er ihn für einen der grössten Heerführer seiner Zeit hielt, so erkannte er ihn willig als seinen Lehrer an, reiste mit ihm nach Stettin, um dort unter seiner Leitung praktische Studien in der Fortification zu machen, und unterhielt einen lebhaften Briefwechsel mit ihm über allerlei taktische Fragen. Einmal sendet ihm Fürst Leopold sechzehn Festungs-Pläne, jeder zehn Fuss lang und sechs breit, auf denen gezeigt wird, wie ein befestigter Platz belagert werden muss, und Friedrich schickt seinerseits eine eingehende Beschreibung derselben an Camas, unter Beifügung seiner eigenen Kritik und einer von ihm selbst gefertigten Skizze. (In demselben Briefe dankt er ihm zugleich für die Uebersendung einiger Käse und Birnen.) Ein anderer Brief an Camas ist von Anfang bis zu Ende ganz „kleiner Dienst“; wir lesen von Nichts als „Avancirten“, „Sold-Zulagen“, „Hemden“, „Schuhen für dieselben“ etc. (*appointés, gratifications des appointés souliers* etc.)* Das hinderte ihn aber nicht, auf den Dienst zu schimpfen, wie irgend ein anderer Subalternen-Offizier. Es ist sehr spasshaft, das, was er damals sagte, mit den Ordres und scharfen, dienstlichen Verweisen zu vergleichen, die er später als König erlassen hat. Als er im Juni 1737 zu den Frühjahrsparaden in Berlin ist, ruft er (natürlich in einem Briefe an den vertrauten Freund) aus: „Wir sitzen wieder bis über die Ohren in Paraden, und vergeuden die kostbare, unwiederbringliche Zeit mit lauter Trivialitäten.“ Ein anderes Mal, als der König grade wieder sehr verdriess-

* *Oeuvres etc.*, XVI., 147, 153.

lich ist, und in seiner übeln Laune an Allem zu tadeln findet, hören wir von Friedrich, „er werde den Soldaten für die Parade ein paar Hände voll Weizenmehl (Puder) mehr auf den Kopf streuen, das werde schon Alles wieder gut machen“; und dann stösst er einen tiefen Seufzer aus, in welchem theils sein Aerger, theils etwas wie Verachtung durchklingt, die ihm die Gamaschenreiterei an höchster Stelle einflösst. Wer freilich, wie er damals, unverwandt nach Oben schaut, in der festen Erwartung, die Wahrheit, die himmlische Maid, werde ihm eines Tages erscheinen, eine leuchtende Fackel in der Hand, und angethan mit allen sonstigen Emblemen der Verheissung, und nur daran denkt, wie er ihr einen würdigen Empfang bereite, dem mussten die kleinen, mühsamen Verrichtungen, welche die Alltäglichkeit verlangt, und die Menschen, die darin ihre Lust und Freude finden konnten, leicht unter ihrem wirklichen Werthe erscheinen. Das alles hinderte ihn aber nicht, seine volle Schuldigkeit zu thun, wenn der König für seine Potsdamer Riesengarde einmal lange Rekruten brauchte, und er konnte dann — wie uns nachfolgender Brief zeigt — ein recht gefährlicher Nachbar für hochgewachsene Schäferknechte werden; derselbe ist von Ruppin aus dem Jahre 1732 datirt.

„..... Ich habe aus dem Werb-Reglement gesehen, dass, wenn Officiers grosse Kerels wissen, so über sechs Fuss haben, sie solche angeben sollen, wenn sie nicht mit Gutem zu persuadiren wären. Hier unweit von Perleberg in's Meklenburgische hält sich ein Schäferknecht auf, welcher 6 Fuss 4 Zoll gewiss haben soll; mit Gutem ist da Nichts mit ihm auszurichten; aber wenn er die Schaafe hütet, so ist er allein auf dem Felde und könnte mit ein paar Officiers und ein Paar tüchtige Unter-Officiers ihn schon kriegen; es ist derselbe, da einmahl die Husaren noch seindt geschicket gewesen; ich habe Officiers allhier, die sehr wohl dort bekannt seindt, also wollte fragen, ob mein allergnädigster Vahter vor gut findet, so will ich schon praecautiones nehmen, dass die Sache gut gehen soll, und ohne das sonderlich Lärmen daraus wird, denn ich

kenne den Amtmann, unter welchem der Kerel stehet und kann man dem schon das Maul stopfen“

Darauf fordert der König näheren Bericht, indem er schreibt:*

„Mein lieber Sohn. Ich habe aus Eurem Schreiben vom 15. d. M. ersehen, was Ihr wegen eines Schäferknechtes im Meklenburgischen meldet.

Ihr sollet mir berichten, unter welchem Edelmann derselbe stehet, und wer seine Obrigkeit ist, so will Ich schon weitre Ordre geben. Ich bin etc. . . .“

Diesen Bericht erstattet nun der Prinz in seinem nächsten Briefe, wie folgt:

„Ich habe die Gnade gehabt, aus meines allergnädigsten Vahters schreiben in aller unterthänigkeit zu ersehen, dass mein Gnädigster Vahter zu wisen verlanget in was vohr ein Dorf sich der schäfer aufhielt da ich meinem allergnädigsten Vahter davon geschrieben, so heisset dieses Dorf Bressegarten und ist unter einem Schwerinischen Ampte, der Amtmann aber ist des Krisraht Cramer sein Schwager und Konte es wohl angehen, das ihm selbiger uns in die Hende spille, die weil der Kerl dan und wann hier 3 meille von der Grentze seine Schaafe hüten gehet und sich des nachts bei seiner Herden aufhelt, 6 Wochen oder 2 mohnat zeit, müste man wol haben alsdan die Sache gewis angehen Kan, ich erwarte kierauf in aller unterthänigkeit meines allergnädigsten Vahters gnädigste Ordre etc.“

Darauf erlässt der König die nöthigen Ordres an Cramer, indem er ihm befiehlt, seinem Schwager zu sagen, er solle den „Kerl“ doch auf irgend eine Weise an die Grenze locken lassen, „wo er in aller Stille und ohne sonderlichen Lärmen weggeholt werden könne.“ Ich bezweifle nicht, dass alles so geschehen ist, wie der König es befohlen hatte.†

Wie wir gesehen, schrieb Friedrich seine Briefe an

* Wir geben hier, statt des kurzen Auszuges im Original, den für Deutsche kulturgeschichtlich interessanten Briefwechsel in extenso. D. Ü.

† *Friedrich des Grossen Briefe an seinen Vater.* Berlin, 1838.

seinen Vater deutsch — in einem Deutsch freilich, das in Bezug auf Orthographie nicht um ein Haar korrekter war, als seine französische Korrespondenz mit anderen Leuten! Den Inhalt dieser Briefe bilden, zu einem grossen Theile, Versicherungen seiner Unterthänigkeit, das Uebrige besteht in Regiments-Rapporten, Notizen über die Arbeiter auf den Königlichen Domänen, oder auf den zu ersteren gehörigen bäuerlichen Wirthschaften, bisweilen auch in Vorschlägen zur Verbesserung des Wirthschaftsbetriebes, und ziemlich häufig in der unterthänigen Bitte, von ihm einen fetten, oder raren Bissen gnädigst annehmen zu wollen, den er der väterlichen Küche als Geschenk darbringt. Irgend einen Blick in das tägliche Leben des Schreibers gewähren die Briefe, aus sehr natürlichen Gründen nicht; nur einmal fallen sie in den erzählenden Ton, und zwar gelegentlich seines bereits erwähnten Besuches in Mirow, und der Erwiderung desselben — einer Erzählung, die uns Carlyle mit einer Fülle von Humor wiedergiebt.*

Die harte, ununterbrochene Arbeit, welcher Friedrich, unmittelbar nach seiner Befreiung in Cüstrin, genöthigt worden war, sich zu unterziehen, war nachgerade eine immer leichtere geworden. Es war von ihm verlangt worden, dass er, als aktives Mitglied der verschiedensten Behörden, mit allen Zweigen des Verwaltungsdienstes bis in die kleinsten Details hinein sich völlig vertraut mache; und, wie widerwärtig und ermüdend, ja mitunter wohl bis an die äusserste Grenze seiner Kräfte gehend, ihm die Bewältigung dieser Aufgabe auch erschienen war, er hatte sie bewältigt, und zwar in viel kürzerer Zeit, als der

* Die unfreiwillige Komik, welche der fürstliche Besucher entwickelte, und die z. Th. ziemlich derben Scherze, zu denen dieselbe herausforderte, waren, wie Friedrich wohl wusste, ganz im Geschmacke des Königs, und geeignet, ihn zu amüsiren. Man lese Carlyle's humoristische Schilderung. *History of Frederic the Great*, II. 609—17. D. Ü.

Vater vorausgesetzt.* Nun war der grössere und schwerere Theil dieser Arbeit von seinen Schultern genommen, immer aber verblieb ihm noch ein gewisser Kreis von Geschäften, namentlich solchen, welche die Verwaltung des ihm übertragenen Amts-Bezirktes mit sich brachte, und über deren Fortgang der König fortwährend auf dem Laufenden erhalten sein wollte. So hatte derselbe zum Beispiel aus-

* Es war ihm befohlen worden, sobald er nicht bei seinem Regimente sei, allen Sitzungen des *General-Direktoriums* (Ministeriums) beizuwohnen. „Jedoch müsset Ihr zur Zeit“ — so heisst es in der bez. Ordre des Königs — „noch nichts dezidiren, Euch aber von allen vorkommenden Sachen gründlich informiren und deshalb genaue Erkundigungen einziehen; wofern Ihr bei einer, oder der anderen Sache noch *dubia* habet, müsset Ihr die Akten selbst nachsehen und solche zu dem Ende in Eure Kammer holen lassen, hernachmals aber fleissig nachfragen und Euch die Sache, darüber ihr *dubia* habet, noch expliziren lassen, dass Ihr solche recht begreifet und zu Eurer Nachricht behalten könnt. Wie Ich denn sowohl den dirigirenden Ministris, als übrigen Assessoribus Ordre gegeben habe, Euch von denen Sachen, deshalb Ihr informiret seyn wollet, allen nöthigen Unterricht zu geben, mit Anführung derer *raisons* Auch was Ich vor Ursachen habe, dieses oder jenes zu thun; die Sachen aber, mit denen Ihr Euch hauptsächlich bekannt machen solltet, seind alle Accise- und Contributionssachen, Verpachtungssachen von Aemtern und Zöllen, alle Brau-Sachen auf den Aemtern, Vorwerkern und Städten und bey denen Wasser-Wercken, auff was Art die Revenüen zu verbessern, ingleichen die Rechnungs-Abnahmen Desgleichen habet Ihr zuweilen bey den Abnahmen derer *Provinzial-Domainen-Kassen* auch Saltz-Kassen u. s. w. mit gegenwärtig zu sein; ferner die Grentz- und Forstsachen, insonderheit wegen derer Landesgrentzen, und der Connexion mit benachbarten Pui-sancen, wegen des *Commerces*, Handel und Wandel, Manufaktur und worin der *nervus rerum gerendarum* eigentlich besteht Zum Zweiten wurde der Kronprinz ermahnt, „so Ihr *dubia* bey etwas habet, solche zu sagen“ „Dass Euch Alles deutlich expliziret werden könne.“ Auch soll er sich des Königs *Marginalia* zeigen lassen, „damit Ihr Meine *resolutions* sehet und daraus urtheilen lernet, was Ich approbire und accordire oder nicht“ Besonders wird die ernsteste Beschäftigung mit dem Ackerbau anempfohlen, was der König damit motivirt, dass der Prinz erfahre, „wie viel Mühe es einem Bauern koste, soviel *Groschen* zusammen zu bringen, als zu einem *Thaler* gehören und damit einstens rathsam umzugehen . . .“ (Stadelmann. p. 201, 198.)

drücklich befohlen, dass der Prinz, wo es sich um Aufstellung der Ertrags-Anschläge für die Verpachtung der Domänen handle, diese Arbeiten stets selbst anzufertigen habe, und sich dabei in keinem Falle auf die früheren Anschläge, oder etwa auf die Angaben der ortsangestellten Beamten verlassen dürfe. Für Friedrich, der eine grosse natürliche Begabung für rasches Erfassen des Wesentlichen besass, waren diese Arbeiten selbst Anfangs keine allzu schwere Bürde gewesen, inzwischen aber hatte er längst gelernt, sie gleichsam spielend zu bewältigen, so dass seine eigentlichen Lieblings-Beschäftigungen dadurch keine irgend merkbare Einbusse erlitten. Bald nachdem er von seinem Gute Besitz ergriffen, schreibt er: es würde, nachdem sein Vater die Gnade gehabt, ihm Rheinsberg zu schenken, sehr undankbar von ihm sein, wenn er ihm nicht die ersten Früchte von Allem zum Geschenk darbrächte, was er daselbst erzeuge. „Ich nehme mir deshalb die Freiheit, meinem aller Gnädigsten Vahter ein vet Kalb in allerunterthänigkeit zu presentiren, und wünsche hertzlich, dass es ihm smecken möge.“ — Als Gegengeschenk schickt ihm der König dann einen halben Salm. Ein anderes Mal bedankt der Letztere sich bei „Fritz“ für das „grosse gemästete Kalb“ aus der Rheinsberger Zucht, „das sehr schön ausgefallen sei.“ Dabei vergisst er aber nie die Geschäfte. Er verlangt, dass auf das Strengste untersucht werden solle, „weshalb die Bauern des Dorfes Pechlin keinen Korn-Zehnten bezahlen,“ und als einmal in der Stadt Neu-Ruppin ein Feuer ausgebrochen war, befiehlt Seine Majestät dem Kronprinzen, ihm darüber zu berichten, „wer dabei sein Devoir nicht gethan habe, und ob an der Feuer-Ordre vielleicht noch verbessert werden könne.“ Als der Prinz den Vorschlag macht, in Strobeck eine Ziegelei zu bauen, wünscht der König erst zu wissen, ob sich dort auch ein hinreichender Absatz für die Ziegelwerde finden lassen. In gleicher Weise billigt Seine Maje-

stät zwar auf des Prinzen Vorschlag das allmähliche Abholzen der auf den Feldern der Lüderstädter Bauern noch vorhandenen Bäume, verfügt aber zugleich „Ihr müsset vorher zusehen, wie das Holtz beschaffen und wie es zu Nutze gemacht werden kann.“ Im Oktober 1738 schreibt der Prinz, sein Gnädigster Vater werde sich wundern, dass er jetzt in der Haide Holz schlagen lasse, „aber es hat mich mehr als eine Ursache dazu bewogen; erstlich wahr das Holtz alt, und wenn ich es nicht hätte schlagen lassen, so wehre es auf den stam verdorben; zum anderen brauche ich es zum stall und zu Werthschaftsgebäude, so ich auf ein Fohrwerck, bei Sonnenberg gelegen, machen lasse und überdem ist junckholtz genug, das so zu dicke ist und verdirbet, woher es nicht gelüftet wird.“ Der König hat nichts dagegen einzuwenden und schreibt: „. Ihr habet recht daran gethan: weil dort Holtz überflüssig vorhanden ist.“*

* Stadelmann. *Friedrich Wilhelm I. in seiner Thätigkeit für die Landeskultur Preussens*, pp. 198, 200, 206 etc.

In Bezug auf die Förderung des Gartenbaues fand der König in Friedrich einen willigen Helfer. Allerdings theilte der Erstere keineswegs des Sohnes Liebe für die Blumenzucht, von der er, als einem unnützen Luxus, nichts wissen wollte; aber Vater und Sohn waren beide sehr eifrige Förderer der Obst- und Gemüse-Kultur. Was die Gemüse betraf, so war ihr Anbau in Brandenburg eigentlich noch eine ganz neue, erst durch die französischen Refugiés gleichzeitig mit anderen Industriezweigen eingeführte Kunst. Es klingt freilich heutzutage sonderbar, wenn man hört, dass im nördlichen Deutschland bis gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, ja — wie wir aus Klöden's „*Erinnerungen*“ ersehen — in einigen, sehr weit nördlich gelegenen Gegenden, noch in viel späteren Zeiten, die gewöhnlichen grünen Gemüse eine grosse Seltenheit gewesen sind. Einige Sorten wurden im getrockneten Zustande vom Auslande bezogen, von frischen Gemüsen aber kannte man nur den Kohl, „die gemeine Kohlrübe und ein paar andere Wurzel-Arten“. Anfangs hatten die französischen Ansiedler bei der Kultur der von ihnen neueingeführten Pflanzen mit allerlei Schwierigkeiten, namentlich mit dem Misstrauen, ja dem Widerstande der Einheimischen gegen alles Neue und Unbekannte, zu kämpfen; „so etwas könne in Brandenburg gar nicht gedeihen“, sagten die Leute. Nun geschah es auch wohl, dass die Akklimatisirungs-Ver-

Das persönliche Verhältniss des Prinzen zu seinem Vater war und konnte kein recht natürliches und herzliches sein; König Friedrich Wilhelm trug selbst am meisten Schuld daran, dass es dazu niemals hatte kommen können, und die Art, wie er den Sohn behandelte, wenn sie bei einander waren, hatte sehr wesentlich dazu beigetragen, diesen in seiner Sehnsucht nach einem Wohnsitze zu bestärken, wo er zurückgezogen leben konnte, und allein sich selbst überlassen war. So kann man sich auch nicht wundern, dass der Prinz wenig, oder gar kein Verlangen nach den am Hofe veranstalteten Lustbarkeiten trug, wenn man weiss, wie viel bittere Tropfen ihm der Vater mit seinem unaufhörlichen Nörgeln und Schelten in den Becher der Freude mischte, Es mag ihm schwer genug geworden sein, alles das still zu ertragen, allein laut dagegen zu murren, verboten ihm sowohl seine Stellung, wie die traurigen Erfahrungen, welche er in seinen jungen Jahren hatte machen

suche zuerst misslingen und wiederholt werden mussten, und als sie dann wirklich gelangen, verhöhnte man „die Franzosen, die solches Zeug assen,“ und erfand, wie uns Erman und Reclam berichten, den Spitznamen „Bohnen-Fresser“ („*mangeurs de haricots*“), als eine neue Variation für das, bei den Berliner Strassenjungen bis dahin sehr beliebte „Paddenschlucken“ („*mangeurs de grenouilles*“, von „Padde“, dem plattmärkischen Worte für „Frosch“, Schottisch, „puddock“), das sie den eingewanderten Hugenotten nachriefen. Auf den Unglauben folgte dann allmählig Neugierde, und als es dem Doktor Le Clos gelungen war, in seinem Garten draussen in Friedrichsfelde ein paar Artischocken zu ziehen, fährt Friedrich Wilhelm I. mit seinem ganzen Hofe hinaus, um sich dieselben anzusehen. Im Laufe der Zeit fingen auch die Einheimischen an, Artischocken, Spargel und Blumenkohl zu essen, und fanden, dass es etwas sehr Gutes sei. Friedrich Wilhelm, mit seinem Scharfblick für Alles, was geeignet schien, den Boden seines Landes ertragsfähiger zu machen, liess es sich nun mit grosser Energie angelegen sein, die Gemüse-Gärtnerei zu fördern. Bisher war er gewohnt gewesen, „Gott für jede Schüssel Hopfen-Salat zu danken,“ die auf seine Tafel kam, und nun war der neue Salat *à la Dahuron*, den die französischen Gärtner in Charlottenburg zogen, selbst für den einfachen Bürgersmann kein Luxus-Artikel mehr. (Erman & Reclam. IV. 294.)

müssen, und nur in den Briefen an die vertrautesten Freunde, besonders an Camas, macht er bisweilen seinem Unmuth über die ungerechte Behandlung, die ihm zu Theil wird, Luft. Nicht ohne herzliches Mitgefühl liest man in einem (natürlich von Berlin aus) im Jahre 1739 an Camas gerichteten Briefe nachfolgenden Herzenserguss:

„..... Die Stimmung des Königs ist wieder eine völlig verbitterte, und sein Hass gegen mich tritt in so vielfältiger Form zu Tage, dass ich — wäre ich nicht der, der ich bin — längst um meine Entlassung gebeten hätte. Lieber will ich ja anderswo mir mein Brot erbetteln, als hier noch länger von dem Gram und Aerger leben, den ich täglich hinunterschlucken muss. Der Eifer (*acharnement*), mit dem der König bemüht ist, mich privatim und öffentlich herabzusetzen, ist nachgerade ein Ding geworden, was sich die Leute nicht mehr in die Ohren flüstern, nein, was sie einander laut auf den Gassen erzählen; alle Welt sieht es, alle Welt redet davon..... Nun, einmal muss doch die Stunde meiner Abreise schlagen. Ich gestehe, dass ich, trotz alles stoischen Gleichmuthes, den ich mir Mühe gebe zu behaupten, sehnlichst den Augenblick herbeiwünsche, der mich einem Orte entführt, wo ich nur noch eben geduldet bin — und auch dies nur mit Widerwillen seitens eines gewissen Jemand — wo man mich hasst, wo man mich am liebsten — doch, wozu die Gedanken Anderer zu errathen suchen; nicht unseres Amtes ist es, die Herzen zu prüfen! Lass uns vielmehr Mitleid üben, und auf Rechnung einer kranken Galle setzen, was vielleicht Andere mit etwas weniger Gewissenhaftigkeit, dem Herzen derer zur Last legen würden, die sie quälen und verfolgen. Lebendiger Glaube war nie meine starke Seite, allein die Sittenlehre des Christenthums wird stets die Richtschnur meines Lebens sein.“

Mit diesen letzten Worten berührt er das, was man „die Frage nach seinen religiösen Ueberzeugungen“ genannt hat. Etwa ein Jahr vorher, grade als er sich in Rheinsberg niederliess, hatte er wiederholt versucht, sich darüber Klarheit zu verschaffen, ob sich für die Lehre von der Offenbarung irgend welche Beweise erbringen liessen, und

in einer Korrespondenz mit Achard und Beau-Sorbre, zwei würdigen französischen Geistlichen in Berlin, einige hierauf bezügliche Punkte diskutirt, ohne indessen, wie es scheint, davon überzeugt worden zu sein, dass die von den genannten Geistlichen gepredigte Lehre absolut unanfechtbar sei. Ein Bruchstück des an Achard gerichteten Briefes, das ich hier folgen lasse, mag zeigen, wie sehr es ihm mit dem Wunsche nach Belehrung Ernst gewesen ist, zugleich aber auch, wie scharf das kritische Element in seiner Natur sich geltend machte.

(Rheinsberg, Juni 1736) „Ich gestehe, dass Ihre Predigt eine Deduktion enthielt, der ich nicht ganz zu folgen vermag, und die, meine ich, eines Kommentars bedarf, um vollständig klar und verständlich zu sein. „Sie sprachen davon, ob man annehmen dürfe, dass es Fanatismus gewesen sei, was die Apostel bestimmt hat, so beharrlich die Mission zu erfüllen, mit der sie der Heiland betraut hatte, und Sie bedienten sich, wenn ich nicht irre, dabei folgenden Ausdruckes: „Wer da sagt, dass die Apostel Fanatiker waren, der ist selbst ein Fanatiker!“ Im Gefühl der Autorität, die Ihnen die Kanzel verleiht, sprachen sie diesen, Satz mit grosser Kühnheit aus, und Ihre Heerde, die Ihnen auf's Wort glaubt, verlangte auch keine weiteren Gründe; allein, vom Katheder herunter gesprochen, würde der bewusste Satz nach meiner Ansicht keine richtige Schlussfolgerung darstellen. Sie bitten mich, Ihnen die Texte für zwei Predigten zu geben, die Sie zu meiner Erbauung ausarbeiten und in meiner Gegenwart halten wollen. Ich bin Ihnen dafür unendlich verbunden, und eifrig darauf bedacht, wie ich es stets bin, alle Dinge so zu nehmen, dass mir daraus Früchte der Belehrung erwachsen, möchte ich Sie bitten, zuerst über folgenden Text zu predigen: „Ces paroles nous ont été données de Dieu“,* nichts weiter, und zum Ersten die Möglichkeit der Offenbarung, zum Zweiten die uns dafür gegebenen Zeichen, zum Dritten aber ihre Wahr-

* Ich weiss nicht, wo Seine Königliche Hoheit diese Variante der Stelle des zweiten Briefes an Timotheus, Cap. III. V. 16, gefunden hat. Das zweite Citat ist ziemlich korrekt nach der französischen Uebersetzung gegeben.

heit nachzuweisen. Sodann bitte ich Sie, über folgende Textesworte zu sprechen: „Das Kreuz Christi ist den Juden ein Aergerniss, den Griechen eine Thorheit“, und uns darzulegen: erstens, die Nothwendigkeit seiner Sendung, zweitens, die Wahrhaftigkeit der Prophezeiungen, welche dieselben verkündeten, und drittens — wenn ich so sagen darf — die Gründe, weshalb Gottes Rathschluss grade diesen und keinen anderen Weg zu unserer Erlösung gewählt hat; dann mögen Sie noch für ihre Heerde die Anwendungen auf die Pflichten hinzufügen, welche sich aus dem Glauben an Christus ergeben. Ich gestehe, dass ich mir grosse Erbauung von der Mühe verspreche, die Sie sich um meinethwillen geben wollen, denn ich habe das Unglück, sehr schwach im Glauben zu sein, und bedarf es, dass ich darin bisweilen durch gute Gründe und wohl fundirte Argumente bestärkt werde.“*

Von dem, was die nach ihm folgende Generation Natur nannte, und ihre Nachkommen so nennen lehrte, wusste Friedrich freilich nichts. Er liebte sein Leben lang leidenschaftlich die Blumen, und hatte seine unbefangene Freude am Grün der Bäume, frischer Luft und warmen Sonnenschein. Allein im Anblicke und Genusse all dieser harmlosen und heiteren Schönheit, konnte er noch nicht ahnen, welch' geheimnissvolle Offenbarung der wiedererwachenden Phantasie seiner Landsleute aus ihr zu Theil werden sollte; eine Offenbarung, die schwankend und nebelhaft aufdämmert, dann immer heller und heller aufflackert, und endlich dem geistigen Zuge der ganzen nächsten Zeit-Periode Richtung und Gestalt verleiht.

Nicht das also war es, worüber er sann und grübelte auf seinen einsamen Spaziergängen durch Garten und Wald, oder auf seinen Ritten nach und von der Garnison. Einem anderen Geheimniss, dem uralten, unerbittlich dunkelen vom Menschen, zu welchem das der Natur erst hinzugetreten ist, wie eine heitere, sonnige Antithese, galt all' sein

* *Oeuvres, etc.* XVI, 116, 117.

Sinnen; das Dunkel zu durchdringen, in welches es sich hüllt, war sein inbrünstiges Begehren, kämpfte er vergeblichen Kampf mit den Zweifeln, welche seine kritische Natur stets von Neuem erwachsen liess. Ein tief gesättigtes Gefühl der unendlichen Nichtigkeit des Menschen und seiner Ziele, war, wie wir wissen, das Endergebniss all' seines Sinns, und bildete fortan das Fundament seiner ethischen Ueberzeugungen; ein Gefühl, das sich bei trüberer Stimmung bisweilen in dem traurigen Refrain Luft machte: „C'est peu de chose que l'homme!“ So in der Ode an Maupertuis:

O Maupertuis, cher Maupertuis,
Que notre vie est peu de chose!
Cette fleur, qui brille aujourd'hui,
Demain se fane à peine éclose, etc.

In den Briefen an seine Lieblings-Schwester kehrt dieser Refrain immer und immer wieder. Im März 1747 schreibt er:

„Glaube mir, die Gesundheit ist das köstlichste Gut, das wir in dieser Welt besitzen. Es liegt ein unendlicher Abstand zwischen dem kranken und gesunden Menschen, das habe ich an mir selbst auf das Schmerzlichste erfahren. Man denkt schwach, man arbeitet schlecht, und alles das noch in viel höherem Grade, sobald auch nur der kleinste Theil unserer inneren Maschine in Unordnung geräth, „irgend ein kleines Ventil“ (soupape) den Dienst versagt. In der That „*nous sommes bien peu de chose*!“ unser Leben hängt an einem Haare; und doch, wenn man uns hört, sollte man meinen, die Natur hätte uns mit Körpern von Erz versehen. Wir leisten eben, was wir leisten können, mit diesem unseren gebrechlichen Mechanismus, und während unsere Phantasie über die Erde hineilt, und raschen Fluges der fernsten Zukunft zustrebt, ja ganze Jahrhunderte umfasst, schleppt sich der Körper mühsam seinem Ziele — der Auflösung zu.“

Und im Herbste desselben Jahres:

„Ich traure um den armen Du Châtelet und fürchte, dass es mit General Borcke denselben Weg geht. „*C'est peu de chose que l'homme*.“ Ich begreife nicht, dass seine Eitelkeit

ihn immer wieder darüber täuschen und noch weniger, wie er sich auf seine Existenz so viel einbilden kann, und worauf er denn eigentlich seine chimärischen Ansprüche an ein jenseitiges Fortleben gründet Ein Augenblick des Genusses, ein Hauch des Vergnügens vermag, wie mit einem Schwamme, in uns die Erinnerung an erlittenes Uebel wegzuwischen. Wir sind eben nur, was es dem Schöpfer der Natur gefallen hat, aus uns zu machen.“

Hier scheint er allen Ernstes zu glauben, dass die Nichtigkeit einzelner Theile nothwendigerweise auch zu der des Ganzen führen muss; und, im Einklange mit den Menschen seiner Zeit und mit vielen aus anderen Jahrhunderten, vermag er in dem, was er „Eitelkeit“, „Phantasterei“ und „chimärische Prätensionen“ nennt, nichts Anderes zu erblicken, als Elemente unserer Menschen-Natur, die noch unendlich armseliger seien, als jenes „kleine Ventil“; auch nicht entfernt kommt ihm der Gedanke, dass grade jene Schwäche und Gebrechlichkeit unserer Menschennatur, wenn auch nur schüchterne und stammelnde, so doch unvergängliche Zeugen sind für die Realität der Beziehungen zwischen dem Menschen und — dem Ungekannten.*

* Für uns, vor denen die Geschichte jener Zeit wie ein offenes Buch daliegt, und die wir das Ende [des Anfanges kennen, ist es vergleichsweise leicht, die Periode der vier Rheinsberger Jahre in einem idealen Lichte zu sehen. Aber auch auf einige der zeitgenössischen Beobachter scheint dieselbe diesen Eindruck gemacht, und auf ihre Phantasie fruchtbringend gewirkt zu haben. So schrieb — um nur Einen anzuführen — Formey ein Gedicht, betitelt: „La République de Platon“ und publizierte dasselbe in dem von ihm herausgegebenen, litterarischen Journal, *Mercure et Minerve*. Er empfing dafür ein sehr schmeichelhaftes Schreiben Jordan's, der damals in Rheinsberg war, mit zahlreichen artigen Komplimenten seitens des Kronprinzen. (*Souvenirs d'un Citoyen, tome I., p. 106.*) — Wahrscheinlich ist Jordan's Brief in Formeys Correspondenz, die aus 20,000 handschriftlichen Briefen besteht, und in der Berliner Bibliothek liegt, noch vorhanden. Ein anderer, der mit ihm von Rheinsberg korrespondirte, war Des Champs.

Capitel VIII.

Die Flöte.

Friedrich geht nicht auf die Jagd — Heyne giebt ihm Unterricht im Gesange, und Quantz im Flötenspiel — Graun, Benda und die Hofkapelle des Prinzen — König Friedrich Wilhelm und Pepusch — *Porco primo und Porco secondo — Flauto solo.*

Friedrich war kein Jäger. Schon in seinen Jünglingsjahren soll er, wenn der Vater ihn mit auf die Jagd nahm, er mochte nun wollen oder nicht, stets die Flöte zu sich gesteckt haben, um bei günstiger Gelegenheit mit ein paar vertrauten Freunden sich bei Seite zu machen, und fern von der Jagdgesellschaft an irgend einem einsamen Plätzchen, nach Herzenslust zu blasen, dass rings der Wald davon widerhallte. Dann stürmte und raste der Vater in ehrlichem Zorne ob solch' unmännlichen Treibens, ohne doch sicher zu sein, dass er damit demselben ein Ende mache. Im Grunde wusste er wohl gut, dass seine Mahnungen in diesem, wie in gewichtigeren Dingen, nicht allzutief gegangen waren, denn, als er sich seinem Ende nahe fühlte, gab er seine besten Rüden an den Fürsten Leopold von Dessau, „da sein Sohn doch keine Hunde gebrauchen könne.“ Indessen hat Friedrich, obwohl er selbst nicht auf die Jagd ging, doch Andere nie daran gehindert, es zu thun. Die Jagd um Rheinsberg

herum war gut, und viele von den Gästen daselbst, ja auch einige Herren vom Hofe, machten sich dieselbe zu Nutze.*

Bis zu einem gewissen Grade hatte sich übrigens Friedrich Wilhelm die Neigung seines Sohnes für das Musikmachen selbst zuzuschreiben. Schon als der Prinz noch ein Knabe war, hatte der König ihn dem Dom-Organisten Heyne† übergeben, damit dieser ihn die „Marot'schen Choräle“ singen lehre. Heyne aber, der sein Lehramt gewissenhaft auffasste, hatte mit seinem Schüler, neben der Praxis im Choralsingen, auch noch einen regelmässigen Coursus im Generalbass durchgenommen; so war dem Prinzen frühzeitig eine gute und gründliche Schulung zu Theil geworden.*† Die bekannten Lektionen im Flötenspiet fanden im Jahre 1728 statt. Der König hatte in demselben Jahre seinen ältesten Sohn mit nach Dresden genommen, als er dem König von Polen seinen Besuch abstattete. Dort sah und

* Das mangelnde Interesse für waidmännischen Sport scheint bei den Söhnen Friedrich Wilhelm's eher Regel, als Ausnahme gewesen zu sein. Viele Jahre später erwähnt Friedrich einmal, dass Ferdinand, der jüngste seiner Brüder, „für die ganze Familie auf die Jagd gehe.“

† Heyne (dessen Name sich auch „Hayne“ und „Hein“ geschrieben findet) hatte in seiner Jugend in des alten Königs Friedrich Kapelle Violine gespielt. Bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's, zugleich mit den übrigen Kapell-Mitgliedern, von diesem entlassen, war er später bei der *Dom-Gemeinde* als Cantor und Organist angestellt worden. In dieser Stellung hatte er, nicht allein aus seinen Domschülern, sondern auch aus anderen musikalisch begabten Personen einen Kreis um sich gesammelt, dem er Unterricht im mehrstimmigen Gesang ertheilte. Eines Tages ritt König Friedrich Wilhelm grade an dem Schulhause (in der *Brüderstrasse*) vorüber, als die Gesangübung stattfand, die einen so mächtigen Eindruck auf ihn machte, dass er den Organisten mit dem Unterricht des Kronprinzen im geistlichen Gesange betraute. (Ledebur. *Tonkünstler-Lexikon Berlins*, 228). Ledebur bemerkt, dass diese Gesangsklasse Heyne's als der erste Gesangsverein in Berlin angesehen werden kann; gewissermassen der Keim für viele andere, die ihm später folgen sollten.

*† Nicolai. *Anekdoten von König Friedrich II.* Drittes Heft. S. 252. Auch Preuss in der *Vossischen Zeitung* vom Januar und Februar 1862.

hörte der junge Prinz zum ersten Male in seinem Leben eine Oper. Als der König von Polen nun im Mai desselben Jahres den Besuch erwiderte, brachte er in seinem Gefolge einige seiner Kammermusiker* mit sich, deren Leistungen am Preussischen Hofe grosse Bewunderung erregten. Damals, oder vielleicht einige Wochen später, war es, als Quantz vor der Königin von Preussen spielte, und ihr, sowie dem Kronprinzen, damit ein solches Vergnügen bereitete, dass er auf

* In seinem Gefolge befand sich Locattelli, der Violinist, dem sehr daran gelegen war, sich vor dem Berliner Hofe hören zu lassen. Nachdem es entschieden war, dass er spielen sollte, erhob sich eine Schwierigkeit in Bezug auf die Beschaffung eines Orchesters, welches im Stande war, die Begleitung zu übernehmen. Nun gab es aber überhaupt kein Orchester in Berlin, wenigstens kein anderes, als das Hautboisten-Corps, von dem weiter unten die Rede ist; mit Hilfe dieser Oboen, so wird uns berichtet, that nun der Künstler sein Möglichstes. Er trug dabei ein blaues Sammtkleid mit Silberstickerei, viel zu schön für einen *Fiedler*; „Nun seht mal den Kerl an, sieht er nicht ganz aus wie ein *Kriegsrath*?“ sagte der König, schickte ihm aber am anderen Tage ein Geschenk von zwanzig Thalern. Locattelli gab mit demonstrativem Stolze die zwanzig Thaler dem Boten, darüber wurde nun Friedrich Wilhelm sehr zornig, namentlich aber wurmte es ihn, dass ein *Fiedler* sich ein solches Geschenk erlaubte. Am nächsten Abende indessen, nachdem er zuvor König Augusts Rath eingeholt hatte, schenkte er ihm eine mit Dukaten gefüllte goldene Dose. Es scheint nicht, dass auch Quantz in König Augusts Gefolge gewesen ist (obwohl einige Schriftsteller herausgefunden haben wollen, dass dies der Fall war, unter Anderem auch Quantz's Namensvetter und letzter Biograph, Albert Quantz, in seinem kleinen Buche: „*Leben und Werke des Flötisten Johann Joachim Quantz*“). Einige Wochen nach seiner Rückkehr, im Juli desselben Jahres, sandte der König von Polen vier seiner Kammermusiker, nemlich Quantz, Weiss, Pisendel und Buffardin nach Berlin, um vor der Königin (der König war grade abwesend auf einer Reise in Ostpreussen) zu spielen. Zweifellos geschah dies in Erfüllung eines galanten Versprechens, das König August der Königin bei seinem Besuche gegeben, in dessen Verlanf er Gelegenheit gehabt hatte, mit Bedauern zu bemerken, dass sie jedes musikalischen Genusses entbehrte. (In Bezug hierauf s. Preuss, in der *Vossischen Zeitung* vom 12. Januar 1862). Die Markgräfin von Bayreuth sagt ebenfalls: „Der König von Polen sandte der Königin seine geschicktesten Virtuosen etc.“ (*Mémoires*, tome I. p. 131.)

die inständige Bitte des Letzteren, und unter Connivenz Ihrer Majestät, als Lehrer des Prinzen engagirt wurde. Unmittelbar darauf fingen die Lehrstunden an, und Quantz, so wird uns erzählt, kam zu wiederholten Malen auf mehrere Wochen nach Berlin, um sich Seiner Königlichen Hoheit ganz zur Verfügung zu stellen. Es erscheint einigermassen wunderbar, dass dies und manches Andere vor sich gehen konnte ohne Wissen und gegen den Willen des Königs; noch dazu unter den Augen derer, welche er mit Beobachtung und Berichterstattung beauftragt hatte. Eine dieser Unterrichtsstunden wurde bekanntlich in sehr unsanfter Weise durch den König unterbrochen; die seidenen Schlafröcke wurden in's Feuer geworfen, und Quantz steckte, zitternd vor Schreck, eine Stunde lang in der Holzkammer — oder war es das Kaminloch?* — Er hatte Grund zu zittern!

Friedrich's Gefangenschaft machte alledem ein Ende; sobald er aber wieder sein eigener Herr geworden war, wurden die Lektionen wieder aufgenommen. In Rheinsberg erschien Quantz, wie uns berichtet wird, zweimal im Jahre. Friedrich würde sich seine Dienste gern für das ganze Jahr gesichert haben, aber da das Gehalt, das er ihm zu bieten vermochte, wahrscheinlich gering war, — die Königin soll dazu achthundert Thaler haben hergeben wollen — so wollte es Quantz damals „durchaus“ nicht gelingen, „Erlaubniss“ zum Austritt aus dem sächsischen Hofdienste zu erhalten.

Die Aermlichkeit, welche unter der Regierung Friedrich Wilhelm's I. in Bezug auf alle feineren Gentüsse und Vergnügungen am preussischen Hofe und in der Landeshauptstadt herrschte, lässt sich kaum übertreiben, ja, es ist schwer, sich überhaupt ein Bild davon zu machen. Um nur von der Musik zu sprechen, so gab es ausser der Kirche

* *Nicolai VI., 145—9.*

und auf der Parade, überhaupt keine Musik. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, dass von einer Oper, oder irgend einer anderen Art öffentlicher musikalischer Unterhaltung, gar keine Rede war. Nur die Königin soll ihre eigene, kleine Kapelle gehabt haben. In sehr seltenen Fällen verirrte sich einmal ein fremder Sänger auf seiner Tour nach Berlin, liess sich ein oder zwei Mal hören, und ging dann, da ihn Niemand zu längerem Bleiben ermuthigte, (die Königin hätte es gern gethan, hatte aber nicht die Macht dazu) nach irgend einer anderen Stadt. Beim Tode Königs Friedrich I. war die königliche Kapelle, d. h. die eigentliche Hofmusik, welche beim Diner etc. zu spielen pflegte, sofort entlassen und abgelohnt worden, sodass ihre Mitglieder sich in aller Herren Länder zerstreuen mussten, um eine Anstellung zu suchen, und in einzelnen Fällen genöthigt waren, in der Heimath als Tagelöhner für ihr tägliches Brot zu arbeiten. Die einzige Ausnahme hatte man mit einem hochgewachsenen Burschen gemacht, Namens Pepusch, der lang genug war, um in das Regiment der Potsdamer Riesengarde gesteckt zu werden, und dort die Hautboisten zu dirigiren. In ähnlicher Weise wurde mit den vierundfünfzig Hoftrompetern und Paukern verfahren, die man, nachdem sie zum letzten Male bei des alten Königs Leichenbegängniss Dienst gethan, ohne alle Umstände, oder ohne sie auch nur darum zu fragen, als gewöhnliche Soldaten in die verschiedenen Kavallerie-Regimenter vertheilte.

Dieser Stand der Dinge war nun gar nicht nach dem Sinne des Kronprinzen; aber vergebens flehte er, namentlich seit der Dresdener Reise, den Vater an, in Berlin Opern aufführen zu lassen. Der König sagte peremptorisch „Nein“! So musste denn das Flöteblasen heimlich weiter betrieben werden, bis er in seinem eigenen Hause, mit dem Bischofen Freiheit, das ihm die Verheirathung brachte, und wie es für diesen Fall ganz besonders aus-

bedungen worden war, sich seiner Lieblings-Neigung hingeben durfte, soweit es ihm seine Mittel erlaubten. Schon in Ruppin hatte er Musiker in seinen Diensten, und dann später in Rheinsberg eine ziemlich vollständige Kapelle. Hennert nennt uns die Namen von fünfzehn Mitgliedern derselben, sowie die Instrumente, welche sie spielten, darunter sieben Violinen, mit Einschluss der Gebrüder Graun und Benda. Um dieselbe auf die Höhe eines Concert-Orchesters zu bringen, wurde sie bei gewissen Gelegenheiten aus den Reihen der Dienerschaft verstärkt. Schneider erwähnt, dass sich in den Hofhaltungs-Rechnungen (die noch jetzt zugänglich sind) „sechs Lakaien für musikalische Aufführungen“ angeführt finden. Uns, mit unseren modernen Vorstellungen, drängt sich dabei unwillkürlich die Frage auf: Haben wir es hier mit Musikern in der Verkleidung von Lakaien zu thun, oder mit Lakaien, die gelernte Geigenspieler waren? Zu jener Zeit würde schwerlich Jemand eine solche Frage aufgeworfen haben. Ohne Zweifel sind die Sechse ungefähr das gewesen, als was sie in den Rechnungs-Büchern figuriren, — d. h. man hatte sie gemiethet, um die Geige zu spielen, und, wenn hiefür kein Bedürfniss vorhanden war, sich im Hause anderweitig nützlich zu machen. Zu jener Zeit pflegten alle Musiker, welche im Dienste deutscher Fürsten standen, Livrée zu tragen. Es existirt noch ein Bild, das ein Mitglied der oben erwähnten Kapelle Friedrich's, des ersten Königs, in der Livrée darstellt, in welcher sie beim Diner spielen musste.* Es ist das dieselbe Zeitperiode, in welcher Herzog Wilhelm Ernst von Weimar sich von sechzehn gut geschulten Musikern in Heiducken-Livrée aufspielen zu lassen pflegte, zu denen, wie man glaubt, auch Sebastian Bach gehört hat.† Man braucht übrigens deshalb nicht anzunehmen, dass alle diese abwechselnd geigten, und bei Tafel aufwarteten; in-

* Schneider, *Geschichte der Oper*. S. 43.

† Spitta. *Johann Sebastian Bach*. I. 377.

dessen, wenn die Mittel einmal knapp waren, und man Mühe hatte, Ausgaben und Einnahmen in Einklang zu bringen, verstand es sich von selbst, dass man alle Hofbedienten, je nach ihren Fähigkeiten, für die verschiedensten Dienstleistungen nutzbar machte. Noch einige fünfzig Jahre später und an demselben Orte gab Prinz Heinrich, der sich nicht nur ein Orchester, sondern auch ein Theater und eine Operngesellschaft hielt, und dessen Mittel in starkem Missverhältniss zu seinen kostspieligen Neigungen standen, die Ordre, dass beim Miethen der Domestiken für seine Hofhaltung auf etwas Fertigkeit im Singen, oder im Spielen eines Instrumentes gesehen werden sollte. Die unter solchen Bedingungen gemietheten Leute wurden dann, falls sie hinreichende Anlage oder Fertigkeit zeigten, weiter ausgebildet, um später einen Platz im Orchester, oder im Sängerkor einzunehmen.

Man darf nicht vergessen, dass Friedrich auch noch die Kapelle seines Regiments zu seiner Disposition hatte, und nur nach Ruppin zu senden brauchte, wenn es einmal eine Aufführung im grossen Maassstabe galt. Schneider glaubt, dass die oben angegebene Zahl von „sechs“ Lakaien bei weitem unter der wirklichen gegriffen ist, und nur in die Bücher eingetragen wurde, um dem König Sand in die Augen zu streuen, der ab und zu einmal die Rechnungen durchsah, und seine Zustimmung sicher versagt haben würde, wären die Ausgaben „für musikalische Unterhaltungen“ noch „schrecklicher“ gewesen. Seiner Majestät Grundsätze in diesen Dingen waren sehr einfach. Er gab willig Geld her für Musik (oder irgend etwas Anderes), sobald damit irgend ein nützlicher Zweck verbunden war, aber nicht einen Heller für blosses Vergnügen. So legte er bedeutende Summen an zur Herstellung von Glockenspielen für die Kirchen in Berlin und Potsdam, und errichtete sogar eine Musik-Akademie in Potsdam (!), d. h. eine Ausbildungs-Anstalt für Regiments-

Hautboisten, welche mit dem Militär-Waisenhaus verbunden wurde. Es war dies der am wenigsten kostspielige Weg, um die Armee mit Regimentsmusiken zu versorgen. Zuerst wurde Pepusch mit der Leitung derselben beauftragt, später indess, als der König davon gehört hatte, dass einer seiner Unterthanen, Namens Sydow, nach London gegangen sei, um dort englische und schottische Musik zu studiren, und Fortschritte in diesem Zweige der Kunst gemacht habe, schrieb Seine Majestät an seinen Gesandten Borcke in London, er solle über den Sydow Erkundigungen einziehen. Die Antwort des Gesandten finden wir in der „*Neuen Berliner Musikzeitung*“ vom Jahre 1861, Seite 403 abgedruckt. Er meldet, dass er Sydow gesehen, und mit ihm „wegen seiner Opern und Musik in dem schottländischen Gusto gesprochen habe; er lasse davon einige piecen abschreiben, und werde dieselben, sobald sie fertig seien, Seiner Majestät via Hamburg (wahrscheinlich weil diese, als lange Seeroute, für Packete die billigste war) übersenden.“ Dann fügt er hinzu: „Sydow's Musik wird allhier (in London) nicht sowohl in gantzen Opern, sondern eigentlich in den englischen Schauspielen, oder stummen Comedien, welche man Pantomimen nennt, gebraucht und sehr estimiret . . .“ Der Bericht, und, wie es scheint, auch die übersandten Proben, fanden gnädige Aufnahme, denn im Laufe der Zeit wurde Sydow veranlasst, nach Potsdam zu kommen, um die Waisenknaben nach „Schottländischem Gusto“ zu unterrichten.

Wenn das Nothwendige abgethan war, und es sich fand, dass sich dabei noch irgend ein Amusement gewissermaassen von selbst ergab, oder ohne besondere Kosten mit in den Kauf genommen werden konnte, war Friedrich Wilhelm ganz der Mann, sich das zu Nutze zu machen. So liess er oft an langen Herbst- und Winterabenden das Musikkorps seiner Potsdamer Riesengarde in's Schloss

kommen, um ihm unter Leitung des Regiments-Kapellmeisters, Gottfried Pepusch, etwas vorzuspielen. Der König pflegte dabei ganz allein an einem Ende des Saales zu sitzen, während Pepusch und seine Hautboisten mit den nöthigen Pulten und Lichtern an dem andern Ende standen, und nach besten Kräften bliesen. Gewöhnlich waren es ausgewählte Stücke Haendel'scher Opern, die zum Vortrag kamen. Bisweilen schlief der König (namentlich wenn er stark zu Mittag gegessen und getrunken hatte) über der Musik ein, und dann pflegten die Musiker, um es sich leichter zu machen, und schneller fertig zu werden, wohl eine, oder mehrere Arien zu überschlagen. Allein — so wird ausdrücklich berichtet — Seiner Majestät „war durchaus nicht zu trauen“, wenn er nicht fest schlief, weckte ihn die Aulassung auf, und er rief ihnen mit lauter Stimme zu: „Ihr lasst ja was aus“, oder wohl auch: „Da fehlt ja die Arie...!“ — und sang ihnen die ersten Takte des Thema vor; dann mussten sie das Versäumte nachholen. War er aber recht fest eingeschlafen, und es dünkte ihn beim Erwachen, das Konzert habe nicht lange genug gedauert, so liess er sie bisweilen wieder von vorn anfangen, und das ganze Programm noch einmal durchspielen.*

Wenn Friedrich Wilhelm bei diesen Blasinstrument-Konzerten den Namen der zu spielenden Stücke nicht selbst bezeichnete, so hing die Wahl derselben von Pepusch ab, welcher alsdann auch wohl von seinen eigenen Compositionen etwas zum Besten gab. Einst hatte ihm eine Geschichte, die in der „Tabaks-Gesellschaft“ des Königs erzählt worden war, das Motiv geliefert zur Composition eines Stückes für sechs Fagots, in welchem ebensoviele Schweine — die Stimmen waren mit Porco Primo, Porco Secondo etc. über-

* Nicolai, II. 152. Das Nachfolgende ist demselben Autor entnommen; seine Anekdoten sind stets glaubwürdig.

schrieben — nach den Regeln des strengsten Generalbasses quiekten und grunzten, und er dasselbe in Gegenwart des Königs aufgeführt. Der König hielt sich den Bauch vor Lachen, und liess sich das Stück Abend für Abend vorspielen. Diese Wiederholungen waren noch im Gange, als der Kronprinz zum Frühjahrs-Exerzieren nach Potsdam kam. Nun fügte es sich, dass er Pepusch eines Morgens über den Paradeplatz gehen sah, da liess er ihn zu sich rufen, und sagte ihm, er habe so viel von seinem neuen sechsstimmigen Musikstücke gehört, und ersuche den Herrn Kapellmeister, es doch diesen Nachmittag bei ihm aufzuführen. Pepusch, der des Prinzen Zunge fürchtete, und wusste, dass die Potsdamer Fagots und ihr Dirigent in der Koterie desselben häufig durchgehechelt wurden — grade so, wie man umgekehrt, nur mit etwas weniger Witz, in der Tabaks-Gesellschaft die Rheinsberger Flöten-Konzerte herunterriss — gefiel der Auftrag durchaus nicht, und er versuchte daher, ihm auszuweichen, indem er Seiner Königlichen Hoheit versicherte, es wäre nur eine Kleinigkeit, und nicht würdig, von Ihm gehört zu werden etc., das half ihm aber nichts. Der Hohe Herr blieb bei seinem Verlangen, wiederholte es in einer Weise, die keine Weigerung gestattete, und ging nach Hause, um seinen Hofstaat und noch ein Paar Freunde zu der Aufführung des Sextettes zu befehlen.

Am Nachmittag war beim Kronprinzen eine zahlreiche Gesellschaft versammelt; sechs Musikpulte waren aufgestellt, und zur festgesetzten Stunde erschien Pepusch, gefolgt von sieben Hautboisten. Er legte die ausgeschriebenen Stimmen für sechs Instrumente auf die Pulte und blickte dann, ein siebentes Notenblatt in der Hand haltend, wie verlegen, im Saale umher. Der Kronprinz ging auf ihn zu, und fragte: „Herr Kapellmeister, sucht Er etwas?“ „Es fehlt noch ein Pult“, erwiderte Pepusch. „Ich dachte, es wären nur sechs Schweine in Seiner Musik?“ „Ganz recht, Euer

Königliche Hoheit" versetzte der Componist; „aber es ist da noch ein kleines Ferkelchen gekommen: — Flauto solo!"

Friedrich hat viele Jahre nachher die Geschichte selbst an Quantz erzählt, und hinzugefügt: „Der alte Kerl hatte mich schliesslich doch angeführt, und ich musste noch Jemand zu ihm schicken, der ihm gute Worte gab, sonst hätte er am Ende das Ferkelchen auch noch vor meinem Vater produzirt."*

Wenn Friedrich Wilhelm nach Rheinsberg kam, so hatte er nichts dagegen, dass ihm die Kapelle des Abends etwas vorspielte, nur durfte es keine Composition Telemann's sein. Dieser, einer der fruchtbarsten Componisten seiner Zeit, hatte nämlich, wie der König zufällig erfahren, auch einen Text in Musik gesetzt, den Erdmann Neumeister gedichtet, einer der produktivsten Choral-Dichter jener Tage, zugleich aber auch ein sehr heftiger und unerschrockener Kämpfer für die Sache des Lutheranismus, der unermüdlich, sowohl gegen Calvinismus wie Crypto-Calvinismus, schrieb und predigte.

Ueber Friedrich's kleine Conzerte und die Personen, welche daran Theil genommen haben, ist wenig zu berich-

* Gottfried Pepusch war ein Verwandter (ob ein Bruder oder nicht, ist nicht ganz sicher) unseres englischen Dr. Johann Christian Pepusch, der sich seiner Zeit einen so bedeutenden Namen durch seine musikalische Gelehrsamkeit und die „Bettler-Oper“, gemacht hat. Im Jahre 1704 besuchte Gottfried Pepusch, der damals noch in Diensten Friedrich's I. stand, England, und gab in London ein Concert unter Mitwirkung von sieben jungen Musikern, die er mit herüber gebracht hatte. (Burney, *History of Musik*, IV., 633.) Nicht dieselben, — wie ich wohl nicht zu sagen brauche — welche dreissig Jahre später dem Prinzen Friedrich mit dem „Ferkelchen“ aufwarteten. In den glorreichen Tagen König Friedrich's I., als ihm noch Urlaub zu Kunstreisen und die Erlaubniss zu Theil wurde, im Auslande Conzerte zu geben, hatte Gottfried es sich wohl nie träumen lassen, dass er noch am Abende seines Lebens unter die Potsdamer Riesen gesteckt werden würde. Bei der Thronbesteigung Friedrich des Grossen ist er wahrscheinlich pensionirt worden. Er starb 1750 in hohem Alter (Ledebur: *Tonkünstler-Lexikon*, S. 413.)

ten; Quantz und Frank Benda haben zwar beide, von ihrer eigenen Hand geschriebene Biographien hinterlassen — recht unterhaltende Darstellungen ihrer Jugend-Erlebnisse — allein über Rheinsberg sagen sie kaum ein Wort, was freilich nicht gut anders sein konnte, da sie noch zu Friedrich's Lebzeiten und für die Oeffentlichkeit schrieben. Das ausgezeichnetste Mitglied des Orchesters war der jüngere Graun. In Hennert's Verzeichniss figurirt er als erste Violine, und ohne Zweifel hat er sie auch gespielt, aber seine eigentliche Aufgabe in Rheinsberg war doch die, Tenor zu singen. Er hatte, nachdem er in Dresden seine musikalische Ausbildung erhalten, 1733 in Braunschweig als erster Tenor Engagement erhalten, und bei Gelegenheit der Hochzeit des Kronprinzen von Preussen, in seiner eigenen Oper „Timareta“ und in Haendel's „Parthenope“ so vorzüglich gesungen, dass Letzterer sich ihn vom Herzoge erbat. So kam er 1735 nach Neu-Ruppin, um sofort Frank Benda abzulösen, der bis dahin, mit seinem damals immer noch ganz leidlichen Tenor, — wie er uns selbst mittheilt — allabendlich mehrere Arien hatte singen müssen. Von nun ab sang Graun die Arien, und componirte deren eine ganze Anzahl. Während seines Aufenthaltes in Rheinsberg hat er gegen fünfzig Kammerkantaten geschrieben, von denen jede gewöhnlich aus zwei Recitativen mit Begleitung und zwei Arien bestand. Für die meisten von diesen verfasste der Kronprinz den Text in französischer Sprache, und liess ihn dann in's Italienische übersetzen; nebenbei studirte er unter Graun's Leitung fleissig die Grundsätze musikalischer Composition.

In jenen Tagen pflegte Friedrich auch mit Graun und Knobelsdorff das Projekt einer grossen Oper zu besprechen, welche er dereinst in Berlin einzurichten gedachte, und dafür Pläne zu entwerfen; und als nun die Zeit gekommen war, Friedrich den Thron bestiegen hatte, und die Oper in's Leben treten sollte, wurde Graun nach Italien geschickt,

um sich nach Sängern umzusehen. Im Verlaufe seiner Reise trat er vielfach selbst als Sänger auf, und erntete in den grösseren Städten Italiens reichen Beifall. Nach seiner Rückkehr hat er dann, bis zum Beginn des siebenjährigen Krieges, regelmässig zwei Opern jährlich komponirt. Dem Werthe derselben hat es sehr geschadet, und ihm das Vergnügen, welches er beim Schaffen derselben empfand, verdorben, dass der König beschlossen hatte, auf dem Gebiete musikalischer Composition ebenso zu herrschen, wie in allen anderen Dingen. Der grosse Eroberer hatte sich daran gewöhnt, seinen alten Lehrer lediglich als ein Werkzeug zur Ausführung seiner Ideen anzusehen; er gab hier Fingerzeige, dort Direktive, befahl, tadelte, modificirte, änderte und radirte so lange an dem Werke, bis nichts mehr übrig blieb als ein fortwährendes Einerlei, das natürlicher Weise jeder Originalität und Frische der Erfindung entbehren musste. — Graun's beste Werke sind das „Tedeum für die Schlacht bei Prag“ vom Jahre 1756 und der „Tod Jesu“ aus dem Jahre 1755, beides Arbeiten, bei denen er ganz sich selbst überlassen gewesen war. Das zuletzt erwähnte Werk ist in Berlin völlig heimisch geworden, und wird dort noch jetzt regelmässig alle Jahre in der Passionswoche vor einem dichtgedrängten Auditorium aufgeführt. Graun starb im Jahre 1759.

Quantz, der früher nicht hatte kommen wollen, kam nun, nach Friedrich's Thronbesteigung, mit tausend Freuden; einer solchen Versuchung war nicht zu widerstehen. Man hatte ihm ein für damalige Zeiten immenses Gehalt, ausserdem aber ein glänzendes Honorar für jede Composition und jede neue Flöte, angeboten; dazu sollte er so gut wie völlig frei, d. h. keinem Vorgesetzten unterstellt, und zu keiner Art von öffentlichem Auftreten verpflichtet sein.

Friedrich gab sich nach seiner Thronbesteigung der Musik grade so eifrig hin, wie zuvor. Die Hauptmitglieder der

alten Rheinsberger Kapelle — ihre Zahl verstärkte sich bisweilen durch Anwerbung neuer Mitglieder — blieben bei ihm, bis sie einer nach dem anderen starben. Bis nahezu an das Ende seines Lebens hatte er jeden Nachmittag sein „Concert“, bei welcher Gelegenheit er selbst gewöhnlich drei Stücke mit Begleitung spielte. Quantz allein komponirte für ihn zweihundertneunundneunzig Concerte, und starb, als er das dreihundertste eben zur Hälfte vollendet hatte.* Er war der einzige Componist seines Hofes, dem Friedrich nie in seine Arbeiten hineinsprach. Auf der anderen Seite aber wurde der Styl der Quantzischen Compositionen doch sehr bedenklich durch die Rücksicht beeinflusst, die der Autor auf den Grad der Fertigkeit und die Liebhabereien des Königs, als Spieler, nehmen musste; man kann sich daher nicht wundern, wenn man hört, dass in den dreihundert Concerten eine gewisse Monotonie herrschte.† Quantz galt in jeder Beziehung als eine bevorzugte Persönlichkeit. Er war der Einzige, dem es gestattet war, „Bravo!“ zu rufen, und, was noch viel mehr ist, zu husten und sich zu räuspern, zum Zeichen der Missbilligung.

Die wenigen anderen Personen, die überhaupt den Vorzug genossen, Seine Majestät spielen zu hören, waren natürlich sehr laut in jener Form von „Bravo!“ wie sie allein in Hofkreisen zulässig, und dazu bestimmt ist, auf Umwegen das Allerhöchste Ohr zu erreichen. Sie lobten vor Allem sein Adagio, das viel schöner sei, als das irgend eines Spielers von Beruf; ich glaube indessen nicht, dass Friedrich es

* Friedrich selbst vollendete dies Concert mit einem Allegro seiner eigenen Composition, wie Nicolai sagt, „ganz in Quantzsischem Geiste“. Die Partitur (No. 300 in C-moll) wurde vor einigen Jahren durch Kaiser Wilhelm grossmüthiger Weise an Albert Quantz, einen Seitenverwandten und Biographen Johann Joachim's, geschenkt.

† Burney sagt, „er werde sehr oft gewöhnlich und geschmacklos“. (*Tour through Germany* etc. vol. II., p. 232.)

jemals zu einer Dilettanten-Leistung ersten Ranges gebracht hat.

Aus einem Witzworte Emanuel Bach's wissen wir, dass Friedrich sogar beim Taktschlagen „nach Willkühr verfuhr“. Es sind auch noch andere Anzeichen dafür da, dass sein Spiel den Musikern von Fach immer etwas mehr oder weniger „königlich“ geklungen hat. Der Nachdruck, den man auf das Adagio legte, lässt, fürchte ich, ein bedenkliches Licht auf das Allegro fallen.

Selbst inmitten der allerdringendsten Berufsarbeit, angesichts drohender Entscheidungen, oder unmittelbar nach einem schweren Unglück, liess sich Friedrich seine Musik nicht nehmen. War es nicht möglich, ein ganzes Orchester zu haben, so trug er wenigstens Sorge, dass ein Musiker in erreichbarer Nähe war, der ihn begleiten konnte. Unmittelbar nach seiner Thronbesteigung wurde Emanuel Bach nach Charlottenburg befohlen, um mit Seiner Majestät ein Duett zu spielen, und in ähnlicher Weise erhielt Frank Benda die Ordre, dem König zu gleichem Zwecke in's Feld zu folgen. Als der König in Dresden einrückte, befahl er, als sei es das natürlichste Ding von der Welt, sofort die Auführung einer Oper, obwohl das Sängerpersonal bis auf die Choristen herunter, in ihrer Bestürzung über das, was geschehen war, kaum einen Ton herauszubringen vermochten.

Das ganze Leben hindurch (mit einer verschwindend kleinen Zahl von Ausnahmen) ist diese stahlfeste Natur sich selbst treu geblieben; hinter den Gewitterwolken strahlte der Himmel in ständiger Bläue, und trat, wenn der Sturm ausgetobt hatte, in altem Glanze hervor. Dass Friedrich immer wieder zur Litteratur und Kunst, zumal zu seinem täglichen Flötenspiel, als Gegenwicht gegen die harte Last des Regierens, zurückkehrte, war, wie ich vermuthe, ein Zeichen, ein Symbol, eine Art unvollkommenen und unge-

stalteten Ausdruckes der heiteren Ruhe und Harmonie im tiefsten Innern seiner Natur. —

„Deeper than ever the andante dived.“

Aber mit dem hohen Alter kam die Gicht — die Fingergelenke schwellen, und es wollte nicht länger gehen mit der Flöte. Da legte er sie eines Tages bei Seite, und sagte zu Frank Benda: „Ich habe von einem alten Freunde Abschied genommen.“ Die Jahre, die nun noch folgten, wurden immer einsamer und bedeutungsloser. Frank Benda selbst, auch ein alter Freund aus den Vor-Rheinsberger, oder Ruppiner Zeiten, war einer der allerletzten, die „Abschied nahmen“. Er starb, nach dreiundfünfzig Dienstjahren, grade fünf Monate vor Friedrich dem Grossen, am 7. März 1786.*

* Friedrich's Concerte warten noch ihres Geschichtsschreibers. Einige Artikel, welche vor mehreren Jahren in der Neuen Berliner Musikzeitung unter der Ueberschrift: „Aus der Kapelle Friedrich des Grossen“ erschienen, hatten wenigstens einen vortrefflichen Titel. Die musikalischen Lexika behandeln so obscure Leute, wie Benda, Graun, Quantz etc., in einer sehr flüchtigen Weise; meist wiederholen sie eines das andere, und tragen so eher dazu bei, die Irrthümer zu vermehren, als dieselben zu klären.

Capitel IX.

Fouqué und der Bayard-Orden.

Liebhaber-Theater-Vorstellungen — Fouqué spielt die Rolle des Arbates — Sein Streit mit dem alten Dessauer — Fouqué erhält eine Domherrenstelle — Er wird gefangen genommen — Friedrich sendet ihm eine Flasche Wein und ein Stück Perigord-Pastete — Fouqué als Grossmeister des Ordens — Er schlägt Friedrich und die übrigen Ordensgenossen zu Rittern.

Um die langen Winterabende hinzubringen, griff man in dem geselligen Kreise des jungen Hofes von Rheinsberg zum Theaterspiel. Wer selbst in seiner Jugendzeit bei dergleichen mitgewirkt hat, wird sich vorstellen können, wie amüsan die Proben gewesen sein müssen. Aber wie Alles, was man in Rheinsberg unternahm, wurde auch diese harmlose Zerstreuung wo anders sehr übel vermerkt.

Seckendorff in Berlin, der immer eifrig auf alles Geklätsch horchte, das etwa im Schwunge war, in der Hoffnung, davon im bösen Sinne irgend einen Gebrauch machen zu können, hat darüber eine Bemerkung in sein Journal aufgenommen. „Fouqué“, sagt er, „hat dem Prinzen in den Kopf gesetzt, Comödien und Tragödien aufzuführen; man hat den „Mithridates von Racine“ gegeben, und der Prinz selbst eine Rolle darin übernommen. Wenn der König das hört, wird er sehr zornig werden.“

Ich kann nur annehmen, dass Seckendorff mit dem Unglück, das ja auch dem geschicktesten Klätcher bisweilen zustösst, sich hier im Irrthum befindet, wenn er Fouqué Schuld giebt, die Anregung zu den Theater-Vorstellungen gegeben zu haben. Allerdings fällt dessen Besuch auf dem Schlosse zu Rheinsberg im Herbste 1736 in die Zeit kurz vor der Aufführung des Racine'schen Stückes; allein der ernste, steife und — wie Carlyle sich etwas streng ausdrückt — „pedantische“ Soldat, der damals schon im mittleren Lebensalter stand, und überdies etwas zur Frömmerei neigte, war gewiss die allerletzte Person, um irgendjemand die Idee in den Kopf zu setzen, es mit dem Theaterspiel zu versuchen. Ich denke, ich kann es verantworten, wenn ich sage, dass dieser treffliche Einfall Friedrich's eigenem Gehirn entsprungen ist; wie dem auch sei, soviel steht fest, dass nicht nur der Mithridates eine ganze Reihe von Aufführungen ähnlicher Art eröffnete, sondern dass Fouqué darin auch die Rolle des Königlichen Vertrauen Arbates übernommen hatte. Die Rolle muss ganz zu seinen Jahren und seinem ernstesten Wesengepasst haben, aber, mag man ihn nun zur Uebnahme derselben gegen seine Neigung überredet haben, oder nicht, sein Spiel scheint ein totaler Misserfolg gewesen zu sein. Wie ich fürchte, hat er darüber manche Sticheleien hören müssen, und meines Wissens nie wieder die Bühne betreten; noch viele Jahre nachher galt in den betreffenden Kreisen eine witzige Bemerkung, die Jemand über „Fouqué's Arbates“ gemacht hatte, als spirchwörtliche Bezeichnung dafür, wie eine Sache nicht gemacht werden müsse. Er hat übrigens selbst eingestanden, dass er kein Talent für die Bühne habe. Nach Verlauf von mehr denn zwanzig Jahren, kommt er noch einmal auf sein erstes und einziges Auftreten zurück; es war im Jahre 1760, während einer der düstersten Perioden des siebenjährigen Krieges, und zu einer Stunde, wo das Kriegsglück Preussens tief gesunken war.

Der König hatte eine Stelle im Dom-Kapitel zu Brandenburg, die durch den Tod des unglücklichen Prinzen Moritz von Anhalt erledigt war, seinem treuen Generale verliehen, während Beide, General und König, nur fünf Tagemärsche von einander entfernt, im Felde standen. (Wie lange mag der Eine überhaupt noch etwas zu vergeben haben, und dem Anderen noch vergönnt sein, sich der Gabe zu freuen!) Fouqué sendet dem Könige den Ausdruck seines Dankes, und nimmt — Angesichts des österreichischen Heeres, und während die Chancen fast unrettbar schlecht für ihn stehen — noch einen schwachen Anlauf zu einem Scherze, indem er an die fröhlichen Zeiten von Rheinsberg wieder anknüpft, und die Befürchtung ausspricht, „er werde den geistlichen Funktionen seines neuen Amtes ebensowenig gewachsen sein, wie einst der Rolle des Arbates“. Nur wenige Wochen später wurde er auf seinem verlorenen Posten überwältigt, als Gefangener nach Croatien abgeführt, und dort bis zum Friedensschlusse festgehalten.

Heinrich August, Baron de la Motte Fouqué, war der Sohn eines protestantischen, französischen Refugiés und 1698 in Haag geboren. Frühzeitig nach Deutschland gebracht, wurde er Page am Hofe zu Dessau im Dienste der schönen Anne Liese, der Apothekerstochter und des alten Dessauers hoch in Ehren gehaltener Gemahlin. Als ihm die Erlaubniss, mit in den Krieg zu ziehen, verweigert wurde, lief er heimlich vom Hofe fort, folgte auf eigene Faust der Armee, und gewann sich durch diesen Akt des Ungehorsams erst recht das Herz Leopold's. Bald darauf wurde er zum Offizier in dessen Regimente ernannt. Im Laufe der Zeit aber nahm Seine Durchlaucht Anstoss an dem „weibisch klingenden“ Namen des Jünglings. Ihm waren französische Sprache und unmännliches Wesen, feine Manieren und andere Dinge, von denen er meinte, dass sie da bleiben sollten, wo sie hingehörten, identische Begriffe, und so dekretirte er, dass der

Name in Fouquet (mit Aussprache des t) umzuwandeln sei. Das Regiment des Dessauers war eine gute Schule strenger und rauher militärischer Zucht. In den Tagen von Cüstrin war Fouqué dort, ohne, soweit uns bekannt ist, irgend einen andern Zweck, als den, Friedrich bei gutem Muthe zu erhalten. Es gelang ihm, Zutritt zu Letzterem zu erhalten, und ihm, gegen die gegebene Ordre, bis spät in den Abend Gesellschaft zu leisten. Die Geschichte, wie er um sieben Uhr „Kapitain Fouqué's Kerzen“ anzündete, wenn der Kronprinz die seinigen hatte auslöschen müssen, ist ja allgemein bekannt. Seine ernsten Grundsätze und seine strenge Auffassung von Pflicht, die er nur grade soweit milderte, als es seine grosse Anhänglichkeit an Friedrich bisweilen erheischte, machten ihn zu einer sehr geeigneten Gesellschaft für den gefangenen Prinzen, — einer viel geeigneteren jedenfalls, als manche andere Freunde sie bieten konnten. Friedrich wusste das wohl zu würdigen; er hatte ihn nicht nur sehr gern, sondern blickte auch mit Achtung zu ihm auf, und sorgte, sobald er nur einigermassen in Rheinsberg eingerichtet war, dafür, dass Fouqué Urlaub erhielt, und ihm einen langen Besuch abstatten durfte. Er mochte wohl gehofft haben, der Besuch werde sich zu dauerndem Aufenthalte ausspinnen lassen, allein, das sollte nicht sein. Fouqué musste zurück in seinen Dienst, und hatte bald nachher das grosse Unglück, mit seinem Regiments-Chef, dem alten Dessauer — der nunmehr wirklich alt, und barscher, denn je geworden war — in Differenzen zu kommen, Differenzen, die sich soweit zuspitzten, dass er schliesslich, im Jahre 1739, seinen definitiven Abschied aus dem Preussischen Dienste nahm, ja Deutschland verliess, und nach Dänemark auswanderte. Hier verblieb er, bis Friedrich den Thron bestieg, und ihn zurückrief. In späteren Jahren hat er, und zwar in hervorragender Weise, Antheil genommen an allen Feldzügen und Kämpfen seines Souverains, und ist

von diesem in hohem Grade ausgezeichnet, ja wirklich geliebt worden. Auch in Bezug auf den Geldpunkt hat sich Friedrich sehr grossmüthig gegen ihn bewiesen, und, wenn er ihn anredete, oder an ihn schrieb, stets etwas von dem alten, achtungsvollen Tone durchklingen lassen. Fouqué gehörte, wie Zieten zu denen, die keine gottlosen, oder frivolen Reden vertragen konnten, und, wenn einer von ihnen beiden zugegen war, gab sich der König alle Mühe, dergleichen Gespräche nicht aufkommen zu lassen. Im Jahre 1760, nur wenige Monate nach der obenerwähnten Verleihung der Domherrenwürde, und grade, als der siebenjährige Krieg seinen schlimmsten Moment erreicht hatte, kam es doch einmal zu starker Reibung zwischen dem Könige und General Fouqué. Der König, der einige Tagemärsche von ihm entfernt im Lager stand, war auf's Aeusserste empört, dass Fouqué eine wichtige Position verloren hatte, und schrieb ihm einen zornigen Brief, der in einem, dem alten Freunde gegenüber, durchaus nicht sehr achtungsvollen Tone gehalten war (es stand sogar etwas von „*diable*“ in dem Briefe), und befahl ihm, die Position wieder zu nehmen. Fouqué war auf's Tiefste verletzt, und gelobte, im Falle einer Niederlage, niemals wieder für Preussen den Degen zu ziehen, gehorchte aber, wurde zurückgeschlagen, und gerieth in Gefangenschaft. Als er drei Jahre später beim Friedensschlusse wieder in Freiheit gesetzt wurde, zog er sich nach Brandenburg zurück, und lebte dort von den Einkünften seiner Domherren-Präbende. Schon viele Jahre vorher hatte er sich mit einer Fräulein Maison verheirathet, und war nun Vater mehrerer Kinder.* Die letzten elf Jahre seines Lebens verbrachte er in tiefer Ruhe und Zufriedenheit im Kreise seiner Familie und vom Könige sehr ge-

* Bei seiner Auswanderung nach Dänemark im Jahre 1739, liess er seine Familie zurück, und Friedrich, dem dies damals schwer genug wurde, übernahm selbst die Sorge für die Erziehung der Kinder.

häschtelt, der längst allen Groll vergessen hatte. Da Potsdam von Brandenburg aus zu Wagen leicht zu erreichen ist, war Fouqué, so lange es ihm seine gebrechliche Gesundheit gestattete, für ein Paar Tage im Sommer zu Sanssouci ein stets erwarteter Gast, und, wenn der König auf einer seiner Inspektionsreisen im Frühjahr nach Brandenburg kam, pflegte er dort regelmässig ein Paar Stunden Halt zu machen, und bei Fouqué zu speisen.

Der Briefwechsel mit dem Freunde aus der Zeit der letzten Lebensjahre desselben, wimmelt von Beweisen ausgesuchtester, zärtlicher Aufmerksamkeit seitens des Königs. Beständig sendet er ihm Geschenke, bisweilen sehr werthvolle, wie Silbergeschirr und ganze Porzellanservice aus der neuen königlichen Manufaktur in Berlin, noch öfter aber Früchte und Gemüse aus den Gärtnereien von Sanssouci, oder Rheinwein, italienische Trüffel — ja, bei einer Gelegenheit einmal einen „Bissen“ „*pâté de Perigord véritable*“, ein anderes Mal wieder etwas türkischen Kafé von dem „Mamamouchi“* und zu wiederholten Malen eine Flasche *Baume de Mecque*, aus derselben Quelle. Einmal zu Weihnachten ist ein es Geschenk „*de vieillard à vieillard*“, mit dem er ihn überrascht, ein Lehnstuhl, der sich nach Belieben hoch und niedrig schrauben lässt. Fouqué seinerseits, der immer hinfälliger wird, und dies deutlich fühlt, macht häufig Anspielungen darauf, dass seine Tage gezählt seien, und bittet Seine Majestät unterthänigst, sich doch nicht soviel Mühe um einen „unnützen alten Hund“ zu geben. Einst, als er dem Könige für ein Paar übersandte Trüffel dankt, fügt er traurig hinzu: „Ich fange an taub zu werden, und habe die grösste Schwierigkeit, mich verständlich zu machen.“

* Der türkische Gesandte, dessen Ankunft und Aufenthalt in Berlin Monate lang eine unversiegbare Quelle des Staunens und der Bewunderung bildeten.

Ihr Diener rüstet sich langsam zur grossen Reise.“ Darauf antwortet ihm Friedrich:

„Ihr Brief, mein theurer Freund, hat mich recht traurig gestimmt; Sie sprechen mir vom Abschied, während ich, wenn es nur in meiner Macht stünde, Sie so lange als möglich besitzen möchte. Menschen findet man ja überall, aber so gute, treu gesinnte, wie Sie, nur sehr selten. Pflegen Sie sich nur recht, damit ich Sie nicht so bald verliere, und denken Sie ein wenig daran, welchen Gram es mir bereiten würde, müsste ich mich für immer von Ihnen trennen. Ein wenig Taubheit will ich ja noch nichts sagen; dagegen giebt es ja Hörrohre, die das Gehör verstärken. Die verstorbene Frau v. Roucoulle besass ein solches. Ich werde Ihnen ein ähnliches machen lassen. Hoffentlich werden Sie mit Hilfe des guten Wetters wieder zu Kräften kommen, und ich habe dann das Vergnügen, Sie bei mir in Sanssouci zu sehen.“

Fouqué antwortet ganz gerührt; es ist fast, als fühle er, dass so viel Güte seine Nerven erschütterte; und darauf schreibt nun Friedrich wieder;

„Ich sehe, wir müssen Ihnen Kraft einflössen. Vor zwei Tagen wünschte man hier den Ungarwein, der noch von meinem Grossvater herkommt, zu kosten, und fand, dass er gut war; ich habe eine Flasche davon zurückbehalten, die ich Ihnen hiemit sende; es ist die letzte. Möge sie Ihnen gut thun! Sollten Sie irgend welche andere alten Weine gern haben, ich besitze deren von allen Sorten, und es wird mir ein rechtes Vergnügen sein, Sie damit zu versorgen. Sie haben nur ein Wort zu sagen.“

Auch wird Dr. Cothenius nach Brandenburg geschickt; aber der alte General, der aus seinem Widerwillen gegen alle Medizin gar kein Hehl machte, empfängt den königlichen Leibarzt mit solch ausgesuchter Gastfreundschaft, und die ganze Familie entwickelt einen solchen Wetteifer unter einander, ihn zu unterhalten, dass er wieder fortgehen

muss, ohne auch nur ein Rezept verschrieben zu haben. Darauf schreibt der König etwas piquirt:

„Ich hatte Ihnen einen Arzt geschickt, da ich aber sehe, dass Sie von seiner Hilfe kaum einen Gebrauch machen, so sende ich hier einige Melonen, die vielleicht mehr nach Ihrem Geschmacke sein werden. Der Arzt behauptet, dass Sie die rechte Zeit zum Aderlass versäumt hätten, meint aber, ein wenig Blut-Entziehung werde Ihnen auch jetzt noch sehr gut thun.“

„Sire“, antwortete Fouqué, „ich unterziehe mich regelmässig zwei Mal im Jahre einem Aderlasse, am 15. April und am 15. Oktober . . . Im Uebrigen darf ich mich wohl auf den allgemeinen Geschmack berufen, wenn ich Kirschen und Melonen den Vorzug gebe vor Cassia, Seemsblättern und Rhabarber.*

In den Rheinsberger Zeiten hatte Fouqué sich besonders thätig erwiesen (und hierauf begründen sich auch die Ansprüche, die er auf eine auszeichnende Erwähnung hat) bei der Stiftung des Bayard-Ordens und in der Wahrnehmung seiner Würde als Grossmeister desselben. Es ist merkwürdig, wie wenig man über diesen Orden weiss, der doch, als ein charakteristischer Zug aus Friedrich's Jugendleben, eine gewisse Berühmtheit erlangt hat. Büttner mit seinen mageren Notizen, in dem Buche, das er über Fouqué geschrieben, ist in der That die einzige Autorität, die wir darüber besitzen.†

Der jüngere Fouqué (in dem Leben seines Grossvaters)*† und andere Autoren (so z. B. der Mitarbeiter für das

* *Oeuvres etc.*, XX. pp. 147—48, 152, 153.

† *Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Königl. Preuss. Generals der Infanterie, Freiherrn de la Motte Fouqué*. Berlin, 1788.

*† *Lebensbeschreibung des Königl. Preuss. Generals der Infanterie, Heinrich, August Baron de la Motte Fouqué*. Von seinem Enkel Friedrich, etc., etc. Die Lektüre des dickleibigen Bandes enttäuscht einigermassen, er ist bei Weitem nicht so lesenswerth und belehrend, als der Lebenslauf seiner „*Undine*“.

Militär-Wochenblatt vom 24. Januar 1874) haben kaum etwas anderes, als Wiederholungen dessen gebracht, was Büttner sagt.

Schneider erwähnt in seinem Buche über den Schwarzen Adler-Orden,* als ein seltsames Zusammentreffen, dass vier Erbprinzen aus dem Hause der Hohenzollern noch zu Lebzeiten ihrer Väter Ritter-Orden gegründet haben. Es gründeten, sagt er, im Jahre 1660 Markgraf Christian Ernst† den Orden *de la Concorde*, im Jahre 1704 Markgraf Georg Wilhelm*† den Orden *de la Sincerité*, im Jahre 1667 der Kurprinz Friedrich** den Orden *de la Générosité*, und 1735 Kronprinz Friedrich den Bayard-Orden.

Der Bayard-Orden war ein ausschliesslich militärischer, und als solcher keineswegs etwa als ein Scherz, oder eine Spielerei gemeint. Es war ein Verein zur Förderung militärischen Wissens. „Ausser der Ausübung der gewöhnlichen Ritterpflichten arbeitete diese erhabene Gesellschaft an die (sic!) Vervollkommnung der Kriegskunst; stellte Betrachtungen über bedenkliche Gegenstände der Taktik an; studirte die Feldzüge und Operationen der alten und neueren Helden; sammelte sich Kenntnisse, jenen Schatz von militärischen Problemen, dessen Fouqué in einem Briefe erwähnt, den er in seiner Gefangenschaft an den Herzog von Bevern schrieb,“ ††

Ich weiss nicht, wer den Gedanken dazu zuerst angeregt hat; sehr wahrscheinlicher Weise Friedrich selbst, auf

* *Das Buch vom Schwarzen Adler-Orden.* Berlin, 1870. p. 4.

† Von Brandenburg-Bayreuth.

*† Auch von Brandenburg.

** Der spätere König Friedrich I. Im Jahre 1667 war er gar nicht *Kurprinz* und *Thronerbe*, hat auch den Orden *Generosité* nicht *allein*, sondern im Verein mit seinem älteren Bruder Karl (der 1674 starb) gegründet. Beide waren im Jahre 1667 noch Knaben von zehn, resp. zwölf Jahren.

†† Büttner II. p. 237.

die Eingebungen Fouqué's hin. Ebenso wenig ist mir bekannt, wann das erste Kapitel abgehalten worden ist.*

Fouqué wurde zum Grossmeister erwählt und hatte als solcher die Ehre, Friedrich und die übrigen Candidaten zu Rittern zu schlagen (de donner l'accolade à...). Jeder Ritter trug auf seiner Brust, unmittelbar auf seinem blossen Körper, eine Dekoration, die in einem Schwert (ohne Zweifel von Silber) bestand, das auf einem Lorbeerkranze ruhte, mit dem Motto „*Sans peur et sans reproche.*“†

Die Zahl der Ritter war auf zwölf festgesetzt (ein vollständiges Verzeichniss ihrer Namen habe ich nie zu sehen bekommen) und zwar sämmtlich aktive Militärs. Es wird erzählt, dass Knobelsdorff, obwohl er in seinen Kriegsjahren sehr tapferer Soldat gewesen war, auf Grund dessen, dass er seinen Abschied genommen hatte, für einen nicht qualifizirten Candidaten erklärt worden sei. Jedes neueintretende Mitglied erhielt einen Namen, oder legte sich einen solchen bei. Einige Wenige derselben sind uns noch erhalten. So hiess Friedrich „Le Constant“, Fouqué „Le Chaste“ und der Herzog von Bevern „Le Chevalier du Carquois d'or“. Prinz Wilhelm von Preussen, der im Jahre 1736 erst vierzehn Jahre alt war, und sicherlich später zum Ritter geschlagen worden sein muss, erhielt den Namen „Le Sobre.“

* Alle Autoritäten, ohne Ausnahme, wie es scheint, nahmen es als ausgemacht an, dass der Orden in Rheinsberg, und zwar im Jahre 1735, gegründet wurde. Das sind aber zwei Dinge, die sich nicht vereinigen lassen; im Jahre 1735 lebte Friedrich und sein Freundeskreis noch nicht in Rheinsberg.

† Ich habe nie eine dieser Dekorationen gesehen. Die von Friedrich einst getragene wird gezeigt, allein, als ich sie sehen wollte, war sie, zusammen mit anderen Sachen, grade eingepackt worden, um an einen neuen Aufstellungsort gebracht zu werden.

[Früher in der Königl. Kunstkammer im Neuen Museum zu Berlin, ist sie bei der Vertheilung dieser Sammlung in das Hohenzollern-Museum (Montbijou-Palais) gekommen.]

Nach der Thronbesteigung Friedrich's liess man den Orden keineswegs aussterben; er hat sich noch viele Jahre am Leben erhalten, und, obwohl er niemals eine grosse Bedeutung erlangte, sind doch noch aus der Zeit bis zum Beginne des siebenjährigen Krieges, und später, Spuren seiner Wirksamkeit — soweit er überhaupt eine solche bethätigen konnte — nachzuweisen. Von Zeit zu Zeit schlossen sich ihm neue Mitglieder an. Prinz Heinrich von Preussen wurde im Jahre 1745 aufgenommen, einen oder zwei Monate vor seinem zwanzigsten Geburtstage, und wählte den Namen „Le Gaillard“. Sein, im alterthümlichen Ritter-Französisch abgefasstes Sendschreiben an Fouqué („À très-haut et très-puissant, très-preux et très-hardi Chevalier Le Chaste, grand-maître du très-noble et très-illustre Ordre des Chevalier Bayards sans peur et sans reproche“), worin er den Empfang der „pancartes“ bescheinigt, findet sich in des jüngeren Fouqué Buche abgedruckt.* Etwas später werden der Prinz Ferdinand von Braunschweig und der General von Saldern als neu aufgenommene Mitglieder namhaft gemacht.

Als Friedrich im Jahre 1758 dem General Fouqué seine Ideen „sur la manière de faire la guerre etc.“ und wiederum im Jahre 1760 seine „Considérations sur les qualités militaires de Charles XII.“ sendet, dürfen wir wohl annehmen, dass dies in seiner Eigenschaft als Bayard-Ritter geschah. Einer seiner Briefe aus jener Zeit zeigt, dass er ihn mit „Imperator“ anredet; und als er ihm zehn Jahre später eine „petite marque de souvenir“ sendet, schlägt er noch einmal dieselbe Saite an. „Ich behandle Sie“, sagt er, „wie zu der Familie gehörig, sowohl in Ihrer *qualité d'honnête et preux chevalier sans peur et sans reproche qu'en qualité de mon ancien ami.*“

* Fouqué war einer von den Generalen, welche Heinrich noch über das Grab hinaus gehasst hat.

Im Jahre 1762 schreibt Herzog Wilhelm von Bevern, „Ritter vom goldenen Köcher“, einen langen Brief an den Grossmeister Fouqué, der sich damals als Kriegsgefangener in Croatien befand, und sendet ihm im Namen der anderen Ritter pflichttreue Grüsse und Glückwünsche zum Neuen Jahre. Fouqué's Erwiderung darauf (Januar 1763) ist das letzte, mir bekannte Dokument, welches sich direkt auf den Bayard-Orden bezieht. (Er sendet dem Herzog eine formelle Vollmacht, auf Grund deren er durch den „Ordens-Sekretär“ von gewissen Papieren Besitz ergreifen solle, die sich im Nachlasse eines verstorbenen Ordens-Mitgliedes befanden und militärische Streitfragen behandelten.) Was aus dem Orden nach dem Hubertusburger Frieden wurde, vermag ich nicht zu sagen, ebensowenig, ob Fouqué Grossmeister blieb, nachdem er aus dem aktiven Dienste geschieden war. Jedenfalls liegt kein Grund vor, anzunehmen, dass damals, oder später ein Anderer an seiner Stelle zum Grossmeister gewählt worden wäre.*

Lange Jahre nachher, und zwar an einer Stelle, die in gar keinem Zusammenhange mit ihm zu stehen scheint, stösst man unerwartet auf eine Erinnerung an den Bayard-Orden. Es ist dies die Vorrede zu der französischen Uebersetzung von Sturm's *Meditationen*, welche nebst mehreren anderen Büchern derselben Gattung, Ihre Majestät, die Königin Elisabeth Christine zur Verfasserin hat; alle ihre übrigen Bücher hatte sie anonym herausgegeben; in diesem Falle aber, wo sie aus irgend einem Grunde eine Vorrede geschrieben hat, hielt sie es für nöthig, dieselbe zu unterzeichnen, und zwar mit dem Namen „Constance“. Es

* Im Jahre 1788 ersuchte Büttner öffentlich alle Personen, welche etwa im Besitze von Dokumenten in Bezug auf den Orden wären, ihm dieselben mitzutheilen. Ich weiss nicht, ob ihm irgend ein solches zugegangen ist. Noch heute, nach Verlauf von weiteren neunzig Jahren, würden dieselben nicht ohne Interesse sein.

hat den Anschein, als habe sie damals in den Rheinsberger Tagen, da der Orden und ihre eigene frohe Jugend noch in lustigster Blüthe standen, voller Stolz auf ihren Ritter „Le Constant“, und in der Freude ihres Herzens, sich selbst diesen Namen, in seiner weiblichen Form, beigelegt, und ihn nun, nach vierzig Jahren des Verlassenseins, als alle Anderen ihn, und was sich daran knüpfte, längst vergessen, und sie Niemand beobachtete, gleichsam ganz verstohlen wieder hervorgeholt. Sie war und ist bis an ihr Ende geliebt: „La Constante“.

Knobelsdorf

Geburt und Jugendjahre — Soldat, Major und Aesthetik — Maß der Fortschritt des Königs und des Königtums — Vollendung des Tages von Rheinsberg — Vordere Preussische Colonie — Die Eisen- und der Bachus-Tempel — Das Berliner Opernhaus — Das Grottenburger Hofhaus — Ständebau — Knobelsdorf's Mittelverhältnis — Sein Tod — Sein Käse — Seine Knobelsdorf — Das Haus mit dem räumlichen Verhältnis.

GEORGE WINZELAU VON KNOBELSDORF wurde im Jahre 1699 auf seinem Vaters Gute als Knichtel des Grossen geboren. Da sein Vater früh gestorben war, ergriff Georg, der erstgeborene von vier Brüdern, den Soldaten-Beruf, als er fast noch ein Knabe war. Im Jahre 1714 wurde er Corporal in einem zu Göttingen gehörenden Bataillon, und kam schon im darauffolgenden Jahre wegen seiner Tapferkeit zum Theil an der Belagerung von Bannum ein-schliesslich der Belagerung von Stralsund, und leistete mit seinem Bataillon auf der Insel Rügen Alles dies, was sich dem Umstand, dass er es im Winter durchzumachen hatte (Stralsund kapitulierte am 24. December 1715), er-schante die Gesundheit der Knaben. Er fügte an, dass er spezialisiert aber in seinem Dienste war. Im Jahre 1723 avancierte er zum Leutnant und 1728 zum Sekonde-Lieut-

Capitel X.

Knobelsdorff.

Geburt und Jugendjahre — Soldat, Maler und Architekt — Malt die Portraits des Königs und des Kronprinzen — Vollendet den Umbau von Rheinsberg — *Friderico Tranquillitatem Colenti* — Die Planeten und der Bachus-Tempel — Das Berliner Opernhaus — Das Charlottenburger Schloss — Sanssouci — Knobelsdorff's Milchwirthschaft — Sein Tod — Sein *Éloge* — Seine Nachfolger — Das Haus mit den neunundneunzig Schafsköpfen.

GEORGE WENZESLAUS VON KNOBELSDORFF wurde im Jahre 1699 auf seines Vaters Gute zu Kuckädel bei Crossen geboren. Da der Vater früh gestorben war, ergriff Georg, der erstgeborene von vier Brüdern, den Soldaten-Beruf, als er fast noch ein Knabe war. Im Jahre 1714 wurde er Corporal in einem zu Cüstrin garnisonirenden Bataillon, und kam schon im darauffolgenden Jahre tüchtig in's Feuer. Er nahm Theil an der Campagne in Pommern einschliesslich der Belagerung von Stralsund, und landete mit seinem Bataillon auf der Insel Rügen. Alles dies, namentlich der Umstand, dass er es im Winter durchzumachen hatte (Stralsund kapitulirte am 24. Dezember 1715), erschütterte die Gesundheit des Knaben. Er fing an, Blut zu speien, hielt aber in seinem Dienste aus. Im Jahre 1723 avancirte er zum Fähndrich und 1728 zum Sekonde-Lieu-

tenant. Sein Regiment hat verschiedene Garnisonen in der Mark und in Pommern durchgemacht, bis es im Jahre 1729 nach Berlin beordert wurde.

Unmittelbar darauf kam Knobelsdorff um seinen Abschied ein und erhielt denselben im Juni des Jahres 1729 mit dem Range eines Capitains. Von der Zeit ab ergab er sich ganz der Kunst, für die er sich schon früher, sobald er nur irgend wie freie Zeit erübrigen konnte, durch fleissiges Zeichnen und Malen vorbereitet hatte. Nun begann er in Berlin mit grossem Eifer unter Pesne's Leitung die Malerei, sowie unter Kemmeter und Wangenheim die Architektur zu studiren.

Um diese Zeit herum soll er auch den Kronprinzen im Zeichnen unterrichtet haben. König Friedrich Wilhelm hatte bekanntlich selbst *in tormentis* gemalt, und konnte deshalb nicht gut etwas dagegen haben, dass sein Sohn in einer so nützlichen Fertigkeit unterwiesen würde. Sei dem, wie ihm wolle, des Prinzen Einkerkung im August 1730 machte allen diesen Bestrebungen ein Ende. Man hat früher behauptet, Knobelsdorff sei einer von den Offizieren gewesen, die während der Gefangenschaft des Kronprinzen in Cüstrin Dienst gethan, und habe speziell zu denen gehört, die Alles, was in ihren Kräften stand, aufboten, um dem Gefangenen die Einsamkeit zu versüssen. Diese Tradition ist jetzt aufgegeben; Knobelsdorff hatte zu jener Zeit längst den Dienst verlassen, und lebte in tiefer Zurückgezogenheit und fleissig arbeitend zu Berlin. Allein es ist schon möglich, dass er, als die schlimmste Zeit der Gefangenschaft vorüber war, nach Cüstrin gegangen ist, und den Prinzen besucht hat. Im Jahre 1732 finden wir ihn in Dresden, wie es scheint, eifrig sein Studium in der Architektur fortsetzend; da es ihm nach und nach klar geworden, dass in ihr sein eigentlicher Beruf liege. Zwar hatte er unter Pesne's Leitung so bedeutende Fortschritte

gemacht, dass er, wie versichert wird, Landschaften, „ganz in der Manier Claude Lorrain's“ malte, nichtsdestoweniger stellte es sich aber heraus, „dass die Malerei ihm nur eine Führerin gewesen war, an deren Hand er den Weg zur Architektur gefunden hatte.“

Im Jahre 1732 wurde es dem Kronprinzen, nach dem er aus seiner Eklypsirung wieder herausgetreten, und zu seiner militärischen Ausbildung nach Neu-Ruppin geschickt worden war, gestattet, einige seiner Freunde und Lieblinge in seine persönlichen Dienste zu nehmen; unter ihnen befand sich auch Knobelsdorff, mit der besonderen Aufgabe, den Prinzen im Zeichnen zu fördern, und zugleich, in Bezug auf Alles, was die schönen Künste betraf, als Kenner und Berather zur Seite zu stehen. Amtlich war seine Stellung im Hofhalte die eines „*Gentilhomme*“, also eine Stufe niedriger, als die eines „*Kammerherren*“ (*chambellan*). Als der Prinz im Jahre 1734 nach dem Rhein ging, um sich seinem Vater anzuschliessen, begleitete ihn, wie wir wissen, Knobelsdorff, und war der Ueberbringer des Briefes an die Markgräfin von Bayreuth, welcher die Zusammenkunft zwischen ihr und dem Bruder herbeiführte.*

Schon in Neu-Ruppin gab es für Knobelsdorff einige Arbeit unter freiem Himmel zu thun. In Friedrich's Küchengarten, der „*Amalthea*“, baute er im Jahre 1735 einen Tempel in Form einer von dorischen Säulen getragenen Kuppel, welche eine Statue des Apollo krönte. Hier pflegte, so darf man wohl annehmen, Friedrich bisweilen in einer schönen Mondnacht im Kreise der Freunde das Souper einzunehmen, oft auch, allein mit seinen Büchern und seinen Gedanken, zu sitzen. Die Tradition, wie sie noch heute am Orte selbst lebt, und mir von dem alten Gärtner mitgetheilt wurde, ist die, dass er dort „über seine Pläne

* Carlyle. *Hist. of Fred.* II. 507.

nachzudenken" pflegte. Der Tempel steht noch, und gehört, zugleich mit dem Garten, einem wohlhabenden Kaufmann in Neu-Ruppin, der das Ganze in guter Ordnung hält, und noch selbst Abend-Gesellschaften in dem Tempel giebt, wie ich aus Fontane ersehe, der einmal zu einer solchen eingeladen worden war. Die Statue des Apollo ist verschwunden.*

Im Jahre 1736 ging Knobelsdorff nach Italien, theils um Sänger für eine in Neu-Ruppin einzurichtende italienische Oper zu engagiren (was ihm aber nicht gelang), theils um seine eigenen Kenntnisse in denjenigen Zweigen der Kunst, an der sein Herz am meisten hing, zu erweitern. In seiner Neigung zur Antike, mit der er sich in tragischem Widerspruche zu der, in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts herrschenden Geschmacksrichtung befand, wurde er durch die Reise nur noch bestärkt. Die Ueberreste griechischer Kunst sind das Einzige, wovon er mit wirklicher Verehrung spricht; selbst von Raphael redet er in wegwerfendem Tone. Die modernen Italiener sind ihm in Allem, was sie thun und treiben, verhasst. Für Priester, Adel und Volk hegt er die gleiche Verachtung, und der Kummer über die Gemeinheit, Unredlichkeit und Heuchelei, die ihm überall entgegentreten, hindert ihn nicht nur am Geniessen, sondern lässt ihn auch offenbar häufig die Dinge in schiefem Lichte betrachten. Es vergeht ihm beinahe die Lust, ein Bild auch nur anzusehen, wenn es zufällig irgend einem bettelhaften, römischen *Principe* gehört, der, voller Ignoranz und Dünkel, es seinen Dienern überlässt, ihren Lohn aus den Trinkgeldern der Touristen aufzubringen.

* Wahrscheinlich ist sie weggenommen worden, um irgendwo anders als Dekoration benutzt zu werden. In einer Beschreibung der Gärten von Sanssouci, die bald, nachdem die Pläne dazu entworfen waren, erschien, fand ich „eine Statue des Hercules aus Neu-Ruppin“ erwähnt.

„Wer sich erlauben wollte, ein Wort gegen Raphael oder Michel Angelo zu sagen, würde von der Inquisition Schlimmeres zu fürchten haben, als wenn er Jansenistische Lehren verbreitete Ein Christus, der in einer sibirisch kalten Luft gen Himmel fährt, während die Zuschauer im Vordergrunde ganz in Anspruch genommen sind von den Bocksprüngen eines vom Teufel besessenen Knaben, ist, weil ein Raphael ihn gemalt hat, mehr werth, als die ganze Welt Die Instrumental-Musik hier hat mir nie gefallen können; ich wünschte, ich könnte die Leute hier einmal ein Ruppiner Konzert hören lassen.“

Im Frühjahr 1737 kehrte er, vom Prinzen, der seiner bedurfte, zurückberufen, wieder heim. Der junge Hof hatte sich inzwischen in dem halbfertigen Palais leidlich eingerichtet. Während der nächsten drei Jahre, bis sie Alle Rheinsberg für immer verliessen, war Knobelsdorff — wenigstens nach einer Richtung hin — die wichtigste Person im Hause, und in der That, ganz abgesehen von seiner Thätigkeit als Architekt, für die ganze Gesellschaft ein grosser Gewinn. Dabei war er durchaus nicht das, was man einen Hofmann nennt; dazu fehlte ihm das glatte, schmiegsame Wesen. Im Gegentheil, nach Allem, was man hört, ist anzunehmen, er sei barsch, schroff und eher verschlossen und schweigsam, als mittheilsam und gesprächig gewesen, wenn er aber einmal sprach, so habe er leicht seine Meinung sehr unverhohlen gesagt, und dann auch daran festgehalten. Allein er strotzte, so zu sagen, von Wissen, war erfüllt von hohem Streben, und trug den Kopf voller Pläne. Ein solcher Mann war ein Schatz für Alle, die mühelose Belehrung suchten, von noch grösserem Werthe aber für einen jungen Prinzen, den noch viel höherer Drang erfüllte.

Knobelsdorff hatte eine ganze Mappe voll Skizzen aus Italien mitgebracht, eine Fundgrube des Genusses für Friedrich, der sich damals vielleicht noch in Träumen wiegte von

der grossen Tour, die er zu unternehmen gedachte, und die es ihm ermöglichen sollte, das Land „der schönen Künste“ und „des guten Geschmacks“ selbst zu sehen; Dinge, an denen sein Herz hing, und die ihm auf dem heimathlichen Boden der Mark versagt waren.

Knobelsdorff's erstes Werk nach seiner Rückkehr war ein Portrait Friedrich's, das er für Voltaire malte; dasselbe, welches Keyserlingk später nach Cirey brachte.

Ein ganzer Monat wurde der Durchsicht der Mappen und dem Portrait gewidmet, während Knobelsdorff über das, was er gesehen, berichtete, und für das Werk, das ihm zunächst vorlag, Pläne entwarf. Es war eine köstliche Zeit, umsomehr, als der Genuß ein heimlicher war, da man dem Könige von Knobelsdorff's Rückkehr nichts mitgetheilt hatte. Als dann endlich Seine Majestät in aller Form die Meldung davon erhielt, wurde der Capitain nach Potsdam befohlen, um Bericht zu erstatten, und hatte auf die Bitte des Kronprinzen bei dieser Gelegenheit die Ehre, auch Seine Majestät zu malen.*

Als man dann später Kemmeter, den Baumeister des Königs und Knobelsdorff's alten Lehrer (soweit sich ermitteln lässt, unter Zustimmung aller Betheiligten), los geworden war, wurde der weitere Ausbau von Rheinsberg ganz in Knobelsdorff's Hände gelegt. Da das *Corps de logis* und

* Dies Bild war bei Gelegenheit der im Jahre 1863 in Berlin veranstalteten Ausstellung von Gegenständen, die sich auf Friedrich den Grossen bezogen, ebenfalls ausgestellt, und zu diesem Behufe von Rheinsberg herübergebracht worden. Wo es sich jetzt befindet, ist eine andere Frage. Die, welche mit dem Arrangement der Ausstellung betraut waren, sagen, dass alle Gegenstände wieder dahin gebracht worden seien, woher man sie genommen hatte. In Rheinsberg dagegen wurde mir selbst etwas sehr bedeutungsvoll gesagt, „dass gar nichts wieder zurückgesandt worden sei.“ Noch befinden sich mehrere Bilder Friedrich Wilhelm's I. im Schlosse daselbst, von denen eines, nach dem Alter des Königs zu schliessen, wohl das von Knobelsdorff gemalte sein könnte.

der linke Flügel inzwischen vollendet worden war, so handelte es sich nur noch um die Hinzufügung des rechten. Unter diesen Umständen blieb dem neuen Baumeister keine andere Wahl, als mit all' der Anmuth und Würde, die der höhere Flug seines Genius und seine grössere technische Bildung seinem Werke verliehen, in seines Vorgängers Fussstapfen zu treten. Ein Jahr später wurde dem neuen Flügel gegenüber ein Haus für die Dienerschaft angefangen, das später vom Prinzen Heinrich zum Cavalierhaus gemacht worden ist; ein Name, den es noch bis zum heutigen Tage führt.

Im Schloss lässt sich Knobelsdorff's eigener Geschmack hauptsächlich in der aus [zweiunddreissig jonischen Säulen bestehenden Colonnade, welche beide Flügel auf der, dem See zunächst liegenden Seite verbindet, sowie am *corps de logis* nachweisen, welches er, da es vom See aus gesehen, den Hintergrund für die Colonnade bildet, mit dieser in Einklang brachte. Von den vier Brücken über den Graben und den Fluss, hat er drei erbaut. Die auf den Haupt-Eingang zuführende, trug auf ihren Geländern acht Lampen haltende Statuen, die fünf Planeten Mars, Venus, Mercur, Jupiter und Saturn, nebst Appollo, Diana und Aurora, „welche der aufgehenden Sonne auf ihrem Wege vorleuchten sollten.“ Ueber dem Portale brachte er einen messingenen Schild an, mit der Inschrift: FRIDERICO TRANQUILLITATEM COLENTI, MDCCXXXIX.*

Um das Jahr 1739 war der Bau des Schlosses soweit gediehen, dass man es zur Noth fertig nennen konnte, obwohl Pesne und seine Myrmidonen noch tüchtig an der inneren Ausschmückung zu thun hatten. So konnte der Prinz und sein Architekt — der eine den Kopf voller Pro-

* Hennert etc. S. 32. Die von Glume entworfenen und in Holz ausgeführten Statuen waren zu der Zeit, wo Hennert sein Buch schrieb, verwittert, und viere davon erneuert worden.

jekte, der andere bereits mit fertigen Plänen und Zeichnungen bei der Hand — nunmehr ihre Gedanken auf die Parkanlagen und den Garten richten. In jenen Zeiten pflegte man noch darauf zu halten, dass ein Schloss, und der dazu gehörige Park und Garten in strenger Uebereinstimmung mit einander angelegt wurden. Beide sollten durchaus ein einheitliches Ganzes bilden; das Schloss dabei als ein intregrirender Theil der Anlagen, und diese wiederum als eine Art von Erweiterung des Schlosses gedacht. In dem vorliegenden Falle freilich, wo verschiedene Hände thätig gewesen, machten sich auch verschiedene Stylarten geltend, deren Anzahl sich in späterer Zeit noch vermehrte.* Im Jahre 1740 wurde der Bau eines recht grossartigen Einfahrt Thores am andern Ende des durch den Garten führenden Hauptweges begonnen, und in dem Jahre, nachdem Friedrich Rheinsberg verlassen hatte, vollendet. Es hatte eine Breite von dreizehn Metern, und Pfeiler korinthischer Ordnung, welche Kinder-Gruppen und Vasen von mächtiger Grösse trugen; es ist noch heute in leidlich gutem Zustande. Um dem Bilde nach dieser Richtung hin einen passenden Abschluss zu geben, wurde ausserhalb an einer ansteigenden Stelle des Terrains ein Obelisk aufgeführt. Mit dem Bau von Treibhäusern wurde begonnen, ebenso mit dem einer Orangerie, welche indessen nie vollendet, sondern später von Heinrich zu anderen Zwecken verwendet worden ist. Der von Bielfeld beschriebene Bacchus-Tempel, der die Gestalt einer umgekehrten, von Satyrn getragenen Punschbowle, erhalten sollte, kam nie zur Ausführung, er ist, glaube ich nicht einmal angefangen worden.

Im April des Jahres 1740, sechs Wochen vor Friedrich's Thronbesteigung, brannte die Stadt Rheinsberg bis auf den

* Irgendwo habe ich gelesen, dass die Park- und Garten-Anlagen von Rheinsberg nach Plänen Le Nôtre's angelegt worden seien. Das müssten dann posthume Pläne gewesen sein, da Le Nôtre im Jahre 1700 starb.

Hamilton, Rheinsberg. I.

Grund nieder. Das Palais blieb unversehrt, von der Stadt aber blieb nichts verschont, als einige wenige Häuser und die Kirche. Der ganze Ort wurde, so wie wir ihn jetzt sehen, nach Knobelsdorff's Plänen, aber nicht unter seiner persönlichen Leitung, wieder aufgebaut.

Der junge König hatte den Kopf voller Pläne, wie er die Musen verlocken sollte, nach Berlin zu kommen, und sich dort niederzulassen — nein, für alle Zeiten ihr Standquartier daselbst zu nehmen; da galt es denn vor Allem, ihnen eine würdige Stätte zu bereiten; mit Anfang Juli begannen in der Stadt allerlei Gerüchte über die Bauten laut zu werden, die Seine Majestät auszuführen gedenke — ein neues Palais, ein Opernhaus, ein Schauspielhaus, eine Akademie der Künste, eine solche der Wissenschaften und, was weiss ich sonst noch Alles! Wem man nur immer Urtheil und Geschmack genug zutraute, der erhielt den Auftrag, irgend einen Jünger der Kunst oder Wissenschaft zu engagiren. Voltaire wurde ersucht, sich einiger französischer Schauspieler zu versichern, und an Suhm geschrieben, um Euler aus Petersburg kommen zu lassen; der Gesandte in Paris erhielt Auftrag, sich nach Tänzerinnen umzusehen, und Graun wurde nach Italien geschickt, um Musiker aufzutreiben. Knobelsdorff ging nach Frankreich, um mit eignen Augen sich die französischen Theater anzusehen, und Bildhauer zu engagiren, und wurde, als er im November zurückkehrte, zum *Surintendant* aller Königlichen Paläste und Garten-Anlagen, sowie zum Direktor der Theater und der Hofmusik ernannt.

Die ersten baukünstlerischen Werke, die er in die Hand nahm, waren das Opernhaus und das Charlottenburger Schloss, dessen Bau von König Friedrich I. begonnen, und während der ganzen Regierungszeit Friedrich Wilhelm's I. als Fragment liegen geblieben war. Der junge König hatte sich noch nicht darüber schlüssig gemacht, wo er seinen

Wohnsitz aufschlagen wollte. Er sehnte sich nach Rheinsberg, dann fielen seine Gedanken, noch zweifelnd freilich und ungewiss, auf Potsdam, und schliesslich fand er, dass doch wohl Charlottenburg, welches in so bequemer Nähe bei Berlin lag, der geeignetste Ort sein möchte; freilich musste es zuerst fertig gebaut werden. Für eine Zeit lang hatte das allerdings so viel nicht zu bedeuten, denn Friedrich brachte zunächst seine Frühsommer mehr in den Feldlagern, als in Palästen zu; allein es lag gar nicht in seiner Absicht, dass diese Lebensweise noch lange so fortgehen sollte, und er wünschte, wenn er heimkehrte, ein eigenes Wohnhaus bereit zu finden. Warum es nun so viel mehr Zeit erfordern sollte, an ein altes Schloss einen neuen Flügel anzubauen, als eine Provinz zu erobern, das wollte ihm nicht in den Kopf. In jedem Briefe drängte und bat er den Surintendanten, ja befahl ihm, sich zu beeilen, und zu gleicher Zeit ihm auf das Detaillirteste über den Fortgang der Arbeiten zu berichten. Knobelsdorff, der weder sehr schreiblustig war, noch, in welchem „*métier*“ es immer sein mochte, viel Geduld und Nachsicht mit Dilettantismus hatte, war gar nicht der Mann, um Seiner Majestät zu willfahren. Er beeilte sich nach Kräften, sein Werk zu fördern, wurde er aber dazu angetrieben, so berichtete er über den Fortschritt desselben kurz und geschäftsmässig. Da der König nichts aus ihm herausbringen konnte, so wandte er sich an Jordan. Diese aus den Feldlagern in Böhmen datirten, ungeduldigen Nachfragen sind sehr spasshaft:

„Chrudim, den 8. Mai 1742. Fridericus Jordano Salutem! Ich habe einen Brief von Knobelsdorff erhalten, mit dem ich ganz zufrieden sein würde, wäre er nicht so ausserordentlich trocken und geschäftsmässig gehalten, und ginge ein wenig mehr in die *Détails* ein. Ich wollte, er schriebe mir über jede Astragale des Charlottenburger Schlosses vier Quartseiten voll, das würde mir das grösste Vergnügen machen.“

„Im Lager zu Zleby, den 20. Mai Ohne Zweifel wirst Du meinen Brief erhalten haben, in welchem ich Dir unseren grossen Sieg* melde Sage Knobelsdorff, er soll mir mein liebes Charlottenburg in Stand setzen, und mein Opernhaus fertig bauen

Lager zu Brzezy (ohne Datum). „Ich erwarte mit Ungeduld einen Brief von Dir. Schreibe mir nur recht ausführlich über meine Bauten, die Ameublung (von Charlottenburg) und die neuengagierten Ballettänzer, das heitert mich auf, und erleichtert mir die Bewältigung meiner Aufgaben, die in dem Grade, wie sie wichtiger, auch ernster und schwieriger werden.“ —

(Später): „Mache doch, dass der dicke Knobelsdorff mir endlich Nachricht giebt, wie sich Charlottenburg, mein Opernhaus und meine Gärten befinden. Ich bin einmal in dieser Beziehung ein Kind, und das sind meine Puppen, mit denen ich spiele.“ —

„Lager zu Kuttenberg, den 7. Juni Schreibe mir nur recht viel von Charlottenburg, dem Parke und dem Opernhause, und gieb mir möglichst ausführliche Beschreibungen von Allem, so dass ich auf möglichst lange Zeit eine angenehme Zerstreuung habe.“ †

Was seine Majestät auch immer denken mochte, Charlottenburg wurde rasch und gut zu Ende gebaut. Noch heutigen Tages ist dieser spätere Theil des Schlosses bemerkenswerth durch das edle Maass seiner Verhältnisse und durch die Einfachheit, die in seinen Détails herrscht, und es ist in gewissem Sinne rührend, zu sehen, mit welcher Freudigkeit und Treue diejenigen, welche einst hier gearbeitet haben, an ihr Werk gegangen sind. Pesne, dessen grosses Fresko mit der „Aufgehenden Sonne“ in Rheins-

* Bei Chotusitz, den 17. Mai 1742.

* Oeuvres, etc. XVII., 198, 208, 214, 216, 221.

* Heutzutage besuchen die Fremden Charlottenburg gewöhnlich nur, um das Mausoleum und Rauch's Königin Luise zu sehen. Indessen ist das Innere des Palais ebenfalls sehr sehenswerth.

berg kaum trocken geworden, malte nun auch die „Aufgegangene“ in Charlottenburg an die Decke des grossen Saales. „Prometheus, der das himmlische Feuer stahl, schwebt in der Mitte des Himmels, d. h. „Friedrich, der preussische Aar, der zur Sonne auffliegt, mit dem Motto: „nec soli cedit“. Pallas Athene in voller Rüstung zeigt ihm seinen Weg. Unten in den vier Ecken der Saaldecke harren, seiner Befehle gewärtig, die vier Tageszeiten. Zu guterletzt ist Charlottenburg doch nicht der Privat-Wohnsitz Friedrich's geworden, sondern die offizielle Sommer-Residenz des Hofes. Der König, die Königin und der gesammte Hof pflegten bei allen grossen Staatsceremonien — wie Hochzeiten, Besuch fremder Fürstlichkeiten und dergl. — falls dieselben grade in die Sommerszeit fielen, sich während einiger Tage dort aufzuhalten, und die Honneurs zu machen.

Kaum ist je ein Jugendtraum so bald und schön in Erfüllung gegangen, als der, den Friedrich einst in den Rheinsberger Tagen von der Erbauung eines Opernhauses in Berlin geträumt hatte, das, sowohl in Bezug auf die Schönheit seiner baulichen Verhältnisse, wie den Glanz der Vorstellungen, es mit allen Opernhäusern der Welt aufnehmen, ja dieselben noch überbieten sollte. Am 5. September 1741, während der König in Reichenbach bei der Armee stand, legte Prinz Heinrich, der damals fünfzehn Jahr alt war, den Grundstein zu demselben, und Dank einer unerhört raschen Förderung des Baubetriebs, war es am 7. December 1742 in der That soweit fertig geworden, dass an diesem Tage die erste Vorstellung — es war Graun's „Cesare e Cleopatra“ — darin stattfinden konnte. Das Aeussere war noch ganz unfertig, und selbst das Innere noch soweit zurück, dass noch alle Vergoldung fehlte, die Decke mit Segelleinwand drapirt werden musste, und in den Logen statt der Stühle einfache hölzerne Bänke standen. Aber das Staunen und Entzücken war trotz alledem nicht weniger gross. Solch

ein Theater, solch eine Vorstellung, in solch einer Stadt wie Berlin, hatte man noch niemals gesehen, oder nur für denkbar gehalten.

Ungefähr ein Jahr später war das Haus vollendet. Es hat grade ein Jahrhundert hindurch gestanden, denn im Jahre 1843 brannte es ab. Das Aeussere ist nahezu — leider nicht ganz — in Ueberinstimmung mit dem alten Plane restaurirt worden.

Es war in der That ein ausgezeichnetes, und für die Zeit seiner Entstehung, in Bezug auf die edle Einfachheit wie klassische Schönheit seines Styles, einzig dastehendes Bauwerk. Um es nur einigermaßen nach seinem wirklichen Werthe zu schätzen, muss man sich den manierirten Geschmack jener Tage recht deutlich vor Augen stellen. Es zeigte, wie kaum ein anderes, was Knobelsdorff zu leisten im Stande war. Hätte er so weiter fortfahren können, wie er begann, er würde sicherlich grosse Dinge geschaffen haben; allein, das sollte ihm nicht vergönnt sein.

Es dauerte nicht lange, so wollte der König (und jeder Zoll in ihm war König!) auch im Reiche von Stein und Mörtel unumschränkt herrschen. War er in früherer Zeit Knobelsdorff's bewundernder „Lehrling“ gewesen, so wollte er von nun ab selbst der „Mauermeister“ sein. Die Lehren des Ersteren waren indessen nicht so tief eingedrungen, wie man hätte erwarten sollen; es zeigte sich, dass der „Styl“ Seiner Majestät durchaus kein klassischer war. Im Allgemeinen hatte er für die Künste nur insoweit Interesse, als sie heitere Künste waren. Die Worte „ernst“ und „streng“, auf die Kunst angewendet, erschienen ihm wie eine „contradictio in adjecto“. Er wollte mit seinen „Puppen“ spielen. So liebte er in seinen Zimmern heitere, zarte Farben, eine lebhaftere Musik auf der Bühne, und es konnte ihn beispielsweise eine Arie in Moll völlig verstimmen. In der Architektur war ihm das, was wir „Roccoco“ nennen, das

Liebste, weil es ihm das Amusement gewährte, grillenhafte Einfälle in Stein und Mörtel zu verewigen. Das widerstritt nun durchaus den Ideen des „*Surintendant*“; dieser nahm es selbst sehr streng und ernst mit seiner Kunst (*métier*), und war nicht der Mann, der es sich hätte gefallen lassen, dass das Streben und Endziel seines Lebens von jemand Anderem als Spielzeug behandelt wurde. Unglücklicherweise war es ihm nicht gegeben, das Beste, was in ihm lag, in einer angenehmen, halb spielenden Weise, und mit der sorglosen Nonchalance des wohlgezogenen Mannes vorzubringen, und dadurch sich willigeres Gehör zu schaffen. Vielmehr war er hartnäckig und unduldsam, und verdarb es mit den Leuten durch seinen bis auf's Aeusserste getriebenen, herben Ernst; wie so häufig Männer, die von einer einzigen grossen Idee erfüllt sind, und dabei unter dem Einflusse einer gründlich erschütterten Gesundheit stehen. Schliesslich, da ihm nichts Anderes übrig blieb, gab er denn doch dem Könige nach, aber immer mit verdrossener Miene, und nur Zoll für Zoll zurückweichend.

Die Ideen des Königs, so wird uns berichtet, waren stets „voller Poesie“, da ihm aber jede Kenntniss von den Gesetzen der Baukunst abging, häufig solcher Art, dass sie sich nicht in Stein und Mörtel verkörpern liessen. So hatte der *Surintendant*, welcher sich der Grenzen seiner Kunst recht wohl bewusst war, selbst wo er den guten Willen zeigte, Seine Majestät bei Laune zu erhalten, und ihm in Fragen des Styls Opfer zu bringen, lange Kämpfe mit ihm in Bezug auf die *Détails* durchzufechten. Die Folgen davon waren endlose Misshelligkeiten. Ziemlich deutlich ausgedrückte Wünsche des Königs stiessen auf Widerspruch, ja, unter Umständen auf eine Weigerung, worauf dann direkte Befehle folgten, und bald genug kam die Zeit, wo der König überhaupt von Niemand mehr den leisesten Widerspruch vertrug. Man hat, vielleicht etwas schroff, aber ohne Zweifel

mit vollem Rechte, das Ende des zweiten schlesischen Krieges (von 1745—46 ab) als den Zeitpunkt bezeichnet, da der König inne wurde, wie er den Männern, welche ihn einst gebildet und erzogen hatten, himmelweit über den Kopf gewachsen war, und nun, nicht allein in Staatsangelegenheiten und als Stratege, sondern auch auf allen übrigen Gebieten des Lebens, allein herrschen wollte.* In dem Maasse, wie er mehr und mehr für alles, was in Preussen bis in die äussersten Ecken und Enden hin geschah, die einzige Triebfeder wurde, vermochte er es immer weniger und weniger zu ertragen, dass seine Befehle nicht buchstäblich ausgeführt wurden. Da mussten ihm denn die alten Lehrer, die nicht plötzlich vergassen, dass sie doch auch einmal in ihrem Fache etwas verstanden hatten, und sich nicht ohne Weiteres in gefügte Werkzeuge verwandelten, sehr unbequem sein.

Mit Knobelsdorff war dies eine Zeit lang mehr, als mit irgend einem anderen der Fall. Er hatte mit schwerem Herzen lernen müssen, seinen Träumen von griechischer Kunst zu entsagen, und die Hoffnung aufzugeben, dereinst irgend etwas ihr Aehnliches in Berlin wieder in's Leben zu rufen; allein, wenn er auch Friedrich nachgab, suchte er doch, als redlicher Mann und seinen Ueberzeugungen treu, aus den Entwürfen Seiner Majestät das Bestmögliche zu machen, und gerieth dann häufig, höchstwahrscheinlich in den meisten Fällen, mit ihm in Streit über die richtige Art und Weise, wie dieselben zur Ausführung zu bringen seien, da sein höheres Wissen ihm dazu Wege zeigte, die dem

* In noch späterer Zeit gesellte sich bei ihm zu der Neigung für das Befehlen, noch die zu belehren, und kaum liess er eine Gelegenheit vorübergehen, die Leute in Bezug auf ihren eigenen Beruf nach seiner Weise zu schulmeistern. So war er in den letzten Jahren seines Lebens mit demselben Eifer bemüht, Reichardt die Gesetze der musikalischen Composition beizubringen, wie Rüchel Unterricht in der Strategie zu ertheilen.

Auge des Dilettanten verborgen blieben. Der König, welcher nicht Lust hatte, mit einem Feinde zu kämpfen, der ihm überlegen war, andererseits aber auch den alten Freund nicht zu sehr verletzen mochte, indem er ihm immer wieder ein gebieterisches „fiat!“ entgegenstellte, suchte beides dadurch zu vermeiden, dass er ihn häufig ganz aus dem Spiele liess, und es mehr und mehr so einzurichten, dass er ohne ihn fertig wurde. Seine Majestät hatte irgendwo in Potsdam einen gewissen Boumann aufgetrieben, einen Holländer, oder Sohn eines Holländers, der, wie man sagte, halb Maurer, halb Gärtner, und ganz der Mann war, zu thun, was ihm befohlen wurde. Es dauerte denn auch nicht lange, so machte ihn der König, wenn auch nicht dem Namen, so doch der Sache nach, zu seinem Hof-Architekten.

Sanssouci, mit dem noch heute die Erinnerung an den Namen Knobelsdorff verknüpft ist, wurde die unmittelbare Veranlassung zu dem schlimmsten Streite, der jemals zwischen dem Könige und ihm stattgehabt hat. Friedrich, der sich endlich entschlossen, auf seinem Lieblings-Hügel, wo er einst begraben zu werden wünschte,* eine Sommer-Residenz zu bauen, hatte hiezu selbst den ersten, rohen Entwurf gemacht; nach dieser Skizze fertigte Knobelsdorff eine Zeichnung, die, was er auch sonst von den Ideen des Königs denken mochte, im völligen Einklange mit diesen gehalten war. Soweit ging nun alles gut. Vielleicht hatte er gehofft, den Plan, wenn es einmal zur Ausführung desselben kam, noch modificiren zu können; allein hierin täuschte er sich. Als der Bau frühzeitig im Jahre 1745 begonnen werden sollte, und er diese und jene Aenderungen vorschlug, wollte der König nichts davon hören. Knobelsdorff, der, wie uns berichtet wird, damals „noch nicht an Widerspruch seines ehemaligen Schülers gewöhnt war,“ bestand auf seiner Ansicht,

* Er ist schliesslich doch nicht daselbst begraben worden.

und der König, der seinerseits schon nicht mehr recht vertragen konnte, dass man ihm widersprach, blieb ebenfalls bei der seinigen. So kam es schliesslich einmal zu ziemlich lautem Wortwechsel. Am nächsten Morgen liess der *Surintendant* sagen, er sei krank, und habe einen Anfall von Blutspeien gehabt, der ihm jede Art von Anstrengung unmöglich mache. Der König schickte einen Doktor zu ihm, der das Blut sah. Manger, welcher uns die Geschichte erzählt, fügt hinzu, „dass es nicht immer möglich sei, zwischen dem Blute eines menschlichen Wesens und dem eines anderen Thieres genau zu unterscheiden.“ Wie dem auch sei, Knobelsdorff erhielt die Erlaubniss, Potsdam zu verlassen und nach Berlin zu gehen, Sanssouci aber wurde nach den von ihm entworfenen Plänen, d. h. so weit diese nach des Königs Sinn waren, von Boumann gebaut, der von da ab für lange Zeit Seiner Majestät recht wie ein Gottgesandter erschien, da er jeden Befehl, ohne ihn zu kritisiren, oder daran zu deuteln, geschweige denn darüber zu murren, buchstäblich ausführte.

Mehrere Jahre hindurch wurde kein Werk von irgend welcher Wichtigkeit in die Hände des *Surintendant* gelegt, öffentliche Gebäude wurden in Berlin ausgeführt, ohne dass man dazu seinen Rath eingeholt hätte. Dabei erlitten indess die persönlichen Beziehungen zwischen ihm und dem Könige wenig Aenderung; Friedrich blieb seinerseits bei dem alten, rücksichtsvollen Verhalten ihm gegenüber, und Knobelsdorff, wie tief er sich auch verletzt und gekränkt fühlen mochte, hatte weniger Gelegenheit, dies zu zeigen. Sicherlich war die Erbitterung auf seiner Seite die grössere, da für ihn viel mehr auf dem Spiele stand. Bald nach der Sanssouci-Affaire gab ihm übrigens, wie berichtet wird, der König Beweise von Wohlwollen, sehr wahrscheinlich in der Absicht, seinen Groll dadurch zu beschwichtigen. Als nämlich Keyserlingk im Jahre 1745 starb, und ein kleines

Töchterchen hinterliess, ernannte er Knobelsdorff zum Vormunde des Kindes, beschied ihn, da er sich in Folge dieses traurigen Ereignisses sehr vereinsamt fühlte, und danach sehnte, wieder einmal ein altes, befreundetes Gesicht zu sehen, zu sich, und Knobelsdorff reiste nach Schlesien, um ihn zu trösten. Kurze Zeit darauf machte ihm der König ein werthvolles Geschenk mit zwei Häusern in Berlin (eines in der Kronen-, das andere in der Leipzigerstrasse und mit ihren Rückseiten an einander grenzend). Obwohl Knobelsdorff jetzt wenig, oder gar nichts mehr mit dem Bau von Sanssouci zu thun hatte, fuhr er doch fort, an der Anlage des Parkes und der Gärten daselbst zu arbeiten. Der König wünschte bei derselben an Rheinsberg erinnert zu werden, oder richtiger gesagt, einige der dortigen Entwürfe, deren Ausführung zwar begonnen, aber so plötzlich unterbrochen worden war, nunmehr zu verwirklichen. In der Skizze, die er selbst von der Südfront des Schlosses Sanssouci entworfen, hat er, mehr oder weniger bewusst, die Orangerie und den Bacchus-Tempel, deren Ausführung man für Rheinsberg im Plane gehabt hatte, in Eines verschmolzen. Im weiteren Verfolg dieser Intentionen des Königs, baute Knobelsdorff, um der Aussicht vom Portale des Freundschafts-Tempels aus, einen Mittelpunkt und Abschluss zu geben, ein dem Rheinsberger ähnliches Einfahrts-Thor mit einem Obelisk dahinter.

Als Alles fertig war, wurde Sanssouci am ersten Mai 1747 „feierlich eingeweiht“. Es war ein glänzender Kreis, der sich an diesem hochfestlichen Tage hier zusammenfand. Hatte man ihm doch seit langer Zeit entgegengesehen, in der Erwartung, dass er die Inauguration eines — diesmal in vollem Ernste gemeinten, weiteren Ausbaues jener idealen „Platonischen Republik“, (freilich unter der Aegide eines gekrönten, unumschränkt gebietenden Hauptes, mit grösserer Freiheit des Raisonnements) bedeuten solle, wie sie

in Rheinsberg zwar als Ziel vorgeschwebt, sich aber vor ihrer Verwirklichung aufgelöst hatte. Der schöne Frühsommer-Abend auf den breiten Terrassen von Sanssouci mag die Erinnerung an so manchen, ihm völlig gleichen in früheren Jahren verlebten, wieder wachgerufen haben, da man in jenem „stillen Thale“ sich der republikanischen Genüsse, besonderes des kühnen Denkens und der freien Rede, nur ganz verstohlen erfreuen durfte. Alle die alten Freunde, soweit sie noch am Leben, waren da, gleichzeitig natürlich auch eine grosse Zahl von neuhinzugekommenen. Von dem alten Rheinsberger Kreise wurden ein Paar der Besten und Theuersten — Jordan und Keyserlingk leider! leider! — schmerzlich vermisst; nicht minder Andere, die zwar niemals dort gesehen worden waren, auf deren Gesellschaft man aber für die Jahre, die später kommen sollten, so sehr gehofft hatte.

Knobelsdorff war sicherlich da, und wurde selbstverständlich später noch häufig nach Sanssouci eingeladen; allein es scheint, als habe sich bald nach dieser Zeit eine gewisse Kluft, oder Entfremdung zwischen dem Könige und ihm bemerklich gemacht. Sein barsches Wesen und seine derbe Sprache, die eher schlimmer als besser wurden, harmonirten zu wenig mit dem Tone *à la française*, der in diesem eleganten, geistig angeregten und verfeinerten Kreise herrschte. Ihm war es keineswegs nur darum zu thun, zu gefallen; und wo es galt, die Leute zu belehren, da stiess er ihnen wohl mit seiner rauhen, ungestümen Hand fast die Augen aus, die er ihnen zu öffnen gedachte. Eine solche Natur musste nothwendig sehr unbequem werden und abstossend wirken. Der Kummer, den er empfand über seine getäuschten Hoffnungen, über die Nichterfüllung alles dessen, was er einst ersehnt hatte, nagte an seiner Seele, wie an seiner Gesundheit. Er lebte zuerst in dem einen, dann in dem anderen seiner beiden Häuser in Berlin

und den Sommer über in seiner kleinen Meierei an der Spree, da, wo jetzt das Schloss Bellevue steht.* Gesellschaft suchte er nicht auf, aber er war freundlich gegen Alle, die *ihn* besuchten; am liebsten war es ihm freilich, wenn man ihn sich selbst und seinen Arbeiten überliess. Einen Gegenstand für die letzteren, der ihm viel Vergnügen bereitete, bildete die Anlage des *Thiergartens*. Friedrich legt in seinem *Eloge de Knobelsdorff* hierauf besonderen Werth, indem er „die Verschiedenartigkeit der Laubmassen und deren Gruppierung“ hervorhebt; eine damals in Deutschland noch ganz neue Kunst. Einige Fahr- und Fussgänger-Wege im *Thiergarten* existiren heute noch so, wie er sie gelassen; wohl auch noch mehrere Privathäuser, (es sind freilich nicht viele mehr) die er gebaut hat.

Das letzte grosse Werk, wozu er nicht nur den Plan entworfen, sondern dessen Ausführung er auch selbst überwacht hat, war das Palais des Fürsten von Anhalt Dessau. Im Laufe der Zeit hat er dann wieder angefangen, Pläne für öffentliche Gebäude in Preussen zu zeichnen; Pläne, die dann später, bisweilen erst, nachdem sie bedeutende Abänderungen erlitten hatten, von Boumann, oder Anderen ausgeführt worden sind. Knobelsdorff behandelte Boumann stets als „Maurer“, und verhöhnte seine „Handwerkerarbeit“, obwohl er recht gut wusste, dass Seine Majestät gewöhnlich einen sehr aktiven Antheil an jedem von ihm genehmigten *Détail* hatte. Das Stadt-Schloss zu Potsdam wurde Anfangs von Knobelsdorff selbst, und später durch Boumann, nach Knobelsdorff's Plänen umgebaut, und durch Anbauten vergrössert. Um der *Façade* den letzten Schliff zu geben, liess der Holländer über einer Anzahl Fenster

* Ich weiss nicht, ob die Milchwirtschaft wirklich Milch produzierte. Friedrich hatte das Privilegium, Kühe im *Thiergarten* weiden zu lassen, aufgehoben. Raumer. *Der Thiergarten bei Berlin*. S. 44.

menschliche Köpfe (wahrscheinlich solche aus der Antike) anbringen, und zwar in der Mitte jedes Krönungsgesimses, als eine Art von Schlussstein, je einen Kopf. Als Knobelsdorff darauf das nächste Mal nach Potsdam kam, sagte er, „das Palais sähe jetzt aus, wie das Serail des Grosstürken, mit den als Trophäen aufgesteckten Köpfen der Erschlagenen daran. Einige Zeit nachher setzte Boumann wieder über die Fenster mehrerer Privathäuser grinsende Faunsköpfe, welche die Zunge herausstreckten. Diesmal machte Knobelsdorff einige Bemerkungen von so schneidender Art, dass der König, der die Spitze derselben fühlte, obwohl er sehr aufgebracht war, in der That die Köpfe von der Façade des Schlosses wegnehmen liess. Die leer gelassenen, mit Mörtel ausgefüllten Stellen, sind noch heute zu sehen. Auch von den Faunsköpfen wurden einige herausgenommen.

Allem Anschein nach hegte Knobelsdorff durchaus keine Abneigung gegen die Anbringung von Skulpturen an Gebäuden, selbst wenn sie humoristischer Natur waren, nur mussten sie Sinn haben. Als das Militär-Lazareth in Potsdam gebaut wurde, liess er selbst auf des Königs Wunsch in der Façade vier Ochsenköpfe anbringen, um die Doktors zu ärgern. Einige spezifisch pädagogische Attribute an dem Schulhause daselbst, welche den richtigen Weg zum Lernen klar machen sollen — ein Rektor Orbilius mit einer Ruthe in der Hand, der einen Knaben, das Gesicht nach unten, über seine Knie gelegt hält — sollen ebenfalls dem heiteren Humor Seiner Majestät ihre Existenz verdanken. (Die Gruppe ist von Glum's Hand.)*

* Das neue Schulhaus und die beiden Pfarrhäuser befanden sich alle unter einem und demselben Dache. Sie waren eine Copie nach dem Pallaste des Cardinals Quirini in Rom. Ich glaube, es ist dasselbe Schulhaus, in Bezug auf welches uns Manger (*Baugeschichte von Potsdam* II. 456) erzählt, dass, als das Gebäude fertig war, und die Geistlichen davon Besitz ergreifen sollten, diese im hohen Grade ungehalten

Da, wo die Berliner Strasse in die Stadt Potsdam einmündet, hatte der König mit Hilfe Boumann's ein sehr schönes Thor bauen lassen. Sobald es fertig war, lud der König eines Tages Knobelsdorff zum Diner ein, und schickte seine Equipage bis nach Berlin, um ihn abzuholen. Als die Tischgesellschaft beisammen, erschien der König, diesmal in besonders guter Laune und sehr gnädiger Stimmung, und eine der ersten Fragen, die er an Knobelsdorff richtete, war: „Nun, wie gefällt Ihm denn das Thor?“ indem er artig hinzusetzte: „Sein Dummkopf von Boumann hat es gebaut.“ „Das ist ohne Zweifel der Grund, weshalb ich es gar nicht bemerkt habe“, erwiderte Knobelsdorff, worauf der König in der ersten Aufwallung sagte: „Er thäte besser, wieder nach Hause zu gehen“, und ihm den Rücken kehrte. Knobelsdorff verliess sofort das Zimmer, miethete sich einen Wagen und fuhr davon. Als zur Tafel gerufen wurde, war er nirgends zu finden, aber von der Thorwache kam die Meldung, dass der *Surintendant* auf seinem Wege nach Berlin das Thor passirt habe. Sofort wurde ein Mann zu

darüber waren, an der Frontseite der Dach-Etage einen langen, dunkelen Bodenraum, statt wohnlicher Mansardzimmer, zu finden. Der König hatte nämlich aus Gründen der äusseren Symmetrie angeordnet, dass nach der Strassenseite zu gar keine Fenster, nicht einmal Oberlichter, in den Dach-Etagen der beiden Schulhäuser angebracht werden sollten. Die Kirchenvorsteher richteten nun, nachdem sie die Dachräume ihrer Häuser in Augenschein genommen hatten, ein amtliches Schreiben an den Baumeister, worin sie ihn anwiesen, auch nach der Frontseite hinaus Mansardenzimmer herzustellen, sowie sie an der Rückseite bereits vorhanden seien. Der Baumeister konnte natürlich nicht anders, als einen abschläglichen Bescheid geben, und berief sich dabei auf die entgegenstehenden Befehle des Königs. Darauf erliess der Kirchenvorstand, der in einer zweiten Sitzung über die Weigerung des Baumeisters berathen hatte, folgendes Erwiderungsschreiben an denselben: „Es gehöre zur Kunst eines Baumeisters, auch diejenigen Gemäcker, in deren Umfassungsmauern keine Oeffnungen dürften gemacht werden, zu erhellen, und dies könne man von ihm mit Recht fordern.“

Pferde abgesandt, um ihn zurückzuholen; allein der *Surintendant* antwortete demselben: „Seine Majestät haben mir selbst befohlen, nach Berlin zurückzukehren, und ich bin nicht einen Augenblick im Zweifel darüber, ob ich Allerhöchst Seinen Befehlen, oder denen eines gemeinen Soldaten zu gehorchen habe!“ und fuhr weiter.

Dies soll das letzte Mal gewesen sein, dass Friedrich und er sich begegnet sind. Knobelsdorff, dessen Gesundheit schon seit langer Zeit erschüttert war, kränkelte, und starb im Herbst 1753. Er war nie verheirathet, hinterliess aber zwei kleine Mädchen, deren Mutter „die Tochter des Kirchendiener in Charlottenburg“ war. Diese Kinder erhielten, in Folge eines auf dem Sterbebette an den König gerichteten Briefes, die Befugniss, das Vermögen des Vaters zu erben, und seinen Namen, aber ohne das Adelsprädikat, anzunehmen. Von der Mutter, die sehr schön war, hat er zwei Portraits hinterlassen.*

Der König schrieb selbst ein „*Eloge de Knobelsdorff*“ für die *Academie*“. Er liess darin dem rechtschaffenen Charakter und den grossen Talenten des Verstorbenen die vollste Gerechtigkeit wiederfahren, sagte aber nicht, dass er selbst oft versäumt habe, ihm gerecht zu werden, als es noch Zeit gewesen wäre; allein, indem er der alten Zeiten gedenkt, wird er weich, die spätere Entfremdung zwischen ihm und dem alten Freunde macht ihn betrübt, und er sucht die Sonderbarkeiten des Verstorbenen im besten Lichte darzustellen.

„Herr von Knobelsdorff“, sagt er, „war eine so offene,

* Die hauptsächlichste Quelle über Knobelsdorff ist sein, von einem seiner Seiten-Verwandten geschriebenes Leben: *Georg Wenzeslaus von Knobelsdorff, der Baumeister und Freund Friedrich's des Grossen. Von Wilhelm von Knobelsdorff.* Berlin, 1861. Dann findet sich auch ein Aufsatz von Villaume über ihn im vierten Bande (1869) der *Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Potsdams.*

rechtschaffene Natur, dass er sich der allgemeinsten Achtung erfreute. Er war gewohnt, stets die Wahrheit zu sagen, und dabei überzeugt, dass er damit Niemand verletze. Alles gefällige Wesen war ihm zuwider, und er duldet keine Beschränkung seiner Freiheit. Man musste ihn sehr genau kennen, um seine Verdienste völlig zu würdigen. Dem Talent war er ein Förderer, den Künstlern ein Freund, und wollte eher aufgesucht sein, als dass er sich selbst den Leuten in den Weg stellte. Vor Allem muss zu seinem Lobe gesagt werden, dass er trotz des Ehrgeizes, der ihn beehrte, sich niemals neidisch gezeigt hat; zwei menschliche Triebe von so durchaus verschiedener Natur, dass man den Künstlern und Männern der Wissenschaft, um ihrer eigenen Ehre und Ruhe willen, wie im Interesse der Gesellschaft, nicht dringend genug empfehlen kann, recht streng zwischen ihnen zu unterscheiden.“* Der grössere Theil des *Éloge* wird natürlich von dem Lebens-Abriss des Künstlers in Anspruch genommen, und der Verfasser lässt ihm darin die höchste Anerkennung zu Theil werden.

Nach Knobelsdorff's Tode ging sein kleines Landhaus an der Spree aus einer Hand in die andere, fuhr aber fort,

† Es wird nicht uninteressant sein, daran zu erinnern, dass Friedrich diese Bemerkungen in demselben Jahre niederschrieb, in welchem Voltaire in so geräuschvoller Weise sich verabschiedet hatte, und zwar kaum sechs Monate nach diesem aufregenden Ereignisse, als es ihm noch in ganz frischem Andenken war, wie wenig es dem hochbedeutenden Manne gelungen war, „zwischen Ehrgeiz und Neid zu unterscheiden“.

* Nach den *Oeuvres* hat Friedrich acht *Eloges* für die Academie der Wissenschaften verfasst, und zwar zu Ehren von Jordan, Duhan, General Goltz, La Mettrie, Stille, Knobelsdorff, Prinz Heinrich (des Jüngeren) des Königs Neffen) und Voltaire. Ein „*Eloge de Keyserlingk*“ hatte er begonnen, da er aber damals von einem Feldlager zum andern getrieben wurde, dasselbe unvollendet gelassen. Maupertuis hat dann dafür ein anderes geschrieben; übrigens ist es auch noch zweifelhaft, ob selbst in dem „*Eloge de Duhan*“ irgend etwas wirklich aus Friedrich's Feder geflossen ist.

seinen Namen zu tragen. Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts war „Knobelsdorff's Meierei“ der gewohnte Ziel- und Wendepunkt für die guten Bürger von Berlin, wenn sie an Sommerabenden ihren Spaziergang im Thiergarten machten. Sie pflegten dann irgend eine Erfrischung „unter den Zelten“ (diese „Zelte“ bestehen heutzutage aus sehr solidem Mauerwerk) einzunehmen, und wandelten wieder nach Hause. Im Jahre 1785 kaufte Prinz Ferdinand die Meierei, sowie das dazu gehörige Grundstück, und baute daselbst das Schloss Bellevue.

Knobelsdorff's Haus steht noch; der Gärtner wohnt darin, und gestattet freundlich dem neugierigen Fremden einzutreten, und sich die stark beschädigten und übermalten Fresken Pesne's anzusehen.

An Rauch's Monument Friedrich's des Grossen figurirt Knobelsdorff in einem Basrelief mit Sanssouci im Hintergrunde. Er überreicht Friedrich die Bronzestatue des „betenden Knaben“, die er für den König aus der Sammlung des Prinzen Eugen (wie man sagt, bei Gelegenheit als dieselbe aufgelöst wurde) angekauft hatte. Sie stand früher in Sanssouci, bildet aber jetzt seit vielen Jahren einen der Hauptschätze der Berliner Skulpturen-Gallerie.*

Knobelsdorff's Antheil an der Kunst-Entwicklung seines Vaterlandes ist anerkannter Maassen ein weit grösserer, als dies Angesichts der misslungenen Ausführung so vieler seiner Entwürfe, auf den ersten Blick erscheinen mag; — ein grösserer, als er ihn selbst, wenn er auf seine vermittelte und verfehltete Carrière zurückblickte, erhoffen durfte.

* Ranke (der in seinen Angaben immer zuverlässig ist) sagt, dass es Fürst Lichtenstein war, der den *betenden Knaben*, nachdem er ihn gegen ein anderes Kunstobjekt von dem Prinzen Eugen eingetauscht hatte, unter Knobelsdorff's Vermittelung an Friedrich verkaufte. Prinz Eugen hatte ihn vom Marquis de Belleisle für 18,000 Fr. erstanden. (*Zwölf Bücher preussischer Geschichte*, III., 451.)

Das Wenige, was ihm erlaubt war, zu schaffen, und das Viele, was er wenigstens angestrebt hat, haben gleichsam die Grundlage gebildet, auf welcher die wiederauferstandene Kunst in Berlin später Fuss fassen konnte. Eine Wiederauferstehung, die um die Mitte unseres Jahrhunderts zu grossen Dingen geführt hat. Fasst man das Wort im zeitlichen Sinne auf, so mag er als einer der ersten Reformatoren der Kunst in Norddeutschland genannt und bei dieser Gelegenheit hervorgehoben werden, wie viele unter diesen — z. B. Knobelsdorff, Winckelmann, Schadow und Schinkel, (unter denen der zweite als der Reformator, oder richtiger, Wiedererwecker der Kunst, nicht nur für Norddeutschland, sondern für ganz Europa anzusehen ist) Kinder der Mark Brandenburg gewesen sind.

Nach Knobelsdorff's Tode scheinen die Ideen, die er zu verkörpern versucht hatte, wieder für eine Zeit lang geschlummert zu haben; der Same, den er ausgestreut, hat lange Zeit gebraucht, ehe er aufging; wurde ihm doch seitens der höchsten Autorität keine freundliche Pflege zu Theil. Trotzdem aber lassen sich selbst damals Spuren seiner Keim- und Lebenskraft nachweisen. In den Zustand roher Barbarei, wie unter der Regierung Friedrich Wilhelm's I., ist der allgemeine Kunstgeschmack nicht wieder zurückgesunken. Ohne Zweifel hat sich durch Knobelsdorff's Einfluss bei vielen der jüngeren Architekten, wohl auch in weiteren Kreisen des intelligenten und gebildeten Publikums, ein Umschwung in Bezug auf den Schönheitssinn vollzogen. Und so haben seine Werke den allgemeinen Geschmack, gleichsam *par force majeure*, auf einem höheren Niveau, als dem natürlich gegebenen, erhalten. Nur in Friedrich's eigenen architektonischen Entwürfen finden wir keine Spur dieses Einflusses. Als der *Surintendant* todt war, fühlte er sich endlich frei und ungehindert, seinen eigenen Weg zu gehen, ohne damit entweder Widerspruch hervorzurufen,

oder irgend Jemand zu verletzen, und dreissig oder noch mehr Jahre hindurch wurden Seiner Majestät „Ideen“ von der Hand seines getreuen Boumann gewissenhaft und nach dem Buchstaben in Ausführung gebracht. Von Geist oder „Poesie“ freilich vermögen wir Späteren wenig darin zu entdecken. Was wir finden, sind vielfache und oft seltsame Excentricitäten; plötzliche Einfälle, Grillen, oder Seitenhiebe autokratischen Humors und Witzes, wie sie eine flüchtige, scherzhafte Anwandlung seiner despotischen Natur grade eingab; in dem dauerhaftesten aller Materialien verewigt, müssen sie bei der Nachwelt eher einen bedauerlichen, als sonst irgend einen Eindruck hervorrufen.

Einige dieser Friedrich'schen, in Sandstein verkörperten Scherze sind schon oft erzählt worden. Der folgende, für dessen historische Aechtheit ich nicht entfernt einstehe will, ist vielleicht weniger bekannt, und mag, wenn er auch sonst weiter keinen Werth hat, als Illustration dafür dienen, wie eifrig in der Stadt, die nunmehr zur Metropole des Deutschen Reiches geworden, der Volksgeist bemüht gewesen ist, sich einen Sagenkreis zu schaffen.

Am Alexanderplatz zu Berlin steht ein Haus, das bekannt ist unter dem Namen, „das Haus mit den neunundneunzig Schafköpfen“. Es wird erzählt, Friedrich der Grosse habe einst einem Manne, von dem er viel Gutes gehört, in seiner königlichen Huld ein schönes Haus in der Landsberger Strasse zum Geschenk gemacht. Darüber sei nun bei einem Nachbar, der, um die Ecke herum, auf dem Alexanderplatze wohnte, solcher Neid erwacht, dass ihn die Begierde nach einem ähnlichen Zeichen königlicher Gunst, nicht mehr habe schlafen lassen. Nicht, dass es ihm etwa Noth gethan hätte, denn er war reich; es war nur die damit verbundene Ehre, an der sein Herz hing. So fing er denn an, grosse Summen an die Armen zu geben, und sich bei allerlei nützlichen und wohlthätigen Unter-

nehmungen als Leiter zu betheiligen; und richtig, der König, der von diesem edelherzigen Manne vernahm, liess ihn vor sich bescheiden, und sich eine Gunst ausbitten. Da bat er denn, er möchte gern ein Haus haben; und ehe noch ein Paar Monate in's Land gegangen, war das Haus gebaut, und der glückliche Eigenthümer hatte Besitz davon ergriffen. Aber auch jetzt war er noch nicht zufrieden, die Statuen auf dem Hause des Nachbars liessen ihm Tag und Nacht keine Ruhe. Nun wollte es der Zufall, dass der alte Fritz eines Tages grade des Weges daher ritt, und still hielt, um den Mann zu fragen, wie ihm denn sein neues Haus gefiele? Da sagte dieser, es gefalle ihm ganz ungeheuer, — allein, etwas fehle doch noch daran — wenn Seine Majestät doch geruhen wollten, ihm auch so ein Paar Figuren darauf zu setzen, wie seinem Nachbar. „Gewiss“, sagte der König; „Er soll die Figuren haben!“ und befahl, dass neunundneunzig Schafsköpfe in Sandstein an dem Hause angebracht werden sollten (fünfzehn sollen davon noch heutigen Tages zu sehen sein). Das nächste Mal, als der König wieder des Weges ritt, beklagte sich der Mann, unter Furcht und Zittern, über seine Nachbarn, die so boshaft wären, zu sagen, dass die bewussten Skulpturen eine Anspielung auf den Haus-Eigenthümer sein sollten. „Aber Er hat ja nun, was Er wollte“, sagte der König. „Ja gewiss“, erwiderte der Mann, — aber, halten Euer Majestät zu Gnaden, die Schafsköpfe!“ „Gut! Ich verstehe“, antwortete der König, „es sind nur neunundneunzig! — will Er das Hundert voll haben, dann stecke er nur Seinen eigenen Kopf zum Fenster hinaus. Guten Morgen!“ und ritt weiter.

Capitel XI.

Antoine Pesne.

Wird durch König Friedrich I. nach Berlin berufen, und Direktor der Akademie — Wird von König Friedrich Wilhelm I. seines Amtes enthoben — Geht nach England — Kehrt nach Berlin zurück — Zeichnet sich als Portraitmaler aus — malt Hofdamen — Der kleine Fritz mit der Schwester und dem Mohren — Seine Fresken zu Rheinsberg und Charlottenburg — Die aufgehende und die aufgegangene Sonne.

Antoine Pesne wurde im Jahre 1683 zu Paris geboren. Er entstammt einem Geschlechte von Künstlern; sowohl der Vater wie der Grossvater (Jean Pesne, der bekannte Kupferstecher) waren Jünger der Kunst, und in noch hervorragenderem Grade darf dies von dem Bruder der Mutter, Charles de la Fosse, gelten. Nachdem er in der Lehre und unter dem Vorbilde dieser Männer selbst zum Manne gereift, ging Anton nach Italien, und dort wurde ein Portrait des preussischen Barons von Knyphausen, das er im Jahre 1707 zu Venedig gemalt hatte, Veranlassung, dass Friedrich I. ihn als ersten Hofmaler und Akademie-Direktor nach Berlin berief. Im Jahre 1710 langte er, der sich inzwischen zu Rom mit Anna, einer Tochter Guyot de Buissons, verheirathet hatte, in Berlin an. Als Direktor bezog er das ansehnliche Gehalt von zwölfhundert Thalern, und hatte in

seinem Atelier über fünfzig Schüler. Aber böse Zeiten waren im Anzuge, und brachen bald genug über die Akademie herein, sowie Friedrich I. im Jahre 1713 die Augen geschlossen hatte. Friedrich Wilhelm jagte die Jünger der Kunst von dannen, und zog ihre Gehälter ein, so dass Pesne, der rasch ein gesuchter Mann geworden war, für lange Zeit sich hauptsächlich durch Portraitmalen ernähren musste. Im Jahre 1716 malte er das Bildniss der beiden ältesten Kinder des Königs, Wilhelmine und Friedrich, welches zu wiederholten Malen in Kupfer gestochen worden, und von dem ein Abdruck dem ersten Bande von Carlyle's Geschichte Friedrich's des Grossen beigegeben ist. Einige Jahre darauf ging er nach England, und malte mehrere Mitglieder der Königlichen Familie, blieb aber nicht so lange dort, wie er beabsichtigt hatte, „da seine französische Manier“, wie Fuessli sagt, „drüben nicht gefiel“. Er kehrte nun nach Berlin zurück, und nahm seine alte Thätigkeit wieder auf; aber erst als der Kronprinz zum Manne herangewachsen war, oder richtiger, erst als er den Thron bestiegen hatte, brachen für Pesne und seine Kunstgenossen bessere Tage an.*

In Bezug auf seine Fresken in Rheinsberg und Charlottenburg möge das Wenige genügen, was darüber an anderer Stelle bereits gesagt wurde. Die später in Sanssouci von ihm ausgeführten liegen ausserhalb der Grenzen dieses Buches; und obwohl einige derselben zu ihrer Zeit eine gewisse Berühmtheit erlangten, so lag doch weder in ihnen, noch in den historischen Bildern, sondern in den Portraits, Pesne's eigentliche Stärke. Er hat beinahe alle Personen

* Seiner Frau nächste Verwandte, die Du Buisson (Vater, drei Brüder und zwei Schwestern), die sämmtlich, oder fast sämmtlich, Blumen-Maler, resp. Malerinnen waren, folgten Pesne nach Berlin, und liessen sich dort nieder. Einen von der Familie, wahrscheinlich den Vater, finden wir, gleichzeitig mit Pesne, in Rheinsberg, ohne Zweifel als Dekorationsmaler, beschäftigt.

von einiger Distinktion in Preussen und dessen Nachbarländern gemalt, und in den Bidnissen, zu denen ihm eine hübsche Hofdame gesessen, sich gradezu selbst übertroffen. Seine Portraits sind nicht allein ihrer Sujets wegen, sondern auch durch die Art ihrer Behandlung interessant; man findet sie, ebenso wie seine mythologischen Bilder, in den Gallerien von Berlin, Dresden und Braunschweig zahlreich vertreten, auch in Privathäusern sind sie nicht selten. Aber obgleich Pesne in der Kunstgeschichte seiner Zeit einen bedeutenden Platz ausfüllt, und von hervorragenden Kunstkritikern (unter Anderem von Waagen) ein eminenter Künstler genannt wird, wissen doch die Geschichtschreiber von ihm kaum mehr, als seinen Namen.* Ein sorgfältiger Bericht über die von ihm gemalten Portraits, würde für Jemanden, der hiezu Beruf fühlt und gerade Musse hat, eine recht dankbare Aufgabe sein.

Es existirt eine französische Ode Friedrich's auf Pesne, die vom 14. November 1737 datirt ist*, und zu der Zeit geschrieben wurde, als der Künstler den Auftrag erhalten hatte, die Plafonds im Schlosse zu Rheinsberg mit Gemälden auszusmücken. Sie ist ziemlich lang, ganz in Friedrich's gewohntem Style, aber eines der erfreulichsten Erzeugnisse desselben; — ich möchte sagen, vielleicht das erfreulichste, einfachste, frischeste und lesenswertheste von allen. Damit soll indessen keineswegs gesagt sein, dass sie etwa an irgend einer Stelle den Bannkreis der Gemeinplätze durchbräche; allein auf diesem, ihrem heimathlichen Boden, bewegt sie sich mit soviel Anmuth, dass man seine Freude daran hat. Mit einiger Ausführlichkeit verweilt die Dich-

* Die beste mir bekannte Notiz über Pesne ist, nächst der von Nagler, die, welche Dussieux in seinen *Artistes Français à l'étranger* giebt.

† „*Poëme adressé au Sieur Antoine Pesne.*“ *Oeuvres, etc.*, tome XVI., pp. 30 etc.

tung bei drei der damals neusten Portraits Pesne's, dem der Königin (der Mutter des Dichters), der Hofdame, Fräulein von Wallmoden und dem des Fürsten Leopold von Dessau. Dieselben werden beschrieben und hochgepriesen, und dann wird der Künstler, welcher sich auf das Gebiet der kirchlichen Kunst verirrt hatte, ermahnt, dies aufzugeben, und sich an gute Modelle und mythologische Stoffe zu halten. Die Ode beginnt mit einem grossartigen Ergüsse:

„Quel spectacle vient de frapper mes yeux!
Oui, Pesne, ton pinceau te place au rang des dieux.“ etc. etc.

und endet dann, wie folgt:

„Abandonne tes saints entourés de rayons,
Sur des sujets brillants exercé tes crayons;
Peint-nous d'Amaryllis les danses ingénues,
Les nymphes des forêts, les Graces demi-nues,
Et souviens toi toujours que c'est au seul amour
Que ton art si charmant doit sont être et le jour.“

Pesne malte Friedrich als König im Jahre 1742. Es ist dies jenes bewundernswerthe Bildniss, welches in Kupfer gestochen, dem dritten Bande von Carlyle's Geschichtswerke, sowie auch dem ersten Bande der Quartausgabe von den *Oeuvres de Frédéric* beigegeben ist.

Pesne und Knobelsdorff waren die einzigen Maler, welchen Friedrich jemals gesessen hat; mit einer Ausnahme allerdings, nämlich der des Braunschweiger Hofmalers Zisenis, dem er, auf die dringende Bitte der Herzogin von Braunschweig, zu Salzdahlum eine Sitzung von der Dauer einer Stunde bewilligte.*

* Dies fand in der Zeit zwischen 1770 und 1775 statt. Fiorillo *Geschichte der zeichnenden Künste*, I. 392.

Die, ausser dem eben erwähnten in der Prachtausgabe (in Quart) der *Oeuvres de Frédéric* noch befindlichen Bildnisse Friedrich's I., Friedrich Wilhelm's I., Sophie Dorotheens und Knobelsdorffs, sind ebenfalls nach Pesne. Auch das im Schlosse zu Hampton Court befindliche Portrait Friedrichs, wird ihm von Waagen zugeschrieben.

Die sind in der Zeit zwischen 1710 und 1715 nach dem Original der stehenden Abbildung I. 227.

Capitel XII.

Die Jugendgenossen.

Keyserlingk, der sechs Sprachen in einem Athem spricht — Zeigt sich im Schlafrocke und mit der Jagdfinte auf der Schulter — Seine Ergebenheit für Friedrich — Jordan — Früher ein Prediger, nachmals ein Skeptiker — Und ein Bücherwurm — Der Tod Jordan's, Keyserlingk's und Duhan's.

Es scheint keinem Zweifel zu unterliegen, dass von allen Freunden Friedrich's aus jener Zeit — und die Freundschaften, die er in späteren Jahren geschlossen, haben nicht den intimen Charakter gehabt, wie die aus seiner Jugendzeit — Keyserlingk ihm am nächsten gestanden hat und am theuersten gewesen ist. Und grade über ihn weiss man so gut, wie gar nichts. Das von Maupertuis zu seinem Andenken für die Akademie der Wissenschaften geschriebene, und ziemlich förmlich gehaltene *Éloge de M. de Knobelsdorff* sagt wenig über ihn. Bielfeld sowohl, wie Pöllnitz haben Schilderungen seiner Persönlichkeit hinterlassen, so wie dieselbe sich ihnen darstellte, Schilderungen, die einander sehr ähnlich, und obwohl sie seine Herzengüte sehr hervorheben, keineswegs schmeichelhafter Natur sind. Er selbst hat, trotz seiner bedeutenden Befähigung, Nichts hinterlassen, woraus sich ein Urtheil über ihn bilden liesse. Wir wissen nur, dass er eine französische Uebersetzung des „Rape of the Lock“ verfasst hat. Seine Corre-

spondenz mit Friedrich ist möglicher Weise noch vorhanden, bis jetzt aber nicht an das Tageslicht gekommen. Im Jahre 1837 machte Preuss in etwas mysteriöser Weise der Welt Hoffnung auf das Erscheinen derselben.* Wie es indessen scheint, ist ihm dieselbe, als er einige Jahre später seine eigene, grosse Ausgabe der Werke Friedrich's in die Hand nahm, nicht zur Verfügung gestellt worden. Seitdem sind vierzig Jahre verflossen, und man hat, meines Wissens, nichts wieder von ihr zu hören bekommen.

Wie so viele Andere aus dem Rheinsberger Kreise, war auch Keyserlingk von Geburt kein preussischer Unterthan. Er wurde am 5. Juli 1698 auf dem Familien-Gute Octen in Kurland geboren, war also nahezu vierzehn Jahre älter als Friedrich. Seine Mutter, eine Della Chiesta, stammte aus einer italienischen Familie. Er war schon als kleines Kind und als Knabe eine aussergewöhnliche Erscheinung. Als er mit achtzehn Jahren auf die Universität nach Königsberg geschickt wurde, scheint er ein ungewöhnlich glänzendes Aufnahme-Examen abgelegt, und bei dieser Gelegenheit Reden in vier verschiedenen Sprachen gehalten zu haben. Nicht minder zeichnete er sich in allen körperlichen Uebungen aus, war ein vorzüglicher Tänzer etc. Nach zweijährigem Aufenthalte in Paris, fand er seinen Weg nach Berlin und erhielt ein Lieutenants-, später ein Hauptmanns-Patent im Regimente Markgraf Albrecht. Bei irgend einer Gelegenheit wurde er dann der Person des Kronprinzen attachirt. Was er während des Prinzen Gefangenschaft getrieben hat, weiss ich nicht; es war aber einer der ersten Gunstbeweise, die Friedrich nach seiner Befreiung sich von König Friedrich

* Preuss. *Friedrich der Grosse als Schriftsteller*, Berlin 1837 S. 286 „und die Korrespondenz des Königs mit seinem Lieblingsfreunde, dem Grafen Keyserlingk, genannt Cäsarion, dürfte, den Aeusserungen eines würdigen Nachkommen desselben zufolge, nicht lange mehr auf sich warten lassen.“

Wilhelm erbat, und der ihm auch bewilligt wurde, dass Keyserlingk ihm zurückgegeben werden sollte. Und von diesem Tage an, bis der Tod sie von einander trennte, hat, soviel mir bekannt ist, ihre Freundschaft nicht die leiseste Abschwächung erfahren. Man darf wohl mit Sicherheit annehmen, dass Friedrich seinen Freund besser, als irgend sonst jemand gekannt hat, und wenn er an ihm Eigenschaften pries, die anderen Leuten gegenüber nicht zur Geltung kamen, so wird er wahrscheinlich auch andererseits durch das excentrische Wesen desselben nicht so belästigt worden sein, wie diejenigen, welche zufällig mit ihm bekannt wurden; schon deshalb, weil er dessen Aeusserungen weniger preisgegeben war. Das, was Fremden an Keyserlingk so sehr auffiel, und wodurch er seine Freunde so häufig ermüdete, war seine aussergewöhnliche Lebhaftigkeit; — in der Gegenwart des königlichen Freundes wird er sie wohl meist zu mässigen gewusst haben. Pöllnitz, der hier freilich Züge zusammenstellt, die zum Theil einander zu widersprechen scheinen, sagt von ihm:

„Er war noch lebhafter und ungestümer, als ein Gascogner, und besass eine ganz erstaunliche Beweglichkeit der Zunge. Er sprach deutsch, französisch, italienisch, lateinisch, polnisch, holländisch und bisweilen alle diese Sprachen in einem Athem Das Gedächtniss musste ihm den *esprit* ersetzen. Wenn man ihn selber hörte, gab es allerdings nichts, was er nicht wusste; dabei war er aber in allen Dingen oberflächlich Nichts jedoch ging über seine Herzensgüte; allein er trieb dieselbe so weit, dass er aller Welt Freund sein wollte; was dann zur Folge hatte, dass sich Niemand viel aus seiner Freundschaft machte. In allem, was er that, liess er sich von strengem Ehr- und Rechtlichkeits-Gefühl leiten Sein Tod wurde allgemein bedauert.“*

* Pöllnitz. *Mémoires, etc.*, tome II. p. 187.

Bielfeld hat uns zwei Schilderungen von Keyserlingk hinterlassen, welche augenscheinlich den Eindruck machen sollen, als wären sie zeitgenössisch, die in Wirklichkeit aber aus dem Gedächtnisse niedergeschrieben sind, so dass sie uns nicht des Autors erste, frische Eindrücke, sondern vielmehr seine, mit den zunehmenden Jahren gereiften Einbildungen wiedergeben. Es ist mehr als wahrscheinlich, dass er seine besonderen Gründe hatte, oder doch zu haben glaubte, Keyserlingk's nicht mit Wohlwollen zu gedenken, und man braucht im vorliegenden Falle nicht allzu weit zu suchen, um einen allgemeinen Grund zum Neid und zur Malice zu finden. Es war der Groll eines kleinen Menschen, dem es selbst nicht gelungen war, die hohen und höchsten Stufen des Günstlingthums zu erklimmen, gegen einen Mann, der, anscheinend ohne irgend eine Bemühung von seiner Seite, bis zu seinem Tode die Liebe des Königs besessen hatte, und dessen Andenken auch nachher noch in Ehren gehalten wurde. Es war natürlich, dass ein solcher Contrast ein Gefühl wie Hass erweckt hatte, dem nun, nach Verlauf von zwanzig Jahren, endlich Luft machen zu können, ihm eine Wohlthat war, und da sich Keyserlingk's Exzentricitäten zu einer karrikirten Darstellung sehr eigneten, so bot sich zugleich eine treffliche Gelegenheit dar, ein Streiflicht des Lächerlichen, auch auf den König fallen zu lassen, der „ebenso, wie er seine Augen gegen die Schwächen des Einen verschloss, so erstaunlich blind für die Verdienste des Anderen gewesen war“; jenes Anderen, der jetzt, da man seiner nicht mehr bedurfte, unbeachtet in fremdem Lande lebte.

Unmittelbar nach Bielfeld's Ankunft bei seinem ersten Besuche in Rheinsberg, fand — so sollen wir annehmen — nachstehend geschilderte Begegnung statt.

„Ich hatte bis dahin den Baron K. (wozu hier bloss der Anfangsbuchstabe des Namens, so viele Jahre nach dem Tode

des Betreffenden?) einen kurländischen Edelmann, noch nicht zu Gesicht bekommen hatte aber so viel von ihm gehört und war so sehr zu seinen Gunsten eingenommen, dass ich vor Ungeduld brannte, ihn kennen zu lernen. Da stürmte er ganz plötzlich in das Zimmer herein, mit einem Ungestüm und einem Lärmen, wie Boreas im Rosen-Ballet. Er kam eben von der Jagd, und zwar zu meinem grossen Erstaunen im Schlafrocke, und dabei das Gewehr auf der Schulter. In höchst ungezwungener Weise redete er mich an, und schien gleich mit den ersten Worten mir die Idee beibringen zu wollen, dass ich schon seit langer Zeit die Ehre seiner intimen Freundschaft genösse, dann nahm er mich unter den Arm, und trug mich beinahe in sein Zimmer. Während er sich nun ankleidete, deklamirte er mir Stücke aus der Henriade und lange Tiraden aus Deutschen Dichtern vor, machte dazwischen ein Paar *Entrechats et quelques pas de Rigodon à la Balon*, und unterhielt mich dann wieder von Politik, Mathematik, Malerei, Architektur, Literatur und Militärwissenschaft. Ich stand wie versteinert, und hörte ihm stillschweigend zu, voller Bewunderung über alles, was ich sah und hörte, selbst über die Leichtigkeit, mit welcher er von einer Materie auf die andere überzuspringen wusste. Doch wollte es mir scheinen, als könne diese übermässige Lebhaftigkeit keine natürliche sein, und flösse nicht immer aus der tiefen Quelle eines wahrhaft produktiven Geistes Er ist von kurzer, gedrungener Figur und hat kleine Augen, eine grosse Nase, einen wenig graziösen Mund und eine gebräunte, gelbliche Gesichtsfarbe; dabei trägt er sich leicht und ungezwungen, und hat durchaus die Haltung, den Ton und die Manieren eines Mannes von guter Herkunft."

Im Juni 1740, wenige Tage nach Friedrich's Thronbesteigung, schreibt Bielfeldt, (so will er uns auch hier wieder glauben machen) während er von den Amusements bei Hofe und zwar speziell der nach Charlottenburg geladenen Gäste spricht:

„Der Baron von K. steht an der Spitze aller dieser vergnügten Leute. Seine Zimmer wurden nie leer. An allen

seinen Thüren steht der Name „Cäsarion“, den ihm Seine Majestät gegeben hat, und von welchem er, wie es mir scheint, einen gefährlichen Gebrauch macht. Täglich empfängt er gegen fünfzig Briefe, die theils Glückwünsche, theils Geschäfts-Angelegenheiten enthalten, und beschäftigt mehrere Sekretäre mit der Beantwortung derselben Täglich fliesst ein Strom von Versen aus seiner Feder Jeden Tag erhält er vom Könige kleine Geschenke, die aber auf ihn ganz denselben Eindruck machen, wie auf andere Leute grosse Gunstbezeugungen. Er springt in den Gärten und im ganzen Schloss herum, und trägt dabei eine kleine Flöte von Bernstein im Knopfloche. Ausserdem spielt er die Bassgeige, singt, lacht, und wirft mit lustigen Scherzen um sich. Ich fürchte, er wird sich einmal einen Schlagfluss zuziehen.“*

Die enthusiastische Weise, in der sich Keyserlingk's Zuneigung für Friedrich äusserte, wird von Maupertuis in dem ihm gewidmeten *Éloge*, welches in einer Sitzung der *Akademie* vorgelesen wurde, förmlich bestätigt. Hier heisst es: „Es war kein ruhiges Gefühl der Zuneigung, welches er für den König empfand, sondern eine wirkliche Leidenschaft. Er wollte, dass alle Welt ihn sehen, kennen und lieben sollte.“ Und fügt dann weiter hinzu: „Er liebte es zu sehr, den Leuten Aufmerksamkeiten und Dienste zu erweisen.“

Im November 1743 heirathete Keyserlingk die Gräfin Juliane von Schlieben, *dame d'honneur de la reine*. Die Hochzeit wurde bei Hofe in der glänzendsten Weise gefeiert; aber in weniger als zwei Jahren starb Keyserlingk am 13. August 1745. Aus dieser Ehe hinterliess er eine Tochter. Da die Mutter noch sehr jung war, ernannte der König die Gräfin Camas und Knobelsdorff zu Vormündern des Kindes. Zehn Jahre später, im Jahre 1755, starb Keyserlingk's

* *Lettres familières etc.* Brief vom 30. Oktober 1739 und vom 20. Juni 1740.

Wittwe im Alter von dreiunddreissig Jahren. Im Jahre 1760 heirathete die Tochter, die nunmehr selbst Hofdame bei der Königin war, einen Herrn von Alvensleben. Die Hochzeit fand in Magdeburg statt, wohin sich der Hof auf einige Zeit geflüchtet hatte. Die Gräfin Voss war bei der Vermählung gegenwärtig, scheint indessen von der Erscheinung der Braut nicht sehr erbaut gewesen zu sein: —

„Sie trug“, sagt sie, „ein weiss seidenes Kleid mit Silber broschirt, was weder schön, noch reich war; auch fand ich nicht, dass sie gut aussah, sondern nur ebenso naseweis und eingebildet wie gewöhnlich. Das Souper war zum Sterben langweilig Die Braut nahm Abschied vom Hofe, ohne viel Gefühl oder Rührung zu zeigen Die ganze Gesellschaft gab ihr das Geleite.“ *

Diese Ehe erwies sich als keine glückliche, und wurde im Jahre 1771 gelöst. Die Dame heirathete zum zweiten Male einen Baron Edelsheim, der, zusammen mit seinem Bruder, sich in Baden niederliess. Aus ihrer Nachkommenschaft ist dann später eine Reihe von namhaften Staatsmännern hervorgegangen.

Unter den Herren seines Gefolges und im Kreise der Genossen war, glaube ich, nächst Keyserlingk, oder vielleicht in gleichem Masse wie dieser, Jordan der Liebling Friedrich's. Der Sohn eines französischen, protestantischen Refugiés, und im Jahre 1700 zu Berlin geboren, war er zu Prentzlow in der Uckermark Prediger gewesen, hatte aber nach dem Tode seiner Frau, theils aus Gesundheitsrücksichten, theils, oder vielleicht nicht minder deshalb, weil seine Glaubensansichten inzwischen andere geworden waren, seine Stelle aufgegeben, und sich mit seinen beiden kleinen Mädchen nach Berlin zurückgezogen. Seine Brüder, welche Kaufleute waren, ge-

* Neunundsechzig Jahre am Preussischen Hofe. S. 80.

währten ihm die Mittel zu einer Reise nach Frankreich, England und Holland. Nach seiner Rückkehr gab er einen „*Voyage Littéraire*“ heraus. Der Kronprinz, der entweder das Buch gelesen, oder sonst Günstiges über dessen Autor gehört hatte, und dem es um einen französischen Gelehrten zu thun war, bat Manteuffel, in welchen er damals grosses Vertrauen setzte, die Bekanntschaft des Ex-Predigers zu machen, und sein Urtheil darüber abzugeben, ob derselbe zu dem Posten befähigt sei. Daraufhin lud Manteuffel Jordan zu Tische ein, und berichtete über ihn im günstigen Sinne. Die Folge davon war, dass dieser nach Rheinsberg eingeladen wurde, zunächst nur, wie es scheint, als Gast, und Friedrich musste versprechen, ihm „einen Bücherschrank in sein Zimmer stellen zu lassen.“ Später wohnte er, wie auch Des Champs, in der Stadt und hat, wie es scheint, wenigstens eine Zeit lang bei dessen sonntäglichen Gottesdiensten in irgend einer Weise mit fungirt.

Als er einstmals nach Berlin auf Urlaub gegangen war, sendet ihm Friedrich einen Brief in Versen nach, worin er ihn auffordert, schleunigst zurückzukehren. Besässen wir mehr solcher Briefe, sie würden uns manchen Blick in Friedrich's Hofhalt zu Rheinsberg, sowie in das Leben und Treiben daselbst thun lassen; wie folgender Auszug aus demselben zeigt:

Seigneur Jordan, on vous invite
 A venir chez nous au plus vite
 Accompagné des agréments
 Que vous mêlez si joliment.
 Dans vos discours pleins de sagesse,
 Et qui plaisent également
 Aux barbons et à la jeunesse.
 Notre petit prêtre à rabat
 Vous marque son impatience;
 Il veut, dit-il, votre présence
 Pour célébrer un sien sabbat
 Avec grande magnificence.

Son marguillier, ce petit fat,
 Prétend en fredons marotiques
 Psalmodier de longs cantiques
 Pour amuser les auditeurs;
 Ils feront bailler les apôtres,
 Qui, je crois, du goût de nous autres,
 Connaissent des plaisirs meilleurs.

Pour Chasot, qui, dans son réduit,
 En damné travaille sa flûte,
 Qui fait enrager jour et nuit
 Tous ses voisins, qu'il persécute,
 D'un instrument tendre et charmant
 Il tire des sons de trompette.
 Wylich en a mal à la tête,
 Et ses voisins par conséquent;
 Le fameux chantre de la Thrace
 L'aurait puni de son audace.
 Vous lui direz éloquemment,
 D'un ton doux et d'un air bonasse:
 De l'histoire de Marsyas,
 Chasot, ne vous souvient-il pas?
 Nos plaisirs, Jordan, vous séduisent,
 Pour le coup, mes raisons suffisent,
 Vous allez redoubler vos pas.
 Ah! je vous vois chercher vos bottes
 Et vous couvrir de ce manteau
 Qui, dix ans passés, fut nouveau.

„Dies will soviel sagen, als dass es unmöglich ist, ohne Dich in Rheinsberg auszuhalten. Wir haben es drei Tage lang versucht, aber, wie den Verliebten, sind sie uns zu Jahren geworden. Wir Alle erwarten Dich Montag Abend zurück. Sammle einen tüchtigen Vorrath guter Laune an, bringe uns alle Gelehrsamkeit Deiner Bibliothek, ohne ihren Staub mit, und Du kannst sicher sein, von uns als ein Mann empfangen zu werden, der uns von grossem Werthe ist.“

Nach Friedrich's * Thronbesteigung wurde Jordan zum

* Formey sagt uns, Jordan habe Friedrich vor der Thronbesteigung bisweilen wichtige Dienste geleistet, indem er unter Vermittelung seiner

Geheimrathe, Curator der Preussischen Universitäten, Akademien etc. und zum Direktor einer *maison de travail* in Berlin ernannt. Ich glaube, es war in dieser letzteren Eigenschaft, dass er ein Polizei-Corps organisirte, die Strassen von Bettlern reinigte, und sich als Begründer des Berliner öffentlichen Fuhrwesens einen Namen gemacht hat.

Von allen im Druck erschienenen Briefen Friedrich's sind die an Jordan gerichteten die anmuthigsten; sie werden von keinen anderen in Bezug auf Natürlichkeit, Abandon und Witz erreicht. Wenn die beiden Freunde von einander getrennt wurden, was während des ersten und zweiten schlesischen Krieges meist der Fall war, so pflegten sie sich ziemlich regelmässig zwei, oder drei Mal in der Woche lange Briefe, sowohl in Prosa wie in Versen, zu schreiben. In Bezug auf die Verse sagt Formey etwas boshaft: „Le bon Jordan suoit sang et eau“, wenn er dem Könige in gleicher Münze zurückzahlen sollte. Ueberhaupt schlägt Formey weder Jordan's Fähigkeiten, noch seine Kenntnisse sehr hoch an, und nimmt dabei nur einen speziellen wissenschaftlichen Zweig, die Bibliographie, aus, worin er ihm „une érudition fort variée“ zuerkennt. Man kann sich kaum der Ueberzeugung verschliessen, dass Formey ihn sehr richtig beurtheilt hat. Es lässt sich in den Jordan'schen Schriften weder Genie, noch auch nur *esprit*, entdecken. Was uns daraus entgegentritt, ist eine durchaus würdige, ehrenwerthe Persönlichkeit und eine lebenswürdige, treue Natur. Allein es scheint, dass Friedrich, der damals noch nicht wie in späteren Jahren die Fähigkeit besass, das Maass der Begabung eines Menschen richtig zu beurtheilen, ihn für einen Brunnen von Gelehrsamkeit hielt. Er neckt ihn fort-

Brüder, die reiche Kaufleute waren, ihm Geld vorschoss, wobei — er sowohl, wie die Letzteren — grosse Gefahr liefen, da es geradezu gegen das strenge Verbot des Königs geschah. *Souvenirs d'un citoyen* I. 45. etc.

während wegen der Hingebung an seine Bücher, die daran Schuld sei, dass er seine Freunde vernachlässige, und vergesse, an sie zu schreiben.

Einige Stellen aus diesen Briefen sind oft citirt worden, so die folgende, welche einem am 3. März 1741 (nach seinen ersten kriegerischen Erfolgen) geschriebenen Briefe entnommen ist:

..... „Du wirst mich mehr Philosoph finden, als Du glaubst. — Ich war es eigentlich mehr oder weniger immer. — Meine Jugend, das Feuer meiner Leidenschaften, die Ruhmsucht, mit etwas Neugierde gemischt, endlich — um Dir Nichts zu verschweigen — ein geheimer, innerer Trieb, haben mich dem vergnüglichen Stilleben, das ich genoss, entrissen. Der Gedanke, meinen Namen in den Zeitungen zu lesen, ja, ihn einst in den Büchern der Geschichte verewigt zu wissen, war zu verführerisch, als dass ich ihm hätte widerstehen können.“*

Am meisten wird man angemuthet von dem, was ihm seine Freundschaft für Jordan eingiebt, wie zum Beispiel folgende Stelle:

Olmütz, den 2. Februar 1742.

„Du erklärst mir den Krieg, unerbittlicher Jordan, weil ich Dich nicht in aller Form ersucht habe, mir zu schreiben. Hast Du denn nicht Geist genug, um zu begreifen, dass, wenn ich allen Dummköpfen und unbequemen Leuten verboten habe, an mich zu schreiben, sich dies keinesfalls auf meinen lieben

* Wenn man Auszüge aus Friedrich's Briefen, wie den obigen liest, in welchem er — soweit er sich überhaupt ausspricht — gewiss die Wahrheit sagt, muss man wohl im Auge behalten, wie sehr er es liebte, sich in ein gewisses Dunkel („*the Cloak of Darkness*“, sagt Carlyle II. 333.) zu hüllen, und sich nur schwer entschloss, in seinen brieflichen Mittheilungen diese Hülle abzulegen. Einige begabte französische Schriftsteller haben daran nicht gedacht, und irrthümlicher Weise geglaubt, in diesen Briefen Friedrich's Anschauungen voll und ganz zu besitzen

Jordan bezieht? Konntest Du wirklich daran zweifeln, dass es mir ein Vergnügen sei, Deine Briefe zu lesen, und dass mir hier in der Verbannung jede Nachricht, die ich aus der Heimath empfangen, Freude bereite? Und wenn alle diese Gründe noch nicht verschlagen sollten, so wisse, und merke es Dir, dass zwei Worte aus der Feder meines lieben Freundes mir mehr werth sind, als die allersubtilsten Pointen, welche das fruchtbare Gehirn von Leuten zu Tage fördert, die weder Herz noch Genie besitzen. Wolle doch endlich begreifen, dass ich feinfühlig genug bin, um auch in Deinen dicken Buchstaben Genuss zu finden. Schreibe nur so oft, als Deine vielen Audienzen und Deine Bibliothek es Dir gestatten, und sei sicher, dass Du mich stets damit erfreust. Ich war ein rechter Thor, mein theurer Freund, mein Stillleben um des frivolen Ruhmes unsicherer Erfolge willen aufzugeben. Allein es giebt so vielerlei Thorheiten in dieser Welt, und die meinige, glaube ich, ist eine der ältesten! . . ."

Selowitz, den 17. März.

. Ich muss oft an Renusberg denken und an den Fleiss, mit dem ich mich dort aus freiem Antriebe dem Studium und den schönen Künsten hingab. Allein es giebt kein Glück, in das uns nicht ein bitterer Tropfen fällt. Wie ich damals Genuss und Freude fand an unbedeutenden Kleinigkeiten, so waren es auch oft genug erbärmliche Kleinigkeiten, die mir Aerger und Sorge verursachten. Damals schiffte ich im stillen Wasser, heute treibe ich auf hoher See. . . . Ich hoffe und schmeichle mir, meinen Freunden gegenüber derselbe geblieben zu sein, der ich immer war. . . ."

Und später: „. . . Du hast ganz recht, wenn Du meinst, dass ich fleissig arbeite. Ich kann nicht leben, ohne zu arbeiten; Nichts kommt dem Tode so nahe, als Unthätigkeit.“

Jordan starb drei Monate vor Keyserlingk, am 25. Mai 1745, während Friedrich noch unter den Waffen stand. Das war ein Sommer voller Arbeit und zugleich voller Kummer und Sorgen im Leben des Königs. Zweifel und Schwierigkeiten thürmten sich immer von Neuem vor ihm auf, und als sie endlich glücklich überwunden waren, da kam der

Tod, und verdüsterte ihm die Freude über die errungenen Erfolge durch die Lücken, die er im Kreise seiner liebsten Freunde riss. Als man im Herbste dieses Jahres dem Könige einige Bücher Jordan's sendet, zum Ersatz für die, welche er in der Schlacht von Sohr bei der Plünderung seiner Baggage verloren hatte, schreibt er beim Oeffnen des Packetes an Duhan (24. Oktober 1745):

„Ich gestehe, dass mir die Thränen in die Augen traten, als ich die Bücher meines armen Jordan aufschlug. Von neuem kam tiefer Schmerz über mich, dass der Mann, den ich so sehr geliebt, nicht mehr ist. Ich fürchte mich deshalb ordentlich vor Berlin; es wird mir recht schwer werden, die Genüsse zu entbehren, welche mir aus dem freundschaftlichen Umgange mit diesen beiden Männern erwachsen; ich werde mein Leben lang um sie trauern.“

Duhan selbst, Friedrich's ehemaliger Erzieher und später sein treuer Berather, folgte jenen Beiden am 3. Januar 1746, gerade, als der König, nach Beendigung des zweiten schlesischen Krieges, seinen feierlichen Einzug in Berlin gehalten hatte. Diese drei, innerhalb acht Monaten eingetretenen Todesfälle alter Jugendfreunde, hinterliessen eine Lücke in Friedrich's Leben, die nie wieder ganz ausgefüllt worden ist. Wenn man etwa von Rothenburg und Winterfeld absieht, — und auch diese Freundschafts-Verhältnisse fanden ein baldiges Ende — so hat der König nie mehr zu irgend Jemanden eine so innige Zuneigung gefasst. Als dann das hohe Alter kam, war sein Herz vereinsamt, und ehe es ganz zu Ende ging, war ihm diese Vereinsamung zur Gewohnheit, ja vielleicht sogar lieb geworden.

Dem Könige ist es stets als ein selten hartes Loos erschienen, sich so aller der Männer beraubt zu sehen, die ihm am theuersten waren. Im Jahre 1760 schreibt er an

die Herzogin von Gotha, indem er ihr dafür dankt, seine Aufmerksamkeit auf ein gewisses philosophisches Buch gelenkt zu haben:

„Das Unglück, Madame, macht uns zu Philosophen. Meine Jugend war eine Schule der Trübsal; aber auch seither hat es mir, trotz meiner gebietenden Stellung, um die ich so viel beneidet werde, nicht an schweren Schicksalsschlägen und Unglück gefehlt. Mir ist, wie kaum sonst Jemand, das harte Loos beschieden gewesen, alle meine Herzensfreunde und meine besten Bekannten zu verlieren. Das sind Wunden, an denen das Herz lange blutet, und auf welche die Philosophie wohl lindernden Balsam giesst, die sie aber nie zu heilen vermag.“*

* *Oeuvres*, XVIII. 181. In dem Gedichte „Le Stoïcien“ (geschrieben zu Strehlen im Jahre 1761) finden sich folgende Zeilen:

„Où sont les compagnons de mon adolescence?

Où sont ces chers parents, auteur de ma naissance?

Ce frère qui n'est plus, et vous, ô tendre soeur!

Vous, qui ne respirez que dans ce triste coeur!“ etc.

Bei dieser Gelegenheit, wo ich Friedrich's verehrter Correspondentin, der Herzogin von Gotha, Erwähnung thue, vermag ich der Versuchung nicht zu widerstehen, etwas weit vom Wege abzulenken, um dem wirklichen Urheber des bekannten *bon mot* von „der Vorsehung und den stärksten Bataillonen“, das ich selbst zu wiederholten Malen Napoleon zugeschrieben gesehen habe, wieder zu seinem Rechte zu verhelfen. Im Jahre 1760 hatte die Herzogin von Gotha — ihr Gemahl, der Herzog, war der Bruder der verwittweten Prinzessin von Wales — bei gewissen Unterhandlungen zwischen dem Könige von Preussen und dem Hofe von St. James ihre Hand im Spiele; (Bei dieser Gelegenheit wurde der Baron von Edelsheim, dessen plötzliche Verhaftung und vierundzwanzigstündige Einsperrung in die Bastille, woselbst ihm Choiseul einen Besuch abstattete, damals soviel Aufsehen erregte, nach London und Paris geschickt) und sandte, während die Unterhandlungen noch in der Schwebe waren, an Friedrich, um ihn aufzuheitern, einen Brief, der eine Menge lebenswürdiger Gemeinplätze über seine gerechte Sache und die Versicherung enthielt, dass die Vorsehung sich ihm schliesslich doch günstig erweisen müsse. Darauf erwidert Friedrich:

(Meissen, 8. Mai 1760) „confus de n'être pas de votre opinion, Madame, au sujet des opérations de la Providence, je ne saurais me désabuser du préjugé dans lequel je suis que, à la guerre, Dieu est pour les gros escadrons.“ *Oeuvres*, XVIII. 186.

Eine Zusammenstellung von Daten der Todestage einiger der besten Freunde Friedrichs an dieser Stelle dürfte vielleicht nicht uninteressant sein.

| | | | |
|-----------------------------|----------|-------------|-------|
| Suhm | starb am | 3. Novbr. | 1740. |
| Camas | „ „ | 14. April | 1741. |
| Jordan | „ „ | 24. Mai | 1745. |
| Keyserlingk | „ „ | 13. August | 1745. |
| Duhan | „ „ | 3. Januar | 1746. |
| Rothenburg | „ „ | 29. Dezbr. | 1751. |
| Knobelsdorff | „ „ | 16. Septbr. | 1753. |
| Winterfeld | „ „ | 8. Septbr. | 1757. |
| Die Markgräfin von Bayreuth | „ „ | 14. Oktbr. | 1758. |

Capitel XIII. Hofkavaliere.

Der Prinz wirft Fensterscheiben ein, und Buddenbrock hilft ihm dabei — Buddenbrocks Vater ist bereit sein Leben für den Prinzen hinzugeben — Buddenbrock heirathet — Er beweist moralischen Muth — Mantuffel bedauert, dass die Umgebung des Prinzen aus so unwissenden Männern besteht.

Die vorgenannten Offiziere von des Prinzen Regiment, die entweder, in ihrer Eigenschaft, als Adjutanten, ganz in Rheinsberg wohnten, oder häufig kamen und gingen, steuerten meines Wissens zu dem gemeinschaftlichen Fonds geselliger Unterhaltung eben nur die gewöhnliche Quote „des Lieutenants auf Urlaub“ bei; — das will sagen: einen willkommenen Zuwachs an jugendfrischen, unternehmungslustigen Elementen, voller Galanterie, mit sicherlich sehr eleganten Exterieurs und unermüdlicher Tanzlust. Als persönlicher Adjutant des Kronprinzen hat, dem Vernehmen nach, eine Zeit lang Buddenbrock fungirt, der zu Ruppin in den Tagen — oder besser in den Nächten — der tollen Jugendstreiche zu manchen derselben bereitwillig die Hand geboten hatte. Er war es auch, der als Ortskundiger den Prinzen auf seinem ersten Ausfluge nach Mirow begleitete.*† Sein Vater war derselbe alte Feldmarschall von Buddenbrock, der im Jahre 1730, als Friedrich Wilhelm seinen versammelten Generalen

*† Carlyle II. p. p. 609—14.

die Frage vorlegte, ob der Kronprinz als Deserteur nicht den Tod verdient habe, seine Weste aufriss, und ausrief: „Wenn Euer Majestät Blut wollen, dann nehmen Sie meines!“ Nach Friedrich's Thronbesteigung wurde der jüngere Buddenbrock zum Flügeladjutanten ernannt. Ob er sich im Kriege persönlich irgendwie hervorgethan, weiss ich nicht, daran Theil genommen hat er natürlich. Im zweiten schlesischen Kriege kommandirte er ein Bataillon, und wurde bei Hohenfriedberg verwundet.* Später soll man mehrere Jahre hindurch wenig, oder nichts von ihm gehört haben.† Wenn es wahr ist, dass man ihn vernachlässigte, so kann das nur kurze Zeit der Fall gewesen sein, denn später hat er hoch in des Königs Vertrauen gestanden. Viele Jahre hindurch bekleidete er den Posten eines Chefs der Militair-Akademie und des Kadettenhauses (in welcher Eigenschaft er 1776 den Grundstein zu dem jetzt noch stehenden Gebäude in der Neuen Friedrichstrasse legte)** und war, wie Friedrich sagt: „L'homme du pays sans contredit le plus capable de vaquer à cet emploi.“* Was noch mehr sagen will, Friedrich ernannte ihn zum Erzieher seines Lieblings-Neffen, des jüngeren Prinzen Heinrich, und war sehr bekümmert und in grosser Sorge, als Buddenbrock nach einiger Zeit dieses Amt niederlegte.** Sein militärisches Avancement, das mit

* *Militair-Wochenblatt*. Beiheft, 1862, S. 17.

† Wie zäh die Mitglieder des einstigen Rheinsberger Kreises an der Erinnerung jener goldenen Zeit festhielten, wird uns einmal durch folgenden Umstand zu Gemüthe geführt: Als Knobelsdorff im Jahre 1753 gestorben war, fand es sich, dass er Buddenbrock zum Vormunde seiner beiden kleinen Mädchen bestimmt hatte.

** Dasselbe wird jetzt, nachdem das neue, grossartige Etablissement in Lichterfelde bei Berlin bezogen worden ist, zu anderen Zwecken verwendet.
D. Ü.

* *Oeuvres etc.*, tome VI p. 99.

** *Oeuvres etc.*, tome XXVI., p. 276. „Buddenbrock demande à se retirer de mon neveu et je ne sais qui placer près de lui.“
(Friedrich an seinen Bruder Heinrich.)

seiner Beförderung zum Generallieutenant im Jahre 1763 seinen Abschluss fand, ist kein sehr rasches gewesen.

In demselben Jahre verlor er seine Gattin, Juliane von Wallmoden, dieselbe, welche vom Jahre 1736 ab Hofdame bei der Kronprinzessin gewesen war, und deren von Pesne gemaltes Portrait Friedrich in seiner Ode verherrlicht hat. Es war in Rheinsberg, wo ihr Liebesverhältniss sich entsponnen, und von wo der Adjutant das Jawort des Hoffräuleins erhalten hatte. Ihre Hochzeit war eines der allerersten frohen Feste, welche im Sommer der Thronbesteigung bei Hofe gefeiert wurden. Aber trotz einer siebenundzwanzigjährigen Ehe hat er sich nach kaum sechsmonatlicher Frist bereits wieder vermählt, und, was gewiss ein seltener Fall im Lebenslaufe eines Mannes von seinen Jahren — wohl im Leben eines jeden Mannes — genannt werden muss, Buddenbrock *hat nach dieser ersten Ehe noch drei Mal, und zwar in drei aufeinander folgenden Jahren, geheirathet!* Als nämlich, wie oben gesagt, Juliane im März 1767 starb, heirathete der Wittwer noch im August desselben Jahres die jüngste Tochter des Feldmarschalls von Kalkstein, nach deren, im Jahre 1768 erfolgtem Tode, vermählte er sich mit Johanna, Charlotte von Wakkenitz, und schloss, als auch diese im August 1769 starb, noch im Dezember desselben Jahres ein viertes Ehebündniss mit Auguste Charlotte, Gräfin von Wartensleben. Dieser letzte Versuch scheint endlich gelungen zu sein, denn seine vierte Gattin hat ihn überlebt.*

Er selbst lebte bis gegen das Ende der Regierung Friedrich des Grossen. In ihrem beiderseitigen hohen Alter war er ein häufiger Gast des Königs, und stand in grosser Gunst

* Ich entnehme dieses Register von Eheschliessungen dem Fischbach'schen Werke: *Historische, politisch-geographisch-statistische und militärische Beiträge, die Königlich Preussischen und benachbarten Staaten betreffend.*

bei ihm. Wenn Seine Majestät, wie alte Herren gern zu thun pflegen, bei Tische von den tollen Streichen erzählte, die er und die Cameraden während des Ruppiner Garnisonlebens ausgeführt hätten, so mochte er es gern, dass Buddenbrock zur Hand war, um sich auf ihn berufen zu können. In der That war, ausser ihm, von dem alten Kreise kaum Einer noch übrig geblieben.

Einmal finden wir Buddenbrock's in einer für ihn sehr ehrenvollen Weise erwähnt. Im Jahre 1775 hatte man einen der Diener des Königs, einen Kammerhusaren, Namens Deesen, der von sehr niedriger Herkunft war, des Diebstahls für schuldig befunden. Der König, der sich viel auf seinen physiognomischen Scharfblick zu Gute that, und, wie man sagt, bisweilen Leuten zu viel Vertrauen zu schenken pflegte, gerade weil sie weder lesen, noch schreiben konnten — er meinte, dann seien sie noch unverdorben — war sehr ärgerlich, als sich die Schuld des Mannes herausstellte, und befahl, denselben zur Strafe als Trommelschläger in irgend ein Regiment zu stecken. Als Deesen abgeführt werden sollte, bat er den Adjutanten um Erlaubniss, sich seinen Hut holen zu dürfen, und erschoss sich, sobald er allein war, mit einem Pistol, das er sich heimlich — Niemand begriff wie — zu verschaffen gewusst hatte. Der König sagte zuerst nichts, als „er habe nicht gedacht, dass der Kerl so viel Courage zeigen würde,“ nichtsdestoweniger aber ging ihm die Sache sehr nahe, und beunruhigte ihn ernstlich. „Am anderen Tage, als Buddenbrock ganz allein mit dem Könige speiste, fing Seine Majestät, sowie er in's Zimmer trat, sofort an, über Deesen's Tod zu sprechen und sagte: „Die Welt wird mich wieder beschuldigen, dass ich daran Schuld, dass ich ein Tyrann bin; aber ich musste den Menschen doch strafen; ich durfte solche Bubenstücke nicht un-

* Nicolai, *Anekdoten etc. Zweites Heft.* S. 216.

geahndet hingehen lassen? Ich kann die Leute doch nicht mit mir machen lassen, was sie wollen?" Da der General zu alledem nichts sagte, fuhr der König fort: „Was gilt's, auch Er findet mich strafbar bei dieser Sache? Sag Er mir nur frei heraus, was Er denkt!" Der General schwieg noch immer, und nun setzte der König hinzu: „Ich will Seine Meinung wissen; ich fordere sie von Ihm, als von einem alten, alten Freunde meines Hauses!" Da gab Buddenbrock zur Antwort: „Ja, Sire, Sie sind Schuld" „*Allons dîner!*" unterbrach ihn der König, und die Sache wurde nicht weiter erwähnt. Als Buddenbrock später die Geschichte erzählte, erklärte er seine Worte dahin, dass er damit habe sagen wollen, der König sei insofern Schuld an diesem Vorfalle, als er einem Menschen, wie dieser war, nicht so viel hätte anvertrauen, ihn nicht aus blossem Glauben an seine Physiognomie zu einem solchen Posten erheben sollen, und dass, wenn der König ihn weiter um seine Gründe gefragt haben würde, er entschlossen war, ihm diese Erklärung zu geben;* ohne dieselbe freilich will uns sein Urtheil nicht ganz gerecht erscheinen, aber die ungewöhnliche Offenherzigkeit, mit der er Friedrich dem Grossen antwortete, macht ihm Ehre.

In gleich hohem Grade erfreute sich Buddenbrock der Gunst der Königin, die gleichfalls bis in ihr hohes Alter an den Rheinsberger Erinnerungen festhielt, und der es grosse Freude machte, wenn sie irgend Jemand sah, der ihr die glückliche, dort verlebte Zeit in die Erinnerung zurückrief. Buddenbrock war der Königin ein treueregebener Diener, und wenn es auch nicht wahrscheinlich ist, dass sie mit ihm viel über die alten Zeiten geplaudert hat, so war sie doch sicherlich von seiner treuen Anhänglichkeit überzeugt, und wusste dieselbe zu schätzen. Noch am Tage vor seinem Tode, der am 27. November 1781 plötzlich eintrat, hatte er bei ihr eine Audienz gehabt.

Ueber die Ritter von der Tafelrunde, militärische oder andere, habe ich nichts weiter zu sagen.* Vergebens würde man unter ihnen Männer von irgend hervorragender Begabung suchen; es war Friedrich nicht beschieden, wie sehr er sich auch danach geseht hatte, sich mit solchen zu umgeben. Die einzige glänzende Erscheinung am Hofe zu Rheinsberg war das Haupt desselben.

„Es ist zu bedauern,“ schreibt Graf Manteuffel an den Grafen Brühl, „dass die Umgebung des Prinzen vorwiegend aus jungen Offizieren besteht, welche der Mehrzahl nach unbesonnen und unwissend sind. Sicherlich könnte aus ihm eins der grössten Genies unserer Zeit werden, und es ihm nicht schwer fallen, gewisse kleine Fehler des Geistes und Herzens abzulegen, die sich jetzt noch bei ihm bemerkbar machen.“

* Von dem tapferen jungen Franzosen, Chasot, dem lustigsten und ausgelassensten unter der ganzen Gesellschaft, existirt eine interessante Lebensbeschreibung aus der Feder Kurt von Schlözer's. Die Rheinsberger Periode ist darin nur obenhin (und leider nicht immer ganz korrekt behandelt). Chasot's lebhaftes Temperament verwickelte ihn fortwährend in Abenteuer. Seine Liebes- und Ehrenhändel brachten nicht nur ihn selbst, sondern auch zum Theil die Personen seiner Umgebung in allerlei schwierige Lagen. Seine persönliche Tapferkeit im ersten und zweiten schlesischen Kriege ist über alles Lob erhaben. Später indess führte seine ungemaine Empfindlichkeit, die sich immer gleich beleidigt sah, zu einer Entfremdung zwischen dem Könige und ihm, die damit endete, dass er den preussischen Dienst quittirte. Er zog sich nach Lübeck zurück, und wurde Commandant dieser freien Reichsstadt und General in der dänischen Armee. Im Jahre 1779, als sie Beide alte Männer geworden waren, und einander fünfundzwanzig Jahre lang nicht mehr gesehen hatten, kam Chasot nach Potsdam, um den König zu besuchen. Fünf Jahre darauf wiederholte er seinen Besuch, und erhielt für seine beiden Söhne die Erlaubniss, in die preussische Armee einzutreten. Er überlebte den König, und starb in hohem Alter im Jahre 1797. Die Worte: „Chasot, c'est le matador de ma jeunesse!“ führt Schlözer als einen traditionellen Ausspruch Friedrich des Grossen an, der gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts auch in Lübeck häufig gehört worden sei. (Wie von einigen, erst kürzlich gestorbenen Personen bezeugt worden ist.)

Manteuffel war der Meinung, er selbst sei vor allen Anderen die geeignete Person, durch Beispiel und Lehre die Fehler des Prinzen zu verbessern. Er hatte den ganzen Vorrath seines reich ausgestatteten Geistes, sowie die Lehren und Grundsätze, welche er einer gereiften Erfahrung verdankte, für den jungen Mann zu verwerthen gesucht, und zweifelte nicht, dass sein erlauchter Schüler stetige, wenn nicht gar reissende Fortschritte mache. „Sie müssen wissen,“ schreibt er ein anderes Mal, „dass unsere Briefe ihrer Mehrzahl nach sich jetzt nicht mehr mit der Poesie oder ähnlichen unbedeutenden Dingen beschäftigen, sondern mit Sittenlehre, Geschichte, Christenthum und anderen Materien, welche für einen jungen Mann von Nutzen sind.“ Aber zu Manteuffel's grösster Ueberraschung wurde die Correspondenz abgebrochen, und die Lehren, die sein Mund so verlockend von sich zu geben wusste, konnte er nun für sich anwenden.

Manteuffel war ein Mann von ausgezeichneten Fähigkeiten und hoher Bildung, und nahm in der Gesellschaft einen hervorragenden Platz ein; die bedeutende Rolle, die er im politischen Leben gespielt hatte, gab seiner Persönlichkeit zu all' der Anmuth, die ihr eine ungewöhnliche litterarische Bildung verlieh, und dem Reiz, den seine erleuchtete Frömmigkeit ausübte, ein besonderes Gewicht. Viele von denen, die sich der edlen Gastfreundschaft seines Hauses zu erfreuen gehabt hatten — besonders Gelehrte, die zur Orthodoxie hinneigten, wie zum Beispiel Formey, — blickten später auf ihn zurück, wie auf das Ideal eines *Grand Seigneur* von ausgesprochener Religiosität, den nur gekannt zu haben, schon ein Segen gewesen sei. Dennoch ruht ein Schatten auf dieser ausgezeichneten Persönlichkeit; in den Augen der Nachwelt sogar ein sehr dunkler!

Von Geburt preussischer Unterthan, und in Preussen reich begütert, hatte er als junger Mann — es war zur Zeit König Friedrich's I. — wegen einer Spottschrift, die er gegen

die berüchtigte Gräfin Wartenberg geschrieben, aus dem Lande fliehen müssen. Er ging damals nach Dresden, und trat, da ihm die Rückkehr in's Vaterland völlig abgeschnitten war, in sächsische Staatsdienste. Hier avancirte er schnell in der diplomatischen Carrière, und wurde als Gesandter an verschiedene Höfe geschickt. Ja, er kam sogar wieder nach Berlin, und residirte dort unter dem Schutze, den ihm seine geheiligte Stellung als sächsischer Gesandter gewährte, vom Jahre 1711 bis 1716. Später ging er dann nach Dresden zurück, und stieg bis zu der Stellung eines Staatsministers empor; aber, in Folge eines Streites mit einem seiner Collegen, nahm er im Jahre 1730 mit einer beträchtlichen Pension seinen Abschied, und liess sich bald darauf ganz in Berlin nieder. Mit seinem bedeutenden Vermögen spielte er dort, sowohl als Freund und Rathgeber von Staatsmännern, wie als Gönner der Gelehrsamkeit und als Förderer religiöser und philosophischer Studien, eine bedeutende Rolle. Man bezeichnet ihn als den Begründer zweier Gesellschaften: der Alethophilen („Les Alethophiles“), deren Zweck die Erforschung der Wahrheit war, und einer anderen, gewählteren, die aus den höchstgestellten Personen der Regierungs- und Hofkreise bestand, und einmal wöchentlich in seinem Hause dinirte, bei welcher Gelegenheit die Mitglieder gewisse Insignien um den Hals trugen, und Fragen von hoher Bedeutung besprachen. Nebenher entwickelte er eine rege Thätigkeit als politischer Spion und Intrigant, wobei ihm Bestechungen als Mittel zum Zwecke dienten. Da zur Erreichung desselben, d. h. zur Ausforschung der Geheimnisse der Regierung in Berlin und Mittheilung derselben an die Dresdener, seine eigenen Beziehungen (*rappports*) nicht ausreichten, so hielt er andere Leute in seinem Solde, wie zum Beispiel Pöllnitz (Weinreich, einer der Departements-Chefs im Kabinet, stand ebenfalls mit ihm in Verbindung), deren Aufgabe es war, ihm jede wichtige Information in die Hände zu spielen, in

deren Besitz sie gelangen konnten. Seine eigenen intimen Beziehungen zum Kronprinzen, welche die, für seine Zwecke sehr glückliche Form eines fortdauernden, brieflichen Dialogs zwischen Mentor und Telemach, über Sittenlehre, Geschichte und Christenthum, angenommen hatten — „Seine Königliche Hoheit leihe ihm um so williger sein Ohr“, sagt er, „als derselbe wohl wisse, wie völlig uninteressirt er sei“ — lieferten ihm hiefür eine sehr wirksame Handhabe. Nur mit tiefem Unwillen liest man die Bemerkungen, die er über den hochstrebenden, arglosen Jüngling macht, den er, während er ihn unterrichtet, und ihm schmeichelt, für seine eigenen Zwecke, oder vielmehr für die Zwecke Derer ausbeutet, in deren Solde er stand.

Man könnte es ja nun für recht und ganz in der Ordnung halten, dass ein pensionirtes Mitglied des sächsischen Kabinetts vor Allem Anderen darauf bedacht ist, seiner Regierung zu dienen, und, uneingedenk seiner preussischen Herkunft, sich in das Vertrauen Derer, welche seinen Umgangskreis bilden, einschleicht, um dasselbe nachher zu verrathen, oder dass er mittels Geldsummen, die ihm zu diesem Zwecke gesendet werden, Leute, die unter seinem Stande sind, besticht, das aber würde selbst zu damaliger Zeit schwerlich jemand mit der erleuchteten Frömmigkeit eines „uninteressirten *Grand Seigneur*“ für vereinbar gehalten haben, dass Manteuffel gleichzeitig auch von Wien aus eine Pension von sechstausend Gulden bezog, um dafür *die Geheimnisse des sächsischen Hofes an die österreichische Regierung zu verrathen!*

Es dauerte nicht lange, so erhielt Friedrich Licht über Manteuffel's Charakter, und der intime briefliche Verkehr hatte ein Ende. Es scheint indess, dass er mit ihm, nicht nur bis zu seiner Thronbesteigung, sondern auch noch nach derselben, auf dem Fusse höflichen Verkehrs geblieben ist. Erst nach dem Tode Kaiser Karl VI., als seine Pläne für

den Einfall in Schlesien zur Reife gediehen, und er Kenntniss davon bekam, dass Manteuffel mit mehreren seiner eigenen Diener Verbindungen unterhielt, und mit den äusseren Feinden Preussens korrespondirte, befahl er ihm, seine Staaten zu verlassen. Der Brief an Podewils, worin er diesen anweist, seinen Befehl in Vollzug zu setzen, „da Manteuffel eine in hohem Grade verdächtige Person sei,“ ist von Rheinsberg im November 1740 datirt, und findet sich in der *Politischen Correspondenz* (I. 87). Der Spion machte Gegenvorstellungen, und bat, bleiben zu dürfen; allein der Befehl wurde wiederholt, jedoch mit dem mildernden Zusatze, dass er, wenn er wolle, im darauffolgenden Frühjahre wiederkommen dürfe. Da blieb ihm denn nichts Anderes übrig, als zu gehen; aber, statt sich auf seine Güter zurückzuziehen, ging er nach Baruth, der nächsten sächsischen Stadt an der Grenze, von wo aus es ihm noch immer leicht wurde, mit seinen Agenten in Berlin zu korrespondiren. Später hat er sich dann dauernd in Leipzig niedergelassen, und dort seine alten Tage beschossen, sich eines hohen Ansehns erfreuend, als Muster eines Staatsmannes, der sich zur Ruhe gesetzt, und der mit dem Wissen eines Gelehrten tiefen Scharfsinn, aufgeklärte Religiosität und einen sehr regen Wohlthätigkeitssinn verband. Er starb im Jahre 1749.*

* Ein grosser Theil der Korrespondenz mit Manteuffel ist in den *Oeuvres de Frédéric* veröffentlicht worden. Anderes findet sich in Weber's „*Aus vier Jahrhunderten*“ (*Neue Folge*) zugleich mit Manteuffel's Briefen an den Grafen Brühl.

In Droysen's „*Geschichte der Preussischen Politik*“ (IV. 4. 7) finden sich Angaben über Manteuffel's literarische Thätigkeit, die eine beträchtliche gewesen sein muss. Er schrieb hauptsächlich über politische Fragen, — Flugblätter in Bezug auf die polnische Königswahl und Aehnliches. Kurz vor seinem Tode wurde er zum auswärtigen Mitgliede der Royal Society of London gewählt.

Capitel XIV.

Hofdamen.

Die Hofgesellschaft trinkt nach Tisch gemeinschaftlich Kaffee — Und promenirt im Park — Frau von Morrien — Die *Table de Confidence* — *Le trop et le trop peu* — Herr von Morrien — *La bonne maman* und ihre Weingläser.

FRIEDRICH hatte, wie gewöhnlich, Recht, als er sagte, die Gegenwart des „schönen Geschlechts“ zu Rheinsberg bringe einen neuen Reiz in das ländliche Stilleben daselbst. In welch' besonderer Weise sich aber dieser Reiz äusserte, und welche neuen Formen des geselligen Lebens die Damen dort einführten, darüber besitzen wir keine Nachrichten. Wir hören allerdings, dass nach dem Diner stets grosser Kaffee stattfand, und zwar der Reihe nach jeden Tag in den Appartements einer anderen Dame (selbst die nur zum Besuche anwesenden waren davon nicht ausgenommen, und mussten, wenn die Reihe an sie kam, die Pflichten einer *dame du jour* übernehmen). Bei demselben erschien, mit alleiniger Ausnahme des Prinzen und der Prinzessin, welche den Kaffee in ihren eigenen Zimmern einnahmen, die ganze Hofgesellschaft, die neben dem Kaffeetrinken allerlei Scherze trieb, und Pläne für den Nachmittag entwarf; auch hören wir, dass dies keineswegs „l'heure la plus mal passée de la journée“* gewesen sei. Das ist aber auch nahezu Alles! Natürlich waren die Damen nicht für nichts da, und

* Bielfeld, *Lettres etc.* I. 78.

es braucht uns nicht erst besonders gesagt zu werden, dass sie und die Herren allerlei mit einander zu reden hatten, oder dass auf beiden Seiten, namentlich was die Jüngeren anlangt, man selten in Verlegenheit war um das, was man einander zu sagen hatte. Für eine lebhafte und angeregte Unterhaltung waren die jungen Gartenanlagen (in späteren Jahren, zur Zeit des Prinzen Heinrich, als das Buschwerk mehr herangewachsen war, boten dieselben mehr Schatten und Stille) gerade der rechte Ort, während für ein Gespräch im Flüsterton der nahe Wald genug verschwiegene Plätzchen hatte. Ohne den Vorgängen auf Schritt und Tritt folgen zu können, werden wir aus den Resultaten gewahr, dass die Dinge auch dort den natürlichen Verlauf nahmen. So müssen Buddenbrock, der Adjutant, und die Hofdame, Fräulein von Wallmoden, nach dem, was wir soeben gehört, von der reichlich zugemessenen Mussezeit wohl den üblichen Gebrauch gemacht, und ihre Herzensangelegenheit ganz nach Wunsch mit einander in's Reine gebracht haben, denn noch im Jahre der Thronbesteigung wurden sie Mann und Frau, und mögen in den siebenundzwanzig Jahren ihres Ehelebens, so wollen wir hoffen, noch oft und mit dankerfülltem Herzen auf den Schauplatz ihres einstigen offiziellen Dienstes zurückgeblickt haben.

Andere zärtliche Verhältnisse, über welche sich Andeutungen vorfinden, scheinen weder einen so guten Anfang, noch ein so glückliches Ende wie das obenerwähnte genommen, vielmehr zu allerlei Verwickelungen geführt zu haben.

Unter den Damen, welche das Frauen-Element in Rheinsberg vertraten, war, glaube ich, Frau von Morrien die lebhafteste und beweglichste. Sie figurirt — und figurirte auch damals — ohne Zweifel mit ihrer eigenen Zustimmung, stets unter dem Namen „Le Tourbillon.“ Im Jahre 1705 geboren (als ein Fräulein von der Marwitz), war sie über die erste Blüthe

hinaus, aber geistig noch von jugendlichster Frische. Es ist schade, dass von einer so gefeierten Persönlichkeit kaum etwas Anderes, als ihre vielfachen Beinamen auf die Nachwelt gekommen ist. In den Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Bayreuth findet sich eine recht boshafte Schilderung von ihr, die zu Rheinsberg im Oktober 1740 entworfen wurde, und von der man wohl annehmen darf, dass sie in keiner Weise zutrifft. In späterer Zeit begegnen wir ihr wieder, und zwar in stets wachsender Gunst bei den hohen Herrschaften, und ganz zuletzt als einer derjenigen Personen am Hofe, welche das höchste Vertrauen genossen; allein darüber, was sie gesagt und gethan hat, lässt sie uns ohne alle beglaubigte Nachrichten.*

Viele Jahre später — der siebenjährige Krieg war inzwischen ausgebrochen und beendet — richtete sich der König, dem es auch damals noch ein Herzensbedürfniss war, wo es nur immer anging, jedes noch so unscheinbare Blümchen zu pflücken, das sich an seinem Lebenswege fand, neben anderen geselligen Unterhaltungen, eine von ganz besonderer Art, im Hause seiner Schwester, der Prinzessin Amalie ein. Dieselbe bestand lediglich in einem kleinen Diner zu sechs Personen, das nur einmal im Jahre stattfand. Die Gäste des Königs und der Prinzessin waren vier ältliche Damen, die gewissermassen den Kern des intimsten Hofkreises — so zu sagen den obersten Theelöffel voll von der *crème de la crème* — bildeten; das waren die Gräfin Camas, Frau von Kannenberg, Gräfin Kamecke und Frau von Morrien. Dieses kleine Diner, welches „Table de Confidence“ genannt

* Sie war nicht bloss eine lebhafte und bewegliche, sondern, nach Allem was wir lesen, auch eine gescheute und wohl unterrichtete Frau. Jordan schreibt im Jahre 1742 an den König: „Le Tourbillon a été malade, et a gardé la chambre pendant quinze jours. J'ai eu l'honneur de la voir quelquefois. Je vais faire chez le Tourbillon une partie de raison, comme on va ailleurs faire une partie d'homme.“

wurde", fand jedesmal am einunddreissigsten Dezember, als an dem Tage statt, wo die Herrschaft der Frauen beginnt. Zum Zeichen dessen fand jede Dame unter ihrer Serviette einen Szepter von Zucker. Uns, die wir unter dem Eindrucke alles dessen stehen, was inzwischen gekommen und wieder vergangen war, will es scheinen, als sei diese Gesellschaft ihrer ganzen Natur nach doch zu sehr in ihren alten Erinnerungen eingesponnen, und ihre Mitglieder zu bejahrt und von den Lebensstürmen zu hart mitgenommen gewesen, um noch unbefangen fröhlich sein zu können. Die Theilnehmer selbst freilich werden wohl mehr an die augenblickliche Gegenwart, als an Vergangenheit und Zukunft gedacht, und aller Wahrscheinlichkeit nach sich ganz gut amüsirt haben. Uebrigens hat die „Table de Confidence" nicht oft stattgefunden; nach dem im Jahre 1786 erfolgten Tode der Gräfin Camas, wurde sie aufgegeben.*

Friedrich hat im März des Jahres 1765 der Frau von Morrien einige Verse gewidmet, mit der Ueberschrift: „Epître sur le trop et le trop peu." Sie hatte, augenscheinlich in Folge einer Diskussion über die Amusements, wie sie sich für Personen in vorgerückten Lebensjahren geziemten, gebeten, Seine Majestät möchte doch die Gnade haben, und für *sie* jene beiden Grenzen näher bestimmen.

Die Epistel beginnt nicht ohne Pathos:

„O vous, qu'en mon printemps je connus
 Sous le nom
 De la folâtre Tourbillon!
 Est-ce vous qui voulez, dans une cour polie,
 Que les disciples d'Uranie
 Le compas à la main, du trop et du trop peu
 Vous marquent le juste milieu?
 Rappelez-vous ces temps où, sans philosophie,
 Un tissu de plaisirs enchaînait votre vie,

* Preuss. *Friedrich der Grosse*, I. 396.

Où, sans souci de lendemain,
 Vous confiant aux soins de la naissante Aurore,
 Vous saviez qu'à chaque matin
 Pour vous elle ferait éclore
 Avec les riches dons de Flore,
 La foule des plaisirs naissants sous votre main.
 Ah! trop aimable créature,
 Que vous étiez, Morrien, gaie et sage autrefois,
 Vous, qui teniez de la Nature
 L'inépuisable fonds d'une joie si pure
 Qui sans jamais blesser les lois
 Dont la pudeur fixa le choix,
 Vous lassait savourer le plaisir sans mesure."

Nun folgen einige moralische Betrachtungen über die vergängliche Natur der menschlichen Genussfähigkeit, während doch die Quelle des Genusses in ungeschwächter Fülle bis in alle Ewigkeit weiter fliesse, und der gute Rath, die Schreiberin möge die Dinge nehmen, wie sie sie finde, und bei der Wahl ihrer Amusements nur ihrem bewundernswerthen Instinkte folgen; dann schliesst die Epistel:

„Retournez donc aux jeux, aux ris, à l'allégresse,
 Aux hochets de votre printemps;
 Qu'ils remplissent tous vos moments,
 C'est le conseil de la sagesse.
 Et sur le trop et le trop peu
 Du temple d'Epidaure interrogez les dieux;
 Vous apprendez par leur prêtresse
 Que tout paraît trop peu dans la verte jeunesse,
 Et tout est trop quand on est vieux."*

Für eine Dame von so glänzenden Anlagen hatte Frau von Morrien keine passende Partie gemacht. Ich will damit keineswegs ein ungünstiges Licht auf den sittlichen Charakter ihres Gatten werfen; er ist, so viel ich weiss, ein Mann von trefflicher Gemüths- und Sinnesart gewesen, aber seine

* *Oeuvres de Frédéric*. XIII., 8, 9.

Fassungskraft war eine traurig beschränkte. Er bekleidete die Stelle eines *Grand Maréchal* (Oberhofmarschall) bei der Königin Sophie Dorothea, und hatte in dieser Stellung häufig Gelegenheit, zu zeigen, dass die spekulative Seite seines Geistes noch weniger entwickelt war, als man dies, der Tradition gemäss, selbst bei hohen Hofchargen erwartet. Von ihm erzählt Sir James Harris folgende Geschichte: Sir Charles Hanbury Williams hatte dem Grafen von Essex einen Empfehlungsbrief an den Berliner Hof mitgegeben, der mit den Worten schloss: „Sie können versichert sein, dass dies nicht jener Graf von Essex ist, dem Königin Elisabeth einst das Haupt abschlagen liess.“ Ueber diesen Passus zerbrach sich Herr von Morrien vergebens den Kopf, und da er sich nicht herauszufinden wusste, dachte er, es sei das Sicherste, wenn er sich streng an den Wortlaut des Empfehlungsbriefes hielte. So stellte er denn bei der Audienz den Grafen mit folgenden Worten vor: „Madame! Le Comte d'Essex. Mais j'assure Votre Majesté que ce n'est pas lui qui a été décapité par ordre de la Reine Elisabeth.“ *

Er starb im Jahre 1760. Sechs Jahre darauf wurde Frau von Morrien *grande gouvernante* bei der Prinzessin von Preussen, gab aber im Jahre 1774, da sie fand, dass ihre Gesundheit nicht mehr fest genug war, diesen Posten auf, und bewahrheitete dadurch nur zu sehr, dass „tout est trop quand on est vieux.“ Sie starb im Februar 1775.

Die beiden bejahrten Freundinnen Friedrich's aus seiner Jugendzeit, seine alte Gouvernante, Frau von Roucoulle, und Frau von Camas, die Gemahlin des Obersten von Camas, haben Rheinsberg nicht besucht. Frau von Roucoulle war damals schon zu hochbetagt; aber, wenn der Prinz nach

* Diary and Correspondenz of Sir James Harris, First Earl of Malmesbury, I. 9.

Berlin kam, hatte sie ihre „kleinen Mittwoch“ für ihn, stille, kleine Theegesellschaften, bei denen er mit wenigen Leuten der ausgewähltesten Gattung zusammentraf. Zum Dank dafür schrieb er ihr hübsche Briefe, worin er sie „Maman“ nannte, und machte ihr kleine Geschenke. Es scheint, dass bei einer dieser Mittwochsgesellschaften der Wirthin eine Anzahl Weingläser zerbrochen wurden, indem Mr. Achard, der französische Prediger, mit seiner schön gekräuselten Manschette ein ganzes Präsentirbrett voll derselben herunterwarf. Da machte es denn Friedrich grosse Freude, sobald er wieder nach Rheinsberg zurückkam, ihr einen neuen Satz Gläser aus seiner berühmten Glashütte zu übersenden.

Frau von Roucoulle starb im Jahre 1741, nur wenig über ein Jahr nach Friedrich's Thronbesteigung.

Auch an Oberst Camas schickte er Weingläser, diese indessen nicht als Geschenk; der Oberst, der wohl wusste, dass er ihm damit schmeichelte, hatte dem Prinzen einen Auftrag zur Besorgung derselben gegeben. Camas dagegen versorgte den prinzlichen Haushalt zu Rheinsberg fortwährend mit allerlei Delikatessen; so und so viel Pfund Kaffee und dergleichen mehr, wofür der Betrag dann mit umgehender Post gezahlt wurde. In Wirklichkeit, glaube ich, war es *Frau* von Camas, die alle diese Commissionen besorgte. Beide Ehegatten waren höchst würdige Leute, und dem Kronprinzen in jedem Sinne zuverlässige Freunde. Als Camas kaum ein Jahr nach Friedrich's Thronbesteigung starb, wurde die Wittwe, nachdem sie zuvor in den Grafenstand erhoben worden war, im Jahre 1744, an Stelle der Frau von Katsch, zur *Grande Maîtresse* am Hofe der Königin ernannt. Dieses Amt hat Gräfin Camas bis zu ihrem im Jahre 1766 erfolgten Tode verwaltet, und ist vom ersten bis zum letzten Augenblicke dem Könige wie der Königin eine treu ergebene Dienerin gewesen. Auch sie hat Friedrich seine „*bonne Maman*“

genannt.* Ohne ihren sicheren Takt, ihre treue Anhänglichkeit und das Gewicht, welches ihr ihre Jahre verliehen, würde die Stellung der Königin oft eine viel schwierigere gewesen sein, als dies thatsächlich der Fall war.

Eine nicht minder erprobte und vertraute, wiewohl etwas jüngere Freundin, war Frau von Kannenberg. Sie gehörte zur Familie der Finck von Finckenstein, von der einige jüngere Mitglieder Friedrich's Gespielen in der Kinderzeit gewesen waren. Nach Rheinsberg kam sie häufig, und war in späteren Jahren, wie wir soeben gesehen haben, ein Mitglied der „*Table de Confidence*.“ Im Jahre 1766 wurde sie die Nachfolgerin der Gräfin Camas als „*Grande Maîtresse*“ der Königin, und verblieb in dieser Stellung bis zu ihrem Tode, der in ihrem neunzigsten Jahre erfolgte.

* In den *Oeuvres* findet sich eine, der Gräfin Camas gewidmete Ode, in welcher ihr gesunder Menschenverstand gepriesen wird, der sie keine Reifröcke tragen liess. Desgleichen enthält die von der Königin zu der Uebersetzung von Crugott's „Der Christ in der Einsamkeit“ geschriebene Einleitung, eine sehr warme Lobpreisung der verstorbenen Gräfin.

Capitel XV.

Friedrich schreibt Flugschriften.

Der Prinz wird in die auswärtigen Angelegenheiten eingeweiht — Er ist der Ansicht, dass es der preussischen Diplomatie an der nöthigen Energie mangle — Er schreibt eine Flugschrift — Zieht sie aber wieder zurück — Der *Antimacchiavel* — Die *Staatschriften*.

Wenn Friedrich inmitten seiner Pflichten, seiner Sorgen, wie seiner Vergnügungen, des Dienstes, der ihm als Regiments-Commandeur oblag, seiner militärischen Studien, seiner finanziellen Verlegenheiten, der Arbeit an seiner Selbst-erziehung, der Beschäftigung mit Musik, Poesie, Philosophie und Gärtnerei, mit Tanz, Theaterspiel und der Uebung in anderen eleganten körperlichen Fertigkeiten, — nebenher noch ein offenes Auge und Ohr hatte nicht nur für Alles, was im Königreich Preussen — das doch einmal sein eigenes werden sollte — sondern auch, was in anderen Ländern Europa's geschah; — wenn sein Geist schon in den Jugendjahren scharf auf die Politik, als auf dasjenige Gebiet gerichtet war, welches dereinst das Hauptarbeitsfeld seiner Lebensthätigkeit werden sollte, so erfüllte er damit einfach nur, was für einen Mann in seiner Stellung recht und Pflicht war, was freilich, seltsam genug, häufig übersehen worden ist. Allerdings konnte und durfte er sich über diese Dinge nicht so offen wie über vieles Andere gegen Jedermann mündlich, oder in Briefen aussprechen. Das verbot sich

aus mehr als einem Grunde der Klugheit; allein es finden sich selbst in denjenigen seiner Briefe, die von den verschiedensten Dingen handeln, genug Anzeichen dafür, dass sein Urtheil ein sehr gewecktes war. Seine Correspondenz mit Grumbkow, die, von der Zeit seiner Niederlassung in Rheinsberg an, nur noch die Politik zum Gegenstande hatte, zeugt nicht allein von Gewecktheit, sondern auch von einer merkwürdigen Reife dieses Urtheils. Grumbkow hielt den Prinzen vollständig auf dem Laufenden über die auswärtigen Angelegenheiten, er sandte ihm die Briefe und Berichte der an fremden Höfen, beglaubigten preussischen Gesandten, oder Abschriften davon, und der Prinz schickte dieselben, nachdem er sie gelesen hatte, regelmässig wieder zurück. Man darf es wohl für ausgemacht halten — obwohl meines Wissens dafür kein eigentlicher Beweis vorhanden ist — dass dies auf den Befehl des Königs geschah. Ohne Zweifel hat man hierin die weitere Durchführung des Erziehungs-Planes zu sehen, der in Cüstrin eingeleitet worden war. Nachdem sich der Schüler nunmehr die Anfangsgründe des Verwaltungs- und Finanzwesens gut zueigen gemacht, und auch im praktischen Militärdienste eine hinreichende Schulung bewiesen hatte, ging man einen Schritt weiter, und machte denselben mit den Grundsätzen der äusseren Politik, sowie mit den Beziehungen bekannt, welche Preussen zu den übrigen Mächten unterhielt, indem man ihn unmittelbar in alle schwebenden Verhandlungen einweihte.*

Wie wir sehen werden, sind des Schülers eigene Ansichten über diese Verhandlungen von einer merkwürdigen

* Diese an Grumbkow gerichteten Briefe wurden vor drei Jahren zuerst von Max Duncker in einem sehr interessanten Bande von Essays über Preussische Geschichte: *Aus der Zeit Friedrichs des Grossen und Friedrich Wilhelms III.* veröffentlicht. Sie bilden einen Theil eines Essays über Friedrich's politisches Flugblatt: *Considérations sur l'état présent du corps politique de l'Europe.*

Unabhängigkeit und Kühnheit gewesen, und obwohl er sie mit der alleräussersten Selbstbeherrschung und Vorsicht ausspricht, (ein sehr berechtigtes Misstrauen gegen seinen Correspondenten, der gleichwohl, wie er recht gut wusste, des Königs volles Vertrauen genoss, legte ihm nach allen Seiten hin Zwang auf) treffen dieselben den Kern der Sache, und verrathen ebenso ein folgerechtes Denken, wie muthige Gesinnung. Diese Briefe gehören in gewisser Beziehung zu den interessantesten Dokumenten, die je veröffentlicht worden sind, um Licht in Friedrich's Jugendgeschichte zu bringen. Wir ersehen aus ihnen, wie sehr er seinem Vater voraus war in dem eifrigen Bestreben, seinem Lande unter den europäischen Staaten denjenigen Rang zu sichern, zu dem es seine inneren Hilfsquellen berechtigten, wie er mit Adlerblicken jede sich darbietende Chance erspäht, und mit Löwenmuth bereit ist, sich derselben zu versichern.

Schon hier tritt uns jene Hoffnungsfreudigkeit entgegen, die einen so charakteristischen Zug seines reiferen Mannesalters bildete, und grade dann die kräftigsten Keime trieb, wenn sich ihm Schwierigkeiten entgegenstellten, zugleich aber auch der erfinderische, um Hilfsquellen nie verlegene Geist, mit dem er unter den Menschenkindern gradezu einzig dasteht. Ein Paar Stellen aus den Briefen werden dies darthun. Obwohl ihn der Unwille über die Schwäche, die sich in den diplomatischen Operationen des Königs kundgiebt, fast verzehrt, ist er doch fortwährend bestrebt, sich den Schein von jemand zu geben, den die Sache nicht berührt, der nur belehrt sein will, wie es einem Schüler geziemt, der seine Lektion aufbekommt, und die Antworten auf irgendwelche elementare Fragen auswendig zu lernen hat.

Den 20. Januar 1737. „Mein lieber General! Was die politischen Briefe betrifft, so muss ich Ihnen offen gestehen, dass Sie mir wirklich Kummer bereitet haben. Man braucht

eben keine Sehergabe zu besitzen um vorauszusehen, dass unser Plan in Bezug auf Jülich und Berg scheitern wird; wer nur einigermassen von Ursachen auf Wirkungen zu schliessen vermag, kann darüber nicht in Zweifel sein. Niemand liegt des Königs Ruhm wärmer am Herzen, als mir. Da muss es mich denn schmerzlich berühren, wenn ich sehe, dass keineswegs alle Maassregeln getroffen werden, welche nöthig sind, um unsere Pläne erfolgreich durchzuführen. Ja, es will mir sogar scheinen, als würden im Geheimen Pläne gegen uns geschmiedet, als sammelten sich bereits die Wolken, die den Sturm verkünden. Noch wäre es vielleicht möglich, denselben zu beschwören, durch ein geschicktes Operiren die maassgebenden Kreise uns günstiger zu stimmen, als sie es gegenwärtig sind. Aber was mich am meisten besorgt macht, ist, dass ich auf unserer Seite eine gewisse Schloffheit wahrnehme, und das grade zu einer Zeit, wo man bereits verlernt hat, unsere Waffen zu fürchten, ja die Kühnheit besitzt, uns zu verachten. Ich wage es gar nicht auszusprechen, was ich fürchte; vielleicht ist es nur meine hypochondrische Stimmung, welche mir diese trüben Gedanken eingiebt. Sie, Herr General, werden dieselben errathen, auch ohne dass ich sie Ihnen sage. In der That, die Gefahr erscheint nur um so grösser, je weniger man sich derselben versieht. Niemand kann ein regeres und wärmeres Interesse an der Wohlfahrt Preussens nehmen, als ich, ein Interesse, das von meiner Seite ja nur zu gerechtfertigt und natürlich ist; und wenn Ihnen meine Befürchtungen übertrieben erscheinen sollten, so mögen Sie dafür eine Entschuldigung in der Thatsache finden, dass der Mensch stets geneigt ist, Dinge zu übertreiben, die er sich sehr zu Herzen nimmt.

Den 28. Januar. Sie sehen, dass meine Voraussetzungen nicht so ganz irrig gewesen sind. Die Reise des englischen Gesandten nach Sachsen hat Ihnen die Augen geöffnet! Dieser Hof und diejenigen, welche mit zu seiner Erhebung beigetragen haben, werden sich mit einander gegen uns verbinden, mit uns Streit suchen, und uns zwingen, wider unseren Willen zu den Waffen zu greifen, oder uns den denkbar schimpflichsten Bedingungen zu unterwerfen. Kalten Blutes und unbefangenen Blickes schaue ich von meiner Zurück-

gezogenheit aus, dem Laufe der Dinge in dieser Welt zu. Was auch immer geschehe, weder meine Ruhe noch mein Ruhm werden darunter leiden. Ich vermag deshalb die Ereignisse richtiger zu beurtheilen, als diejenigen, welche, in ihre Unternehmungen zu sehr vertieft, und durch ihre eigenen Interessen zu sehr in Anspruch genommen, ihre Kräfte überschätzen, und sich gegen alles Unglück gefeit glauben. Ich liebe den König; sein Ruhm liegt mir am Herzen, und für mein Vaterland hege ich eine tiefe und warme Zuneigung; das sind die einzigen Gründe, die mich bewegen, Antheil zu nehmen an der Arbeit für das Wohl des Staates. Ich interessire mich sehr wenig für andere, als meine eigenen Anschauungen, mit denen ich, so gut ich es eben vermag, versuchen werde, fertig zu werden. Unser Jahrhundert ist (zu unserem Unglück) mehr ein Jahrhundert der Verhandlungen, als der Waffenthaten. Vom militärischen Standpunkt aus befinden wir uns in einer ganz guten Position, aber unsere diplomatischen Unternehmungen ermangeln der Kraft und Energie. Man sollte meinen, unser auswärtiges Amt sei durch irgend ein verderbliches Betäubungsmittel in den Schlaf gelullt worden. Vielleicht sage ich zuviel; allein meine Absichten sind die reinsten, und wenn ich irre, so geschieht es aus zu grosser Liebe für den König, und das ist wohl ein verzeihlicher Fehler.

Den 14. Februar. Mein lieber General! Ich sende Ihnen beifolgend alle die Briefe zurück, welche Sie mir in Bezug auf die Unterhandlungen wegen Jülich und Berg mitgetheilt haben, weil ich mich in der That fürchte, derartige Schriftstücke in Händen zu haben. Was ich in dem gegebenen Falle thun würde, und was ich glaube, dass der König thun wird — ist vor allen Dingen, mich mit dem Kaiser in ein gutes Einvernehmen zu setzen, die Holländer glauben zu machen, dass ich ihrer als Unterhändler bedarf, ohne mich dabei ihnen gegenüber nach irgend einer Richtung hin zu binden, und mittlerer Weile alle vierzig Schwadronen Dragoner, zusammen mit den Husaren, in der Richtung auf Cleve zu dirigiren, nur zwei Regimenter Cavalerie in Preussen zu lassen, und die gesammte Infanterie und den Rest der schweren Cavalerie in der Mark zu konzentriren, damit ich, wenn irgend Jemand Miene machen sollte, sich meinen Plätzen zu widersetzen, sofort im Stande

wäre, über ihn herzufallen. Jene vierzig Schwadronen Dragoner nun müssten den Befehl erhalten, sobald das bewusste Ereigniss einträte, sofort in Jülich und Berg einzumarschiren, und von beiden Herzogthümern Besitz zu ergreifen. Will man dann noch Unterhandlungen mit uns anknüpfen, so würde man im schlimmsten Falle uns nöthigen können, Jülich wieder herauszugeben, und wir würden wenigstens Berg behalten, wogegen, wenn wir nur Berg besetzen, man uns zwingen wird, die Hälfte davon wieder herauszugeben. Vielleicht können Sie von meinen Bemerkungen irgend welchen Gebrauch machen.

Den 4. Oktober 1737. Sie haben dem Könige Alles gesagt, was ein gescheuter, ehrlicher Mann und bedeutender Politiker seinem Herrn über die vorliegende Frage sagen kann. Ich schmeichle mir immer noch, dass unsere Angelegenheiten einen günstigeren Verlauf nehmen werden, als man bis jetzt erwarten durfte. Gewisse Staats-Aktionen verlieren im Laufe der Zeit an Bedeutung, und in Folge dessen ändert sich die Situation; was früher unglaublich erschien, wird nach und nach nicht allein möglich, sondern das Natürliche. Mir wird es ja wohl gestattet sein, über Politik zu reden. Ein Einsiedler wie ich, der allein sein Glück darin findet, dass er die Bürde der Staatsangelegenheiten nicht zu tragen hat, darf sich am Ende den harmlosen Genuss erlauben, über die politischen Handlungen Anderer zu urtheilen, und allerlei Projekte zu entwerfen, ohne fürchten zu müssen, dass er damit irgend welches Unheil anrichte.

Den 19. Oktober. Bin ich nicht ein recht glücklicher Mensch, der ich mich in einer Lage befinde, in welcher ich derartige Misserfolge nicht zu fürchten habe? Wollte Gott, ich dürfte mein ganzes Leben hindurch sagen wie der erste Dauphin: — „Le roi mon père!“ Ich bin zu sehr erfüllt von dem Wunsche, nach allen Richtungen hin meine Pflicht zu thun, als dass ich je in meinem Leben den Respekt ausser Acht lassen sollte, den ich meinem Vater schuldig bin.

Den 9. November. Ich glaube nicht, dass ein Brief mehr schlimme Nachrichten auf einmal enthalten kann, als

der Ihrige. Die schlechte Gesundheit des Königs, das trübe Prognostikon, das Sie stellen, der traurige Erfolg unserer Verhandlungen wegen Jülich und Berg, die Zerwürfnisse mit dem Hannoverschen Hofe und neuerdings mit dem von Coeln, Alles das würde genügen, um zwanzig Engländer dazu zu bringen, sich aufzuhängen. Ich befinde mich in Folge dessen in so trüber Stimmung, dass es mir vorkommt, als hätte ich den Spleen. Warum bezahlt man den Hof in Wien nicht mit gleicher Münze? Weshalb macht man keinen Versuch, zwischen ihm und dem Russischen Misstrauen und Zwietracht zu säen? Später würden sich dann wohl Mittel und Wege finden, mit dem letzteren, vielleicht auch mit dem Sächsischen, eine Alliance zu schliessen. Möglicher Weise würden gar Holland, Daenemark und Schweden sich bereit finden, mit von der Partie zu sein, und an der Seite so guter Verbündeten, wie die eben von mir vorgeschlagenen, würden wir dann im Stande sein, zur Offensive überzugehen, ohne jene übermüthigen Mächte fürchten zu müssen, die jetzt glauben, Europa Gesetze vorschreiben zu können. Gott weiss, wie sehr ich dem Könige ein langes Leben wünsche, aber sollte der Sukzessionsfall* nicht mehr bei seinen Lebzeiten eintreten, dann soll man mir gewiss nicht nachsagen dürfen, dass ich *mein* Interesse dem anderer Mächte geopfert hätte. Ich fürchte im Gegentheile, dass man mich der Uebereilung und zu grosser Raschheit in meinen Entschliessungen zeihen würde. Es scheint fast, als habe der Himmel den König dazu ausersehen, alle die Vorbereitungen zu treffen, welche Weissheit und Klugkeit in Aussicht auf einen bevorstehenden Krieg gebieten. Wer weiss, ob mir die Vorsehung nicht vorbehalten hat, diese Pläne glorreich dem Ziele zuzuführen, das ihnen des Königs weise Voraussicht bestimmt hat. Wenn Sie denn doch so hartherzig sind, mir nicht bald gute Nachrichten zu senden, so lassen Sie mir wenigstens irgend eine tröstliche Kunde über des Königs Gesundheit zugehen; rufen Sie nicht unnöthig die Sorge wach, und stören mir meine liebe Einsamkeit, die mir mehr werth ist, als Hof, Königreich und Ruhm!"

Den Angelpunkt für die auswärtige Politik Preussens während der letzten Hälfte der Regierung Friedrich Wil-

* Der Tod des Kurfürsten von der Pfalz.

helms I. bildete die Aussicht auf zwei werthvolle Erwerbungen, nemlich die der Herzogthümer Jülich und Berg, und andererseits den Anfall von Ostfriesland. Hierauf beziehen sich die Anspielungen in den eben angezogenen Briefen. Es würde kaum möglich sein, in den Grenzen weniger Sätze ein klares Resumé der Sachlage in Betreff der streitigen Punkte zu geben. Soweit Jülich und Berg in Betracht kommen, lag nach der preussischen Auffassung durchaus kein Grund zu irgend einer Streitigkeit vor. Im Falle des Erlöschens der regierenden Linie des kurfürstlich pfälzischen Hauses (der Linie Neuburg) war auf Grund des Erbvertrages mit dem Grossen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, der König von Preussen der natürliche und legitime Erbe der beiden Herzogthümer. Allein der damalige regierende Kurfürst, ein alter Mann ohne männliche Leibeserben, wünschte dieselben, mit Ausschluss des protestantischen Hauses Brandenburg, an seinen Nachfolger in der Kurwürde, (einen Prinzen aus der Linie Sulzbach) und wie er selbst Katholiken, übergehen zu sehen. Der Kurfürst und Pfalzgraf, der von seinem Vetter in Bayern, sowie von mehreren Brüdern und anderen Vettern, welche geistliche Kurstühle und Bischofsitze inne hatten, unterstützt wurde, war kein zu verachtender Gegner; überdies hatte er sich für die Durchführung dieses seines Lieblingsplanes im Geheimen der Zustimmung des kaiserlichen Hofes zu Wien versichert. König Friedrich Wilhelm von Preussen, dem gegenüber so mächtigen Gegnern der Muth gesunken war, hatte man im Jahre 1728 zum Verzicht auf seine Ansprüche an Jülich zu bewegen gewusst; er glaubte danach um so sicherer darauf rechnen zu dürfen, dass man ihm bei der Erwerbung von Berg kein Hinderniss in den Weg legen werde.* Wie bekannt, ist er seinem Bündnisse

* In dem Vertrage vom Dezember 1728 hatte sich Friedrich Wilhelm anheischig gemacht, die Thronfolge von des Kaisers Tochter, Maria Theresia, (die pragmatische Sanktion) anzuerkennen, Carl VI. dagegen

mit Oesterreich durch Glück und Unglück unverbrüchlich treu geblieben, und hat für seine guten Dienste nie eine andere Compensation erlangt, als die Gewährleistung jener Erwerbung. Allein, als im Jahre 1735 Oesterreich und Frankreich Friede schlossen, der Kaiser seinen Schwiegersohn opferte, und Lothringen preisgab, der König von Frankreich dagegen seinen Schwiegervater Stanislaus im Stiche liess, und den Kurfürsten August von Sachsen als König von Polen anerkannte, sah der König von Preussen den Boden, auf dem bisher seine Politik gefusst hatte, sich unter den Füßen fortgezogen, und die leider nunmehr geeinigten Grossmächte, als verbündete Gegner sich gegenüber. Frankreich weigerte sich, das linke Rheinufer — in diesem Falle die Stadt Düsseldorf — in die Hände Preussens übergehen zu lassen, und Friedrich Wilhelm wurde beschieden, dass er, selbst unter den allergünstigsten Umständen, auf nicht mehr, als auf die Hälfte von Berg zu rechnen habe; und um Allem die Krone aufzusetzen, fanden die grossen Seemächte England und Holland, Frankreichs und Oesterreichs natürliche Gegner, die sich in Folge dieser Friedens-Präliminarien von den kontinentalen Angelegenheiten ausgeschlossen sahen, und um jeden Preis den verlorenen Einfluss wiedergewinnen wollten, dass dies am besten auf Kosten Preussens zu bewerkstelligen sei. So benutzten sie denn

sich verbunden, dem König von Preussen die Erbfolge im Herzogthum Berg zu gewährleisten. Allein der Kaiser hatte bereits im August 1726 heimlich dem Kurfürsten von der Pfalz sein Wort gegeben, dass er die Ansprüche des Pfalzgrafen von Sulzbach auf *beide* Herzogthümer Jülich und Berg unterstützen, und eventuell mit der Gewalt der Waffen gegen All' und Jedermann vertheidigen werde. Wie bekannt, hatte Friedrich Wilhelm, treu seinem gegebenen Worte, auf dem Reichstage die pragmatische Sanktion gegen die Stimmen *dreier* anderer Kurfürsten unterstützt. Zum Dank für diesen Dienst, demzufolge die übrigen Europäischen Staaten ebenfalls ihre Sanktion gegeben hatten, warf der Kaiser den König von Preussen, als er seiner nicht mehr bedurfte, über Bord.

die Frage der Succession in den Herzogthümern als eine willkommene Brücke hiezu, und erklärten, dass dieselbe eine schleunige Lösung erheische, und dass sie in Bezug auf diese Lösung, Oesterreichs und Frankreichs Anschauungen vollkommen theilten. Das leitende Motiv für die Politik des Kurfürsten von Hannover in dieser Frage war lediglich Eifersucht auf den Kurfürsten von Brandenburg; ebenso fürchteten die Holländer jede Vergrösserung eines Staates an ihrer eigenen Grenze. So fanden sich denn unerwarteter Weise vier Grossmächte, die beiden grössten katholischen, wie die beiden mächtigsten See - Staaten, als Gegner der preussischen Erbansprüche verbündet. In der That, die Sachen konnten kaum schlechter stehen, als sie standen. Preussen besass nicht einen einzigen Verbündeten; dazu war seine natürliche Machtstellung in Deutschland eine erheblich schwächere geworden, seit sich Hannover und Sachsen durch die Königskronen von England und Polen, die sie sich aufgesetzt, in mächtige und drohende Nachbarn verwandelt hatten. Dies war der Stand der Dinge im Jahre 1737. Die Lage war so drohend wie möglich, und schon der Gedanke daran liess Friedrich's Blut in Wallung gerathen. Sein Eifer und Unwille machte sich endlich Luft in der Flugschrift: — „*Considérations sur l'état présent du corps politique de l'Europe*”,* über welches Duncker den oben erwähnten, höchst interessanten Essay geschrieben hat. Das Flugblatt wurde zweifellos im Winter 1737/38 geschrieben, sehr wahrscheinlich im Januar des letztgenannten Jahres. Es ist in jeder Hinsicht eine ausserordentliche Leistung für einen so jungen, überdiess im Abfassen politischer Flugschriften noch so unerfahrenen Mann. Den Haupt-, oder richtiger einzigen Zweck desselben, Gewinnung einer mächtigen Alliance für Preussen, auch nur durchblicken zu lassen, hat der Verfasser durchaus

* Sie findet sich im achten Bande der *Oeuvres de Frédéric le Grand*.

vermieden. Er schreibt unter der Maske eines Engländers, — und zwar eines Engländers von der Oppositionspartei — ** der, besorgt wegen der plötzlichen Coalition despotisch regierter Kontinental-Staaten und voller Unwillen über die Lässigkeit seiner eigenen Regierung, bemüht ist, dieser oder falls ihm dies nicht gelingen sollte, wenigstens der öffentlichen Meinung, die bereits vorhandenen, und noch mehr die für künftige Zeiten drohenden Gefahren in's Bewusstsein zu rufen, wie sie eine solche Lage der Dinge mit sich bringen muss. Natürlich werden die preussischen Interessen darin gar nicht erwähnt. Nur einmal kommt der Name Preussen vor, und zwar in Verbindung mit der Frage der Sukzession in Jülich und Berg, die nur so obenhin und *en passant* berührt wird. Erreichte er seinen Zweck, eine Wendung in der von den Seemächten eingeschlagenen Politik herbeizuführen, so war damit an und für sich schon für Preussen der mächtigste Bundesgenosse gewonnen, auf den es jemals rechnen konnte.

Es war seine Idee gewesen, eine für England berechnete Version seiner Flugschrift in englischer Sprache dort herauszugeben, gewissermaassen als den anonymen Appell eines englischen [Politikers an seine Nation, — und später dann sein eignes Original in Holland als Uebersetzung erscheinen zu lassen. Und um die Aufmerksamkeit noch mehr auf die Flugschrift zu lenken, und die öffentliche Meinung im Sinne desselben zu beeinflussen, machte er Grumbkow den Vor-

** Er sagt: „Sollte es irgend einer Macht scheinen, dass ich mich mit zu grosser Freiheit äussere, so möge dieselbe wissen, dass die Frucht noch lange den Geschmack des Bodens beibehält, auf dem sie gewachsen, und dass es mir, als dem Sohne eines freien Landes, erlaubt ist, meine Meinung mit dem Muthe des freigeborenen Mannes und mit der Offenherzigkeit zu sagen, die jede Verstellung verschmäht, und leider der Mehrzahl der Menschen unbekannt ist, mag sie auch denen ein Verbrechen erscheinen, die in Leibeigenschaft geboren, und in der Sklaverei gross geworden sind.“

schlag, er möchte auch noch eine Kritik über dasselbe veröffentlichen. In Alledem — der Flugschrift selbst, wie in dem Plane, den er für ihre Veröffentlichung entworfen hatte — erweist er sich als einen Charakter, der ein für alle Mal entschlossen ist, kein Mittel unversucht zu lassen, als ein Meister in der Kunst, die Mittel den Zwecken anzupassen, und als ein tiefer Kenner der Menschennatur, (in diesem speziellen Falle möchte ich beinahe sagen, der englischen Menschennatur) und man erkennt hier bereits jene seltsame Vereinigung von Eigenschaften, die bald darauf der ganzen Welt offenbar werden sollten.

Es schien, als sollte es zu einer Krisis kommen. Am 10. Februar 1738 wurden der preussischen Regierung seitens der vier Mächte Frankreich, Oesterreich, England und Holland identische Noten überreicht, welche die Forderung enthielten, die preussische Regierung solle die Sukzessionsfrage in den Herzogthümern Jülich und Berg der Entscheidung der genannten Mächte überlassen, und sich fernerhin verpflichten, in der Zwischenzeit keinen Schritt zu thun, der dahin ziele diese Frage noch mehr zu kompliziren. (Truppenbewegungen, Ergreifen von temporären Maassnahmen und dergl.) Darauf antwortet nun Friedrich Wilhelm mit dem Ersuchen, man möge sich erst über den Punkt der provisorischen Besetzung in einer Weise erklären, die es ihm möglich machte, eine definitive Entscheidung zu treffen.

Diese kurze Darstellung wird es leichter machen, die eben angeführten Brief-Auszüge zu verstehen. Am 4. März 1738 nimmt der Prinz seine Correspondenz wieder auf, und schreibt:

„ Sie sind erstaunt, dass ich auf den Artikel der Deklaration nicht antworte. Sie werden wohl bemerkt haben, dass er nicht ganz nach meinem Sinne ausgefallen ist. Wenn man mich nicht um meine Meinung frägt, so kann ich

ja schweigen; wenn man sie aber zu hören verlangt, dann würde ich den guten Glauben und das Vertrauen, die man in mich setzt, nicht verdienen, wenn ich nicht offen meine Ueberzeugung ausspräche. Erinnern Sie sich, Herr Marschall, dass Sie von mir diese Antwort erzwingen, und dass ich geschwiegen haben würde, wenn Sie mich nicht genöthigt hätten, mich auszusprechen. Ich gestehe Ihnen, dass ich in der den Unterhändlern gegebenen Antwort einen Widerspruch finde von Hoheit einerseits und Kleinmuth andererseits, der gar nicht nach meinem Sinne ist. Diese Antwort macht den Eindruck, als habe der, welcher sie giebt, nicht Lust, sich zu schlagen, wolle aber doch die Welt das Gegentheil glauben machen. Es gab hier nur eine Alternative: Entweder man ertheilte eine edle und stolze Antwort, ohne Versteckens zu spielen mit allerlei nichtigen Gründen, deren wahrer Werth doch bald genug an den Tag kommen wird, oder man beugte sich unter das schmachvolle Joch, welches man uns auflegen will. Ich bin nicht gewiegter Politiker genug, um einen solchen Widerspruch zwischen Drohungen und gleichzeitiger Unterwürfigkeit zu begreifen und zu billigen, ich bin jung, und würde mich vielleicht von meinem stürmischen Temperamente hinreissen lassen, in keinem Falle aber eine Sache nur halb thun. Das ist meine Ansicht, Herr Marschall, weil Sie dieselben durchaus wissen wollen. Sollte sie nicht mit der Ihrigen übereinstimmen, so vergessen Sie nicht, dass die Menschen in der Art und Weise des Denkens sich ebenso unterscheiden, wie in der Physiognomie. Wenn *ich* für eine kühne Sprache plaidire, werden *Sie* zu kluger Vorsicht rathen. Ich bin damit einverstanden; nur das bitte ich zu bedenken, dass kluge Vorsicht zwar ganz am Platze ist, wo es sich darum handelt, zu erhalten, was man besitzt, dass aber da, wo es gilt, Neues zu erwerben, Kühnheit allein zum Ziele führt.”

Etwas später in demselben Monate schreibt er wieder:

„ Ihre Betrachtungen über das *Mémoire* sind

* Nach Duncker: *Aus der Zeit Friedrich des Grossen etc.* S. 43 ist hier das *Mémoire* gemeint, das in den *Considérations* erwähnt wird, und

durchaus zutreffend, allein man würde sie doch nicht gut unter der Firma des Cabinets veröffentlichen dürfen. Glauben Sie mir, es ist hohe Zeit, dass man etwas schreibt, um die Geister vorzubereiten, und für sich zu gewinnen; die *Presse* muss jetzt arbeiten und ich fühle mehr als je Lust, meine Schrift zu veröffentlichen. Falls Sie es für rathsam halten, werde ich dieselbe nach England schicken, wo sie zunächst in englischer Sprache erscheinen soll; später wird dann mein Original in Holland als eine Uebersetzung vertrieben werden. Das ist so meine Idee; Sie könnten dann ebenfalls Ihre Betrachtungen über das *Mémoire* drucken lassen in Form eines Briefes, den ein Freund an einen Holländer, oder Engländer schreibt. Ich glaube, das würde einen ausserordentlichen Eindruck auf die öffentliche Meinung machen, um so mehr, als das Publikum im Allgemeinen zu träge ist, um selbst zu denken, und lieber die fertigen Gedanken Anderer zu den seinigen macht."

Wenden wir uns nun zu den *Considérations* selbst, als einer Probe von Friedrich's jugendlichem, politischen Style, und greifen, als besonders charakteristisch, nachfolgende, gegen den Kardinal Fleury gerichtete Philippika heraus. Nachdem er darauf hingewiesen, wie, allem Anscheine nach, Oesterreich und Frankreich sich die Hände reichten, um die Freiheit Europa's zu vernichten — Oesterreich, indem es die despotische Gewalt über Deutschland, Frankreich, indem es eine Weltmonarchie erstrebe — zählt er die Niederlagen auf, welche die österreichischen Waffen im Kriege wegen der Besetzung des polnischen Thrones erlitten, und fährt dann fort:

„Man sollte nun doch glauben, dass nach so vielen Niederlagen es Sache des *Kaisers* gewesen wäre, sich um den Frieden zu bemühen; weit gefehlt — das hiesse die Friedensliebe und Uneigennützigkeit des Kardinals durchaus verkennen; zur Ehre

an deren Schlusse mitgetheilt werden sollte; i. e. ein vom französischen Gesandten Fénélon am 14. Dezember im Haag übergebenes Schriftstück.

Frankreichs und zum Zeugniß seiner Mässigung sei es hier gesagt: als lorbeergekrönter Sieger und augenscheinlich seiner Erfolge müde, bietet es dem Kaiser, seinem besiegten Gegner, den Frieden an Der Kardinal hat sich offenbar die Herstellung eines festen und dauernden Bündnisses zwischen dem Kaiser und Frankreich zum Ziel gesetzt, in Nachahmung des Triumvirats zwischen Augustus, Antonius und Lepidus, das, wie man weiss, allein durch die Proskriptionen zusammengekittet wurde. So sieht sich auch Frankreich, auf Grund des Artikel I der Präliminarien, im Besitz des vom Deutschen Reiche losgerissenen Herzogthums Lothringen. Der Kaiser beraubt also, um Frieden zu schliessen, den eigenen Schwiegersohn seiner Erblande! Ueberdies herrschte damals durch die ganze europäische Welt unendliches Misstrauen in die Absichten Frankreichs, entsprungen aus einem alten Irrthume, der im Laufe der Zeit immer fester Wurzel gefasst hatte. Man flüsterte sich nämlich zu, Frankreich erstrebe eine Welt-Monarchie, und damit thut man ihm gewiss grosses Unrecht. Dieser Gedanke allein hatte der Ausführung all' der glänzenden Pläne Ludwigs XIV. Halt geboten, und nicht wenig dazu beigetragen, seine Macht zu schwächen; es erschien in der That geboten, ein so verderbliches Vorurtheil mit den Wurzeln auszurotten, ja selbst das Andenken daran zu verwischen."

Nachdem er die Regentschaft der Herzöge von Orleans und Bourbon kurz skizzirt, fährt er fort:

„Der Kardinal Fleury wurde sein (Bourbon's) Nachfolger; er verstand es nicht nur, die Finanzen zu heben, und die grossen wirthschaftlichen Schäden wieder auszubessern, sondern, was noch mehr ist, durch seine Gewandtheit und mittels einer ihm eigenen, seltenen geistigen Biagsamkeit, sich den Anschein ausserordentlicher Mässigung zu geben, und den Ruf eines höchst gerechten und friedliebenden Ministers zu erwerben. Um das tief Berechnete und die hohe Klugheit seines Verfahrens zu begreifen, muss man sich bewusst werden, dass Nichts so sehr geeignet ist, das Zutrauen der Menschen zu gewinnen, als ein grossmüthiger, uneigennütziger Charakter; und den Schein eines solchen hat der Kardinal Fleury sich so vor-

trefflich zu geben gewusst, dass ganz Europa, ja die ganze Welt überzeugt war, er besässe ihn wirklich. Die Grenz-Nachbarn Frankreichs glaubten, neben einem so guten Nachbar sich ruhig dem Schläfe überlassen zu können, und selbst Staatsmännern, die im Rufe eines ausserordentlichen politischen Scharfsinnes standen, galt es als eine unbestreitbare Maxime, dass, so lange der Kardinal lebe, man Angesichts seiner bekannten Charakter-Eigenschaften und seines hohen Alters, über die Absichten Frankreichs vollkommen ruhig sein dürfe.

Dies war das Meisterstück des Kardinals, der sich hierin als ein viel feinerer politischer Kopf erwiesen hat, als Richelieu und Mazarin. Sobald nun dieser kluge Staatsmann die Dinge an dem Punkte angelangt sah, wo er sie haben wollte, liess er plötzlich alle Minen springen. Der Allerchristlichste König musste ein Manifest erlassen, das zunächst noch den Eindruck bewahren sollte, den der Kardinal hervorgerufen, und dessen Inhalt sich im Wesentlichen darin zusammenfassen lässt, „dass Seine Majestät sich damit begnüge, ein blühendes Reich zu besitzen, und über ein treues Volk zu regieren, keineswegs aber beabsichtige, die Grenzen seines Reiches weiter hinauszurücken.“

Inzwischen hat ja die Folge gelehrt, in wie weit es lediglich Friedensliebe gewesen ist, was Seine Majestät zwang, Lothringen anzunehmen, und Deutschland von einer Provinz zu befreien, welche zwar ohne Zweifel seit undenklichen Zeiten ihm zugehört hat, die ihm aber, in Folge ihrer isolirten und wenig günstigen Lage, zur Last geworden war.

Frankreich übereilt sich nie; mit Zähigkeit an seinen Plänen festhaltend, verlässt es sich ganz auf die Conjunkturen; die Eroberungen müssen sich ihm, so zu sagen, von selbst darbieten. Dabei versteht es vortrefflich, alles das zu verstecken, was an seinen Plänen studirt erscheinen könnte, und so erhält man, wenn man sich nur durch den Schein leiten lässt, den Eindruck, als werde es vom Glücke mit ganz besonderer Gunst begnadigt. Man täusche sich aber nicht; Glück und Zufall sind leere Worte; das gute Glück Frankreichs sind der Scharfblick und die kluge Voraussicht seiner Staatsmänner, sowie die geschickten Maasregeln, die sie zu treffen wissen Was nun die weiteren Eroberungen betrifft, die Frankreich noch machen könnte, so ist es klug genug, sich

damit nicht zu übereilen, sondern seine Macht zunächst in dem eben erworbenen Besitzthume gründlich zu befestigen, und seine Nachbarn nicht zu erschrecken; denn zu laute Erfolge dürften doch auch die Seemächte aus dem Schlummer falscher Sicherheit und Indolenz erwecken, in den sie sich für jetzt haben einlullen lassen. Die Griechen haben einst Philipp's Erfolge zu geringschätzig betrachtet, und sich thörichter Weise eingebildet, dass der Tod dieses Fürsten sie von ihrem gefährlichsten Feinde befreien würde, von dem allein sie alles zu fürchten hätten. Das ist genau dieselbe Sprache, wie man sie jetzt in Europa führt: Man schmeichelt sich, dass der Tod des gewandten französischen Staatsmannes der Politik Frankreichs ein Ende machen, und sein ev. Nachfolger nicht dieselben Ziele, dieselben Pläne verfolgen werde. Kurz man schwelgt in jener Hoffnungslosigkeit, die von jeher der Trost schwacher Seelen und kleiner Geister gewesen ist."

Der letzte Satz des Pamphletes ist besonders charakteristisch: —

„Mit einem Worte, es ist eine Schmach und Schande, seine Länder zu verlieren, allein es ist ein Unrecht und eine That verbrecherischer Raubgier, Länder zu erobern, auf deren Besitz man kein angestammtes Recht hat.“

Schliesslich wurde die Flugschrift gar nicht veröffentlicht. Die Antwort des Königs auf die identischen Noten der vier Mächte hatte mehr Wirkung gehabt, als Friedrich von derselben erwartete; d. h. der Kardinal Fleury hatte bei der Wiederaufnahme der Verhandlungen einen ganz anderen Ton angeschlagen, (er sah einen Krieg zwischen England und Spanien voraus, und wünschte eine etwaige Allianz zwischen England und Preussen zu verhindern) und so war es nicht mehr nöthig, ja es würde unpolitisch gewesen sein, jetzt mit einer so heftigen Philippika herauszukommen. Die *Considérations* erblickten, anstatt im Jahre 1738 in England, als die Betrachtungen eines unzufriedenen Engländers ver-

öffentlich zu werden, erst 1788 — in der Holcroft'schen Uebersetzung sogar erst im Jahre 1789 — das Licht der Welt.

Später, im Frühjahr 1738, nachdem Friedrich sich entschlossen hatte, die Veröffentlichung seines Werkes hinauszuschieben, übersandte er — was nicht grade sehr weise gehandelt war — eine Abschrift seines Manuskriptes an Voltaire, natürlich mit der Einschärfung, dasselbe geheim zu halten. Voltaire, obwohl er die Arbeit bis in den Himmel erhob, fand keinen rechten Geschmack an der scharfen Kritik, welche die französischen Annexionsgelüste darin erfahren. Er meinte, es dürfte gerechter sein, „Frankreich mit einem reichen Manne zu vergleichen, der lauter Leute zu Nachbarn hat, die auf dem besten Wege sind, sich nach und nach selber zu ruiniren, und der dann ihre Besitzungen zu einem niedrigen Preise aufkauft;“ und mit einem Seitenhiebe auf das buntscheckig zusammengeflickte Deutschland und dessen Unbehüllichkeit und Schwäche, im Vergleich zu der monarchischen Geschlossenheit seines eigenen Vaterlandes, bittet er Seine Königliche Hoheit unterthänigst, sich doch der Geschichte von den beiden Schlangen zu erinnern, von denen die eine viele Köpfe und die andere viele Schwänze hatte, in Folge dessen die letztere überall hinkriechen konnte, die erstere aber nicht.“ Im Grossen und Ganzen hielt er eine feste Allianz zwischen den grossen Continentalmächten: Oesterreich, Frankreich und Spanien, für das Wünschenswertheste. Eine solche Allianz würde die ganze Welt in Frieden erhalten, da Niemand wagen dürfte, sich ihr zu widersetzen. „Engländer und Holländer könnten dann ja die Waage, mit der sie bis dahin sich berufen glaubten, Europa in Gleichgewicht zu erhalten, dazu benutzen, die Ballen zu wiegen, die sie aus Indien erhielten.“*

* *Oeuvres de Frédéric*, XXI. 216.

Die bekannteste und umfangreichste Probe von Friedrich's Prosa aus der Rheinsberger Periode bildet der *Antimacchiavel*. Er wurde im Frühling 1739, kaum später als ein Jahr nach den *Considérations* geschrieben. Der jugendliche Verfasser hatte, ehe er seine Arbeit begann, sich grosse Mühe mit dem Quellenstudium gegeben, war aber im weiteren Verlaufe derselben sehr erstaunt, zu finden, wie vieler Nachforschungen er noch immer bedurfte, und wie schwer es hält, sich über irgend einen Gegenstand zuverlässige Informationen zu verschaffen. Im *Antimacchiavel* verräth sich viel mehr Ehrgeiz, als dies in den *Considérations* der Fall ist, auch macht sich in Bezug auf den Styl ein Fortschritt bemerkbar, aber der Inhalt des Buches vermag nicht unsere Theilnahme und Neugierde zu erwecken; es sei denn, man betrachte dasselbe vom biographischen Gesichtspunkte. In diesem Sinne, und zwar im Lichte von des Autors eigenem Leben gelesen, ist es, denke ich, doch interessanter, als selbst der grösste unter den Biographen Friedrich's recht zugeben will.

Natürlich erregte das Erscheinen des Buches sehr grosses Aufsehen, obwohl dies in mancher Beziehung unter unglücklichen Auspizien stattfand. Nachdem nämlich das Manuskript an Voltaire gesandt, und von ihm einer sorgfältigen Revision unterworfen worden, * wurde es, und zwar zur Zeit, da Friedrich noch Kronprinz war, dem holländischen Buchhändler van Duren im Haag übergeben. Als der Autor dann den Thron bestiegen hatte, wünschte er das Buch zurückzuziehen; dazu wollte sich indessen der Buchhändler unter keinen Umständen verstehen, und ebensowenig zugeben, dass es von Seiten Voltaire's einem erneuten Revisions- oder Beschneidungs-Prozesse unterzogen werde; weil er sehr richtig voraussetzte, dass durch ein derartiges

* Friedrich schrieb: — „Rayez, changez, corrigez et remplacez tous les endroits qu'il vous plaira. Je m'en remets à votre discernement.“

Verfahren das Werk an Originalität und Reiz und damit, vom geschäftlichen Standpunkte aus betrachtet, auch an Werth verlieren musste. So liess denn van Duren, trotz aller Remonstrationen und eines sehr lebhaften Briefwechsels, den *Antimacchiavel* im September des Jahres 1740 erscheinen. Voltaire, der während dieser ganzen Zeit sich in Holland aufhielt, und voraussah, wie unangenehm Friedrich dadurch berührt werden würde, besorgte sofort eine zweite autorisirte Ausgabe, in der eine Menge Stellen ausgemerzt worden waren. Inzwischen war auch in London ein Nachdruck der van Duren'schen Ausgabe erschienen. Friedrich fand an ihnen Allen keinen Gefallen, und erklärte, dass er keine derselben als sein Buch anerkenne, sondern selbst eine Ausgabe veranstalten werde. Ein Vorhaben, das er indess, da vieles Andere dazwischen kam, keine Zeit fand, zur Ausführung zu bringen. Sein Original-Manuskript, von welchem nur die eine, von Keyserlingk gefertigte Abschrift, an Voltaire gesandt worden war, ist in unseren Tagen an's Licht gezogen, und unter dem Titel: „*Réfutation du Prince de Macchiavel*“ in den *Oeuvres*, zusammen mit der van Duren'schen Ausgabe („*L'Antimacchiavel*“) veröffentlicht worden.

Ueber dieses Buch ist soviel geschrieben worden, dass ich es mir, wenn ich es auch gewünscht hätte, versagen muss, dabei länger zu verweilen. Wie ich bereits bemerkt habe, ist das Interesse, das es erregt, vorwiegend ein biographisches, und von diesem Gesichtspunkte aus ein Vergleich zwischen dem Friedrich'schen Originale und der Voltaire'schen Ausgabe, nichts weniger als uninteressant und gewiss recht belehrend. Man ersieht daraus, dass Friedrich, wie zu aller Zeit, auch diesmal sich merkwürdig treu geblieben ist, und lernt dabei in der That beide Männer gewissermaassen kennen. Es wird uns klar, warum der Autor von den Aenderungen, die der Dichter mit seinem Werke vorgenommen hatte, so wenig erbaut war, und sich

so entschieden weigerte, irgendwie für dieselben einzutreten. Viele von den Sätzen, die Voltaire gestrichen hatte, weil sie ihm theils zu gewagt, oder zu jugendlich unreif, theils nicht im Einklange mit dem ganzen Tone des Buches erschienen, (noch weniger freilich mit der Vorstellung, die er sich von dessen Verfasser machte) theils endlich, weil er darin Tautologien, oder stylistische Fehler zu finden meinte, oder, weil er sie einfach für nichtssagend hielt, — waren grade solche, auf welche der Verfasser besonderes Gewicht legte, und durch deren Weglassung bisweilen der ganze Entwicklungsgang seiner Argumentation ein wesentlich anderer wurde.

Ranke, der auf kaum einer halben Seite das Beste sagt, was überhaupt jemals über den *Antimacchiavel* gesagt worden ist, — indem er, wie gewöhnlich, den Inhalt eines Bandes in wenige Sätze verdichtet, lenkt die Aufmerksamkeit auf die Sentenz: „Il doit être l'instrument de leur félicité, comme les peuples le sont de sa gloire“, welche er als eine von denjenigen Stellen bezeichnet, die Voltaire gestrichen hatte, während sie doch Friedrich grade so recht von Herzen kamen. Ebenso merkwürdig ist das Kapitel über gerechte und ungerechte Kriege. Hier hatte Voltaire einen langen Absatz, worin Friedrich darzuthun sucht, dass ein Krieg, der zur Geltendmachung bestrittener Rechte und Ansprüche unternommen wird, ein gerechter Krieg sei, und sich dabei des Argumentes bedient, „die Könige könnten, da sie keinen Richter über sich hätten, nur mit dem Schwerte in der Hand plaidiren,“ in einen Satz von drei Zeilen zusammengestrichen.*

Ueber diese jugendlichen Anläufe zum schriftstellerischen Schaffen mit spöttischem Achselzucken hinwegzugehen, da-

* Interessanter vielleicht, als Alles Uebrige, (wenn man sie im Lichte seiner späteren Lebensjahre betrachtet) ist folgende Sentenz: „La prudence veut que l'on préfère les petits maux aux plus grands, et que l'on

mit ist es nicht gethan! Sie sind mehr, als ein blosser Anlauf; es sind wirkliche Anfänge einer Thätigkeit, die nur in ihrer stetigen Fortentwicklung unterbrochen worden, und Stückwerk geblieben sind. Sicherlich versprechen sie sehr viel, und zeigen uns „ein Verständniss, das auch auf dem ungewöhnlichen Gebiete der literarischen Thätigkeit den Sieg verheisst.“ **

Wie wir Alle wissen, hat sich diese Verheissung nicht erfüllt. Es war Friedrich nicht beschieden, jemals von diesem Gebiete Besitz zu ergreifen, ja nach der Natur der Dinge, ihm nicht einmal vergönnt, es zu betreten, obwohl er in seinem späteren Leben sich bisweilen einbildete, dass es einen Königs-Weg gebe, der dahin führe, und dass er denselben gefunden habe. Besonders im *Antimacchiavel* will es scheinen, als stehe der Autor auf der Schwelle einer schriftstellerischen Laufbahn, seine noch unerprobten Streitkräfte musternd und ordnend; wir aber schauen neugierig, und mit dem Gefühl von Ungewissheit, das uns bei allen blossen Anfängen überfällt, in die Zukunft, und warten der Dinge, die da kommen sollen. Die *Considérations* dagegen stehen, glaube ich, auf ganz anderem Boden; obwohl weniger hochstrebend, und in herberem Style geschrieben, hinterlässt die Flugschrift doch den Eindruck des in sich Vollendeten, und der innerlichen Ueberzeugtheit. Ich glaube, man geht nicht allzusehr fehl, wenn man sie in eine Kategorie setzt mit einer Art von Schriftstücken,

agisse tandis qu'on en est maître. Il vaut dont mieux, de s'engager dans une guerre offensive l'orsqu'on est libre d'opter entre la branche d'olive et la branche de laurier, que d'attendre jusqu'à ces temps désespérés où une déclaration de guerre ne peut que retarder de quelques moments l'esclavage entier et la ruine. Quoique cette situation soit fâcheuse pour un souverain, il ne saurait cependant mieux faire que de se servir de ses forces avant que les arrangements de ses ennemis, lui liant les mains, lui en fussent perdre le pouvoir."

** Carlyle II. 56.

Hamilton, Rheinsberg. I.

in denen es Friedrich später als König zur Meisterschaft brachte, jenen *Staatsschriften*, die er entweder selbst schrieb, oder Andere unter seiner Inspiration schreiben liess, und bei deren Abfassung er mit so ängstlicher Sorgfalt darüber wachte, dass jedes Wort genau nur das, was damit gesagt sein soll, und nichts mehr ausdrücke. Fasst man das Wort „Staatsschriften“ in dem weiteren Sinne auf, welchen ihm die gegenwärtigen Herausgeber der Preussischen Staatschriften beilegen, und wonach es auch politische Flugblätter und noch manches Andere in sich begreift, so kann man die *Considérations* des Kronprinzen vielleicht als ein passendes „Präludium“ zu den *Staatsschriften aus der Regierungszeit Friedrichs des Grossen* bezeichnen.*

* Dies ist der Titel des grossen, neuerdings von Droysen und Duncker unter den Auspizien der Akademie der Wissenschaften zu Berlin in die Hand genommenen Werkes. Der erste, von Dr. Reinhold Koser herausgegebene Band, liegt mir vor. Zur Qualifizierung dessen, was ich soeben in Bezug auf des Königs Grundsätze für schriftstellerische Conception gesagt habe, muss ich anführen, dass der Herausgeber, als er die Art und Weise des Entwurfes eines eigenthümlichen Exposé aus dem Jahre 1744 bespricht, von dem sich nicht weniger als acht verschiedene Conzepte, entsprechend ebensoviel Entwürfen zu der Arbeit, vorfanden — uns erzählt, wie selbst bisweilen bei der Abfassung von Staatschriften der *Stylist* schliesslich mit dem *Staatsmanne* in Konflikt gerathen sei. (§ 14.) Bei einer Gelegenheit, wo Friedrich den Vorstellungen der Minister nachgegeben, und eine Phrase zurückgezogen hatte, schrieb er an den Rand der unfertigen Depesche: „Après tout, je ne suis pas assez amoureux de cette antithèse pour ne la point sacrifier à La Politique.“ (S. 452.)

Capitel XVI.

Bielfeld's Briefe.

Die Briefe wurden nie zur Post gegeben — Bielfeld lässt sein Gedächtniss im Stich — Er beschreibt ein Symposion — Und betritt die diplomatische Carrière — Sein *Éloge*.

Der Einzige, der einen leidlichen Versuch gemacht hat, sich den Dank der Nachwelt durch eine zusammenhängende Schilderung dessen, was er in Rheinsberg sah und hörte, zu erwerben, ist Bielfeld. Leider lässt sich gegen ihn, wie gegen seine Schilderungen, sehr viel einwenden. Der Mann selbst war sicherlich keine sehr angenehme Persönlichkeit, und überdies brachten seine Lebensverhältnisse meistens nicht das Beste, was in ihm lag, sondern oft grade die schlechtesten Seiten seiner Natur zu Tage. Er war ein *Parvenu*, aber einer, der es nicht fertig gebracht hatte, jene Höhen zu erklimmen, auf denen das *Parvenuthum* erst anfängt, ein sicherer und einigermaassen ehrenhafter Beruf zu werden. Es gelang ihm nicht, in den Vortrab zu kommen, sondern er trottete immer ein Wenig hinter den Gefährten her, mit denen ihn das Schicksal zusammengeworfen hatte, als sie sich anschickten, gemeinsam ihren Ablauf vom Pfosten zu nehmen. Als der Sohn eines Kauf-

mannes im Jahre 1717 zu Hamburg * geboren, war er durch freimaurerische Beziehungen mit dem Kronprinzen bekannt geworden, und hatte so die denkbar beste Chance gehabt, auf diesen einen günstigen Eindruck zu machen. Friedrich, der zu jener Zeit sicherlich in einem „Bruder“ Nichts wie Gutes erblickte, hielt ihn für einen vortrefflichen, gescheuten und jedenfalls ehrenhaften Kerl, mochte ihn gern leiden, und lud ihn, etwas übereilter Weise, nach Rheinsberg ein. Vielleicht hat er schon damals eine Andeutung darüber fallen lassen, wie hübsch es sein würde, wenn er es möglich machen könnte, dort bleibenden Aufenthalt zu nehmen.

Bielfeld traf, nach seinem eigenen Berichte, im Oktober 1739 daselbst ein. Hatte ihm schon die Einladung den Kopf verdreht, so sollte dies bald noch mehr geschehen durch den Empfang, der ihm zu Theil wurde, und die Gesellschaft, in die er sich versetzt sah. Er hat uns selbst einen Bericht über seine Reise hinterlassen; wie er unterwegs, erst in Berlin und nachher in Potsdam, vorsprach, und sich an beiden Orten eine Weile aufhielt, die Sehenswürdigkeiten in Augenschein nahm, und Besuche abstattete; alles, um den König von der Spur abzulenken, und dann — als wäre ihm dies erst nachträglich eingefallen — einen Abstecher nach Rheinsberg machte. Dort blieb er eine ganze Reihe von Wochen, (es können auch mehrere Monate gewesen sein, denn seinen eigenen Zeitangaben ist nie zu trauen, gelegentlich lässt er sie wohl ganz und gar weg) und reiste dann wieder ab. Aber im Frühling, wenige Wochen vor Friedrich's Thronbesteigung, als der König schon so krank war, dass man ihn nicht länger zu fürchten brauchte, kam er wieder, ohne Zweifel mit einer Anstellung, oder doch dem Versprechen einer solchen, in der Tasche. Sowohl der Prinz, wie die

* Der Vater war ein Mann aus guter Familie, der die Kaufmanns-Carrière eingeschlagen hatte.

Prinzessin, scheinen ihn mit äusserster Artigkeit behandelt zu haben. Es wird uns nicht erzählt, wie er sich auf dem glatten Parquet des Hofes zurecht fand, und zu bewegen wusste. Er vergisst, uns zu sagen, dass es ihm damals noch ungewohnter Boden war; mit der Lampe späterer Erfahrungen in der Hand, lässt er seine Füsse weislich im Dunkeln, und thut, als ob er sich ganz in seinem Elemente fühle. Man muss dabei immer im Auge behalten, dass seine Briefe, obgleich sie bald an eine Schwester, bald an seinen Vater gerichtet sind, „niemals,“ wie Carlyle sagt, „ein irdisches Postamt passirt haben.“ Sie wurden im Jahre 1763 herausgegeben, also vierundzwanzig Jahre nach den Rheinsberger Anfängen, und sind gewiss grösstentheils erst kurz vor ihrer Veröffentlichung geschrieben. Bielfeld hatte Preussen damals schon den Rücken gekehrt, und lebte im heutigen Herzogthume Sachsen-Altenburg auf einem Gute, in dessen Besitz er durch seine Frau gelangt war. Er grollte, glaube ich, mit dem Könige von Preussen, (übrigens ohne irgend einen vernünftigen Grund, denn Friedrich hat ihm seine Gunst bis zuletzt bewahrt) unzufrieden mit seinem Schicksale und missgünstig auf Viele seiner alten Bekannten. Bis zum Bersten neidisch war er besonders auf ein Paar Männer, die schon längst nicht mehr unter den Lebenden weilten, deren Andenken aber in hohen Ehren und so werth gehalten wurde, dass es gegen alle weiteren Angriffe so gut wie geschützt war. Er hatte für dies Leben nichts mehr zu hoffen, und gab wohlweislich seinen Memoiren die Form vertraulicher Briefe, die den Eindruck machen sollten, als seien sie wirklich zu der Zeit geschrieben, in welcher die darin erzählten Ereignisse stattfanden. Auf diese Weise konnte er scheinbar einen erstaunlichen Scharfblick in Bezug auf Charakterbeurtheilung entfalten, und dabei zugleich auf die leichteste und natürlichste Manier eine Menge gehässiger Dinge über Leute anbringen, auf die er einen

Groll hatte. Ja, was noch mehr war, die Form der Briefe lieferte ihm die seltene Chance in die Hände, auch auf den König zu sticheln, dessen Dienst er verlassen hatte. Freilich war es ihm nunmehr etwas schwer geworden, sich noch genau der Daten zu erinnern, was jedoch glücklicherweise, wie ich sicher glaube, in seinen Augen sehr wenig zu bedeuten hatte. Dann aber wollen wir ja gern annehmen, dass schon der Unterschied zwischen Vergangenheit und Gegenwart, der Contrast zwischen seinen einstigen Hoffnungen und dem, was er wirklich erreicht hatte, ihn häufig verwirrt macht, wenn er versucht, früher Geschehenes wieder in sein Gedächtniss zurückzurufen. Vielleicht könnte man sein Buch folgendermaassen charakterisiren: Erinnerungen, eingekleidet in die Form von Briefen, die scheinbar der Zeit der Erlebnisse selbst angehören; dargestellt im Lichte der Erfahrung späterer Erlebnisse, aber auch wieder verdunkelt durch die dem Verfasser zu Theil gewordenen Enttäuschungen; vielfach gefärbt durch seine Eitelkeit und seinen Hass, und oft bis zu völliger Unkenntlichkeit in Nebel gehüllt durch seinen Egoismus, der ihn zu einem unaufmerksamen Beobachter und nachlässigen Geschichtsschreiber machte.

Es würde Zeitverschwendung sein, Bielfeld in den Schilderungen zu folgen, die er uns von einzelnen Personen entwirft. Aber das nachfolgende gegen den Wortlaut des Originals: etwas zusammengedrückte Bruchstück, mag als eine Probe seiner Schreibweise dienen; es ist wohl kaum zu bezweifeln, dass seine Erzählung sich auf Thatsachen gründet.

Wir müssen uns an einem Winter-Nachmittage nach Rheinsberg versetzt denken, und lassen ihn dann selbst reden:

„Gegen Abend wurde ich zum Concert befohlen. Am Schlusse desselben sagte der Kronprinz: Gehen Sie jetzt zur Prinzessin mit heran; sobald sie ihr Spiel beendet hat, setzen

wir uns zu Tische, um nicht eher wieder aufzustehen, bis die Lichter heruntergebrannt sind, und wir uns einen kleinen Champagnerrausch getrunken haben." Ich nahm diese Drohung für einen Scherz, da ich weiss, dass solche Partien, wenn sie vorbereitet werden, selten gelingen, und eher langweilig als vergnüglich verlaufen. Allein, als ich zur Frau Prinzessin kam, hiess mich Ihre Königliche Hoheit die Sache als durchaus ernst gemeint ansehen, und sagte mir im Voraus, dass ich dem Prinzen gegenüber einen schweren Stand haben würde. In der That, wir hatten uns kaum zu Tische gesetzt, so begann er damit, in interessanter Weise eine Gesundheit nach der anderen auszubringen, denen Bescheid zu thun, man nicht umhin konnte. Das war aber nur das erste Scharmützel, bald folgte ein wahres Kreuzfeuer von *bon mots* und Scherzen von Seiten des Prinzen und einiger Gäste; die ernsthaftesten Stirnen glätteten sich, die Heiterkeit wurde eine allgemeine, und selbst die Damen nahmen daran Theil. Nach Verlauf von zwei Stunden vermochte selbst der der Kronprinzessin schuldige Respekt Einige unter uns nicht mehr davon abzuhalten, dass sie im Vorzimmer Luft schöpfen gingen. Auch ich gehörte zu ihnen. Bei'm Hinausgehen fühlte ich mich noch leidlich bei Sinnen, nachdem ich aber einmal frische Luft geathmet, merkte ich, wie beim Wiedereintritt in den Saal meine Sinne sich zu umwölken begannen. Ich hatte vor mir auf dem Tische ein grosses Glas Wasser stehen, aber die Prinzessin, der grade gegenüber zu sitzen, ich die Ehre hatte, liess in einer Anwandlung von schelmischer Laune heimlich das Wasser aus-, und statt dessen Sillery eingiessen, der christallklar war wie ein Felsenquell, und von dem man überdies noch den Schaum abgeblasen hatte; so kam es, dass ich, schon vorher nicht mehr im vollen Besitze meiner geistigen Kräfte, ohne es zu wollen, Wein mit Wein mischte, und statt mich abzukühlen, mir einen gehörigen Rausch antrank. Um mich ganz fertig zu machen, befahl mir der Prinz, mich an seine Seite zu setzen, sagte mir allerlei Artigkeiten, eröffnete mir — soweit meine blöden Augen noch zu folgen vermochten — angenehme Aussichten in die Zukunft, und veranlasste mich dabei, ein Glas von seinem Lünel nach dem andern hinunterzustürzen. Inzwischen begann auch der übrige Theil der Gesellschaft, nicht minder als ich, die Wirkungen des Nektars

zu spüren, der bei diesem Feste in vollen Strömen floss Da auf einmal zerbrach die Prinzess, sei es aus Zufall, sei es mit Absicht, ein Glas. Das gab nun das Signal zum Ausbruche stürmischer Fröhlichkeit. Im Nu flogen die Gläser in alle Ecken des Saales, und alles Glas, Kristall, Porzellan, alle Schüsseln, Spiegel, Lustres, Vasen etc., wurden in tausend Stücke zerschlagen. Mitten in all' dem tollen Lärmen blieb der Prinz völlig ruhig. Als aber die Ausgelassenheit sich zum Tumulte steigerte, zog er sich aus dem *démelé* zurück, und entwich mit Hülfe seiner Pagen in seine Zimmer; auch die Prinzessin verschwand in demselben Augenblicke. Was mich betrifft, so fand ich zu meinem Unglück keinen einzigen Lakaien, der so menschenfreundlich gewesen wäre, sich meiner wankenden Gestalt anzunehmen, kam der grossen Treppe zu nahe, und stürzte die ganze Flucht von der obersten bis zur untersten Stufe hinab, wo ich bewusstlos liegen blieb. Dort wäre ich vielleicht umgekommen, hätte nicht der Zufall eine alte Frau herbeigeführt, die mich in der Dunkelheit für den grossen Pudel des Schlosses hielt, und mir, indem sie mir einen Fussstoss vor den Leib versetzte, einen recht hässlichen Namen gab. Als sie indessen gewahr wurde, dass ich ein Mensch sei, und noch dazu ein junger Hofherr, wurde ihr Herz gerührt, und sie rief nach Hilfe. Nun stürzten meine Diener herbei, ich wurde in's Bett gebracht, und ein Chirurg gerufen. Man liess mir zur Ader, verband meine Wunden, und mein Bewusstsein kehrte zurück. Am anderen Morgen war von Trepaniren die Rede; ich kam indess diesmal mit der Furcht und einem vierzehntägigen Schmerzenslager davon, während dessen der Prinz die Liebenswürdigkeit hatte, mich alle Tage zu besuchen, und, so weit er irgend konnte, zu meiner Wiederherstellung beizutragen. Am nächsten Morgen lag das ganze Schloss jämmerlich danieder; weder der Prinz, noch irgend einer seiner Cavaliere, vermochte aus dem Bette aufzustehen, und die Frau Prinzessin war allein bei der Tafel."

Bielfeld gehörte zu denjenigen Mitgliedern des Rheinsberger Hofhaltes, die alles Ernstes geglaubt zu haben scheinen,

* *Lettres familières*. Tome I., p. p. 83—88.

dass, sowie Friedrich den Thron bestiege, sie, seine Getreuen, sämtlich mit einem Sprunge in, ich weiss nicht, was alles für hohe Staatsämter befördert werden, und dass nun fortan Reichthümer und Ehren in orientalischer Fülle auf sie herabregnen würden. So sollte es nun nicht kommen. Niemals in der Weltgeschichte hat Jemand den Thron bestiegen, so ganz ein König, wie Friedrich! Von jenem Augenblicke an war in seinen Augen „der Staat“ das Höchste; *seiner* Wohlfahrt hatten sich von nun an alle anderen Interessen unterzuordnen. Aber ebenso fest stand es bei ihm, dass seine persönlichen Freunde zu hohen Stellungen aufsteigen sollten. Er hatte sie sich, wie er sich einbildete, als Männer von Verdienst ausgewählt, und sie waren ihm wirklich lieb. Was Bielfeld betrifft, so sah er, der selbst von jugendlichem Feuereifer erfüllt war, auch in ihm einen jungen Mann von aussergewöhnlichen Gaben und Kenntnissen, der, wenn er sich nur erst aus den engen Traditionen seiner Hamburger Erziehung herausgearbeitet, und für das amtliche Leben etwas geschult haben würde, noch einmal ein tüchtiger Staatsmann werden könnte. Bielfeld selbst, dessen Begabung von Friedrich überschätzt worden war, hatte aber ganz andere Ideen von einem amtlichen Leben und seinen Pflichten. Diese Verschiedenheit der Auffassung blickt deutlich durch in seiner Schilderung einer Unterredung, welche er mit dem Könige bald nach dessen Thronbesteigung hatte.

„Der König,“ so erzählt er uns, „sagte mir in sehr gütiger Weise, dass er mich für das auswärtige Departement bestimmt habe, und es seine Absicht sei, mir in dieser Carrière weitere Beförderung zu Theil werden zu lassen. Dieselbe erfordere indessen Routine und Schulung; zu dem Ende habe er mich dazu ausersehen, den Grafen Truchsess* nach Hannover zu begleiten. Der Aufenthalt dort würde nicht von langer Dauer

* Der an Georg II. abgeschickte, ausserordentliche Gesandte, welcher diesem Friedrich's Thronbesteigung zu notificiren hatte.

sein; bei meiner Rückkehr wolle er mich dann befördern. Ich gestehe, das ist ein ziemlich kleiner Anfang u. s. w."

Er hätte einen „grossen“ daraus machen können, allein er hat es nicht gethan. Es ist ihm gänzlich missglückt, in der diplomatischen, oder irgend einer anderen Carrière zu einer hohen Stellung zu gelangen. Als Untergebener zu dienen, hielt er für etwas, was unter seiner Würde sei, und so scheint er von seiner sechsmonatlichen Dienstleistung in Hannover und London nicht routinirter zurückgekehrt zu sein, als er hingegangen war. Der König, offenbar enttäuscht, verlieh ihm den Titel eines „Legationsrathes“, und machte vermuthlich den Versuch, ihn irgendwo zu beschäftigen. Einige Jahre später (nach dem Tode Jordan's, mit dem Bielfeld in Berlin gemeinschaftlichen Haushalt geführt zu haben scheint) ernannte ihn Friedrich, der eifrig darauf bedacht war, ihn vorwärts zu bringen, und meinte, seine Talente möchten vielleicht nach einer anderen Richtung hin liegen, zum Gouverneur des Prinzen Ferdinand. Im Jahre 1747 macht er ihn in der That zum Kurator der preussischen Universitäten an Jordan's Stelle, erhebt ihn 1748 in den Freiherrnstand, und verleiht ihm den Titel eines „Geheimen Rathes.“ Allein das war Alles vergebens. Bielfeld zeigte sich keiner Stellung völlig gewachsen. Um das Jahr 1755, glaube ich, kehrte er, nachdem er einige *démêlés* mit dem Könige gehabt, Preussen ganz den Rücken, und siedelte sich — er hatte inzwischen eine reiche Frau geheirathet — auf einem Gute im Altenburgischen an. Dort und in Hamburg brachte er den Rest seines Lebens zu, indem er Bücher schrieb, die keinen sehr grossen Werth hatten. In seinem Privatleben war er geachtet und geschätzt; eine Schätzung, die im Hinblick auf seine einstige Grösse, oder besser gesagt, grossen Aussichten, in den Kreisen der Provinz, oder seiner Vaterstadt, ohne Zweifel eine um so höhere gewesen ist.

Im Jahre 1770 starb er, und erhielt in der Berliner Akademie sein Éloge, ein wahres Muster von Unparteilichkeit. Der Verfasser, wie ich als ausgemacht annehme, Formey, erwähnt zuerst einige Jugendarbeiten Bielfeld's, als „zwar interessant, doch zu skizzenhaft und sehr inkorrekt.“ Dann sagt er von seinen „*Amusements dramatiques*“, „das Beste sei, sie mit Stillschweigen zu übergehen, denn sie hätten wohl niemals jemand anders amüsirt, als ihren Verfasser.“ Darauf werden die „*Institutions politiques*“* in ehrenvoller Weise erwähnt, und als des Verstorbenen *chef d'oeuvre* bezeichnet, „nicht [eine blosse Compilation, denn die Anordnung und Auswahl des Stoffes mache dem Compiler Ehre, und die von ihm hinzugefügten Noten dem Buche keine Schande.“ Wie es scheint, war das Buch von der Kritik hart mitgenommen worden, und in seiner Erwiderung auf letztere macht deren massvolle Haltung Herrn von Bielfeld entschieden mehr Ehre, als die Gründlichkeit seiner Argumentation. Die *Lettres familières* werden, als „*trop familières*“, nicht besprochen. Die übrigen Kritiken sind in demselben Charakter gehalten, und schliesslich resümirt der Lobredner wie folgt:

„Das war Herr v. Bielfeld; obwohl ich mich in Bezug auf ihn der Aufrichtigkeit befeissigt habe, von der ich mich stets leiten lasse, so glaube ich doch, eine wirkliche Lobrede auf ihn gehalten zu haben, was allerdings auch meine Absicht war, da mir sein Andenken theuer ist, und ich auf ihn zurückblicke, als auf einen würdigen Collegen und Freund.“**

* Ein dickes Buch in mehreren Bänden, das auch in's Englische übersetzt worden ist.

** *Histoire de l'Académie Royale des Sciences et belles lettres.* Berlin.

Capitel XVII.

Suhm.

Friedrich und Suhm am Kaminfeuer — Suhm übersetzt Wolff's „Metaphysik“ — Und beweist die Existenz einer schönen Seele — Mimi verbrennt die Übersetzung an einer Kerze — Suhm geht nach St. Petersburg — Friedrich ist dem Bankerott nahe — König Friedrich Wilhelm studirt Logik — Suhm's Tod.

Hätte man Friedrich grade um die Zeit, als er sich in Rheinsberg häuslich einrichtete, gefragt, mit welchem Gegenstande er sich vorwiegend beschäftige, so würde er höchst wahrscheinlich die Philosophie genannt, und damit einen gewissen Lehrgang in der metaphysischen Spekulation, reichlich gemischt mit Moral-Philosophie und Religion, gemeint haben. Es waren, wenigstens in der ersten Zeit, mehr praktische, als rein spekulative Ziele gewesen,* die er verfolgte, als er sich mehrere Jahre hindurch bemühte, seine Erkenntniss diesen Dingen zu erschliessen. Dabei hatte er wohl, wie schon manch' anderer junger Mann von grosser Begabung

* Der berühmte Geschichtsforscher, Professor Droysen meint, Friedrich habe die Lehre von der Prädestination und ähnliche Fragen lediglich aufgefasst „als Aufgaben, seinen Scharfsinn daran zu üben und das Disputiren zu lernen, wie es ja die Jugend zu thun pflege.“ Es liegt dies sicherlich in der Art der Universitäts-Jugend. Vom Universitätswesen aber hatte Friedrich, selbst in seinen „Studentenjahren“, nicht die leiseste Spur an sich.

und dabei dürftiger Erziehung, mit dem heissen Sehnen der Jugend gehofft, er werde auf diesem Wege irgend ein gewaltiges Geheimniss ergründen, das sich ihm zwar noch völlig verberge, dem er aber nicht mehr allzufern sei; ein Geheimniss, mit dessen Enthüllung plötzlich eine Fluth von Licht hereinbrechen werde auf das Räthsel vom Leben und vom Menschen, dass es mitten in dem Glanze des vollen Tages dastehe, zugleich aber, — und daran lag ihm mehr, als an allem anderen — ihm selbst den Pfad beleuchten, und zeigen werde, wohin er seine Schritte zu lenken habe. Aber wie solchem Geheimnisse beizukommen sei, darüber hatte er nur unbestimmte Vorstellungen und Muthmassungen. Welche Hilfs- und Quellen-Studien die Forschung erfordere, welche Prinzipien und Methoden dabei anzuwenden seien, darin sah er sich völlig rathlos. Wir wissen ja, wie engbemessen der Gang seiner ersten Jugend-Erziehung gewesen war. Er hatte bisda nicht sehr viel, oder im Zusammenhange gelesen. Die Alten waren ihm versiegelte Bücher, die er höchstens in Uebersetzungen kannte, und auch diese sind ihm gewiss nicht oft in die Hände gekommen. Grade ebensowenig, wenn man von dem absieht, was ihm durch Hörensagen oder bruchstückweise davon zu Theil geworden, waren ihm die Mehrzahl der neueren Schriftsteller auf dem Gebiete spekulativer Forschung bekannt, und es wird uns nicht schwer, ihm zu glauben, wenn er mit grossem Aufwande von feierlicher Bekräftigung Grumbkow sein Ehrenwort darauf giebt, dass er „nie den Spinoza gelesen habe.“

Er war eben auf dem besten Wege vom orthodoxen Calvinismus seiner Knabenjahre zum reinsten Materialismus, als ihm die Schriften des Marburger Wolff in die Hände kamen. Wolff, ein Mann von grossen Fähigkeiten, ein scharfer Denker, dabei von nüchterner, nicht allzuschwer verständlicher Schreibweise, und ein ehrlicher, aber duldsamer Offenbarungs-Gläubiger, war grade der rechte Mann, um

einen Jüngling in Friedrichs damaliger Geistes-Verfassung zu fesseln; überdies waren der Kreuzzug, der von bigotten Geistlichen gegen Wolff in's Werk gesetzt worden, und die Drangsale, die er deshalb zu erdulden gehabt hatte, ganz dazu angethan, Friedrich auf seine Seite zu bringen. Zur Zeit jener Verfolgungen und der Verbannung Wolff's aus Preussen war der Prinz noch zu jung gewesen, um von der Sache viel zu verstehen, oder grossen Antheil daran zu nehmen. Als er aber später Wolff's Bücher las, da trug der Gedanke an die Unbilden, die dem Philosophen widerfahren waren, sicherlich nicht wenig dazu bei, ihn zu eifrigem Erfassen seiner Philosophie anzufeuern.*

Die ersten Anfänge seiner Bekanntschaft mit Wolff sind, denke ich, auf Suhm zurückzuführen, der damals sächsischer Gesandter am preussischen Hofe war. Die persönliche Bekanntschaft mit Letzterem selbst hatte sich in Berlin, natürlich in den Kreisen der Hofgesellschaft, vermittelt; wann, weiss ich nicht, jedenfalls aber schon in Friedrich's früher Jugendzeit, als dieser fast noch ein Knabe war. Ebenso wenig kann ich sagen, wann ihre Bekanntschaft sich aus dem blossen Austausch des glatthöflichen Gesichterschneidens und jener internationalen Gemeinplätze, mit welchen Fürsten und auswärtige Diplomaten im gegenseitigen Verkehr so überaus freigebig zu sein pflegen, zu einer gewissen Freundschaft des Mannes zum Manne zu entwickeln anfang; genug, der sächsische Gesandte gehörte bald zu dem engsten Kreise des Kronprinzen, und es dauert nicht lange, so finden wir Beide am Kaminfeuer in Friedrichs Palais *Unter den Linden*, wie sie in langen Winternächten, vielleicht nach irgend einem glänzenden Hoffeste, wenn alle Welt sonst längst zu Bett gegangen ist, sich eines köstlichen Plauderstündchens erfreuen.

* Im Jahre 1723 hatte Friedrich Wilhelm Wolff den Befehl zugehen lassen, bei Strafe des Hängens, die Preussischen Staaten binnen achtundvierzig Stunden zu verlassen.

Diese Winter, d. h. drei oder vier Wochen der Erholung in der Karnevalszeit, waren nur allzu kurz bemessen, und man musste sie sich also möglichst zu Nutze machen. Von Suhm hören wir Nichts, als Gutes und Erfreuliches. Er muss ein höchst liebenswürdiger, feiner und dabei wohlunterrichteter Mann gewesen sein. Da er nahezu dreissig Jahre älter war, als der Kronprinz, so blickte dieser mit Achtung zu ihm auf, und liebte es, Dinge, die ihn interessirten, mit ihm durchzusprechen, und seine Meinung darüber zu hören. Was der Gesandte sagte, war meist im Urtheil milde, anregend und dabei doch voll Weisheit. Es dauerte nicht lange, so gab ihm Friedrich nach seiner Gewohnheit einen zärtlichen Beinamen, — in diesem Falle „Diaphane“ — ein Name, der auf „Licht,“ „Klarheit“ und „Durchsichtigkeit“ deuten soll. Preuss ist der Meinung, es sei ein Versuch gewesen, das deutsche „*Durchlaucht*“, mit Zurückgehen auf seine ursprüngliche Bedeutung, französisch wiederzugeben; vielleicht habe der Sache auch irgend ein Scherz zu Grunde gelegen, dessen Bedeutung uns nicht erhalten geblieben ist. Wie dem auch sei, jedenfalls sollte damit auf Reinheit des Charakters und die Fähigkeit, Licht zu verbreiten, hingedeutet werden. Der Ausdruck war als Beiname nicht übel gewählt, und passte in der That nicht nur zu der Art des Mannes selbst, sondern stimmte auch zu dem ganzen Tone des Verkehrs, besonders aber des Briefwechsels zwischen ihm und Friedrich, der von Anfang bis zu Ende ein sehr zarter und ungetrübter gewesen ist.

Suhm, der als sächsischer Gesandter über alles Neue und jedes Tagesgeschwätz, von dem er glaubte, dass es König August interessiren könne, nach Dresden berichtete, haben wir es auch zu danken, dass wir einen Einblick in den ersten Lebensabschnitt Friedrich's gewinnen, der damals in seinem zwölften Jahre stand. (Weber, der die bezügliche

Depesche entziffert hat, giebt uns nur ein Resumé derselben, nicht die eigenen Worte des Gesandten.)

Im März des Jahres 1724 stand der König Friedrich Wilhelm bei einem, dem Feldmarschall von Grumbkow geborenen Söhnchen Gevatter. Bei der Tauffeierlichkeit wurde stark getrunken, der König überschüttete den Feldmarschall mit Gnadenbezeugungen, die der letztere nur mit der wiederholten Aeusserung beantwortete: „Ja, Euer Majestät, wenn ich nur darauf rechnen könnte!“ Der König wendete sich dann zu seinem Sohne Friedrich mit diesen Worten: „Ich möchte wohl wissen, was in diesem kleinen Kopfe vorgeht; ich weiss wohl, dass er nicht so denkt, wie ich, und dass es Leute giebt, die ihm andere Gesinnungen beibringen, und veranlassen, alles zu tadeln, das sind aber Schufte!“ Nachdem er dies wiederholt, sagte er zum Kronprinzen: „Fritz, denke an das, was ich Dir sage: halte immer eine gute und grosse Armee; Du kannst keinen besseren Freund haben, und Dich ohne sie nicht halten; Unsere Nachbarn wünschen nichts mehr, als uns über den Haufen zu werfen; ich kenne ihre Absichten, Du wirst sie auch noch kennen lernen; glaube mir, denke nicht an die Eitelkeit, sondern halte Dich an das Reelle, halte immer auf eine gute Armee und auf Geld; darin besteht der Ruhm und die Sicherheit eines Fürsten!“ Diese Worte begleitete der König mit kleinen Klapsen auf die Wange des Prinzen, die aber immer heftiger wurden, bis sie zuletzt vollkommen Ohrfeigen glichen; dabei zerschlug er einige vor ihm stehende Porzellanteller. Grumbkow, dem Beispiele seines hohen Gastes folgend, vollendete die Zerstörung, indem er alles übrige Porzellan zertrümmerte.*

Man wird sich erinnern, dass Friedrich Wilhelm Suhm einmal (es war im Jahre 1729) gedroht hat, er werde ihn hängen lassen. Als nemlich einst ein preussischer Werbeoffizier in Sachsen gefangen genommen, und zum Tode mittels

* *Aus vier Jahrhunderten.* Von Dr. Karl von Weber. Neue Folge I. 104.

Stranges verurtheilt worden war, erklärte der König von Preussen, er werde am sächsischen Gesandten Repressalien üben. Suhm, der wirklich einen solchen Bruch des Völkerrechtes fürchtete, floh schleunigst über die Grenze nach Lübben, wurde aber von seinem eigenen Könige wegen seiner Kleinmüthigkeit gescholten, und erhielt den Befehl, wieder nach Berlin auf seinen Posten zurückzukehren, womit es übrigens sehr natürlicher Weise inzwischen keine Gefahr mehr hatte, da Friedrich Wilhelm's Zorn soweit abgekühlt war, dass er sich sogar zu eingehenden Entschuldigungen und der Erklärung herbeiliess: „Die ganze Sache beruhe auf einem Missverständnisse.“

Der Reiz der zwischen Friedrich und Suhm gewechselten Briefe liegt weniger in der Natur des Gegenstandes, den sie behandeln, oder in der Stylistik, als vielmehr darin, dass sie uns zeigen, welche Wohlthat beiden Männern aus ihrer Freundschaft erwuchs, und welches Glück sie darin fanden. Suhm erweist sich als ein so treuergebener, würdiger Freund, und Friedrich giebt sich seinem *cher Diaphane* mit voller Unbefangenheit und Offenheit, und man sieht, er ist ihm von Herzen zugethan.

Sieht man billiger Weise von den Rücksichten ab, die der Rangunterschied mit sich brachte, so konnte es nichts Natürlicheres geben, als die Art, wie sie mit einander verkehrten. Niemals kam es zwischen ihnen zu irgend einem Missverständnisse. In späteren Jahren hat Friedrich's Anlage zur Neckerei (eine Anlage, die bei einem absoluten Monarchen ganz am falschen Platze ist) häufig seine Freundschaftsbeziehungen gefährdet. Er selbst wusste besser, als sonst wer, dass Niemand ihm seine Neckereien zurückgeben konnte, oder wollte, gleichwohl konnte er es nicht lassen, diesem Hange nachzugeben, und musste dann die Folgen mit in den

Kauf nehmen, die er wohl hätte voraussehen können. Der briefliche Verkehr, mit dem wir es hier zu thun haben, ist nie durch verletzende Aeusserungen Friedrich's getrübt, oder gestört worden, aber der Tod hat ihm ein frühes Ziel gesetzt. So lange er im Gange war, ist das Sobriquet des Freundes stets aufrecht erhalten worden; es war nicht Friedrich's Art dergleichen so leicht wieder fallen zu lassen; und noch in der Stunde seines Todes, als er für immer von dem königlichen Freunde Abschied nimmt, unterzeichnet sich Suhm: „Ihr getreuer Diaphane.“

Bei Gelegenheit einer ihrer Plaudereien am Kaminfeuer, und ohne Zweifel in Erwiderung auf eine von Friedrich's häufigen Fragen, muss Suhm ihm gerathen haben, die Wolff'schen Schriften zu lesen. Nun hätte ja Friedrich gar zu gern alles nur Mögliche gelesen; aber so wie er sah, dass die Bücher deutsch geschrieben waren, scheiterte er an der Bewältigung der schwerfälligen, ihm ungewohnten Sprache. Zufällig war grade damals Des Champs mit der Uebersetzung der Wolff'schen „Logik“ beschäftigt, allein er hatte sie noch nicht fertig, und dann erwies sich auch grade dieses Buch nicht als das geeignetste für den Anfang. So unternahm es denn Suhm, sei es aus eigenem Antriebe, sei es auf den dringenden Wunsch des Prinzen, den Wolff'schen Traktat über Metaphysik für ihn zu übersetzen, und dies gab die Veranlassung zum Beginne ihres Briefwechsels. Da der Prinz bereits Berlin verlassen hatte, sandte ihm Suhm die Uebersetzung, sowie sie bogenweise fertig wurde, (etwa alle vierzehn Tage einen Bogen) und mit jeder Sendung auch einen Brief. Die Uebersetzung wurde in kaum einem Jahre beendigt, der Briefwechsel aber, der nun einmal begonnen war, fortgesetzt, und man kann sagen, dass er ganz in die Rheinsberger Periode hineinfällt. Der erste Brief ist von Suhm, vom März 1736 datirt, grade zur Zeit, als Friedrich eben anfang, sich in Rheinsberg auf eigene Hand häuslich

einzurichten, und der letzte, ebenfalls von Suhm, aus dem November 1740, als Friedrich, ein halbes Jahr nach seiner Thronbesteigung, begleitet von der Königin, seiner Gemahlin und seinem ganzen Hofe, wiederum dort residirte, und den Gedanken zum ersten schlesischen Kriege fasste.

Suhm ist nie nach Rheinsberg gekommen; er befand sich während der Zeit grösstentheils weit ausserhalb allen Bereiches von dort aus. Ein-, oder zweimal macht Friedrich, nicht grade mit besonderem Erfolge, den Versuch, ihm von dem Orte, sowie dem Leben und Treiben daselbst, eine Schilderung zu geben; aber unsere Hoffnung, damit ein *tableau de l'intérieur* von des Hausherrn eigener Hand zu erhalten, wird sofort wieder zu Schanden. Friedrich besass, was Voltaire sehr gut mit „*la main rapide*“ bezeichnet hat, eine Hand, die nie im Sinne der Niederländischen Schule geübt worden war, und gern „die Umrissse wegliess.“ Hier eine Probe:

„Ich denke, es wird Ihnen recht sein, wenn ich Ihnen mit ein Paar Worten sage, wie wir hier auf dem Lande die Zeit verbringen; denn Personen, die uns theuer sind, weihen wir ja gern auch in die unbedeutendsten Details unseres Lebens ein. Wir haben unsere Beschäftigungen hier in zwei Klassen getheilt, in nützliche und angenehme. Zu den nützlichen rechne ich die philosophischen, geschichtlichen und Sprach-Studien; zu den angenehmen die Musik, die Aufführung von Tragödien, Comödien und Maskeraden und die Geschenke, die wir einander machen. Die ernstern haben indessen stets den Vorzug vor den Anderen etc. etc.“* Leider!

Es währte nicht sehr lange, so wurde Suhm der Aufgabe, der er sich unterzogen hatte, müde, und wünschte, derselben enthoben zu werden. Es war auch eine langweilige

* *Oeuvres, etc.* tome XVI. p. 290.

und wenig erfreuliche Arbeit, und so versuchte er es denn, dem Prinzen (womit er es ohne Zweifel ganz aufrichtig meinte) einzureden, „dass Wolff's eigene Worte doch mehr werth seien, als seine französischen Equivalente dafür, und dass überhaupt die deutsche Sprache sich mehr für die Behandlung abstrakter Materie eigne, als die französische,“ in der Hoffnung, er werde ihn dadurch bewegen, die „*Métaphysique*“ im Originaltexte zu lesen. Dazu wollte sich Friedrich aber durchaus nicht verstehen. „Diaphane schreibe ja ein so schönes Französisch; ohne dasselbe und ohne seine köstlichen Briefe könne er nicht leben; in allem Anderen wolle er ihm gern gefällig sein; und wenn Diaphane beschliessen sollte, fortan nur noch Chinesisch zu schreiben und zu lesen, so wäre er, der Prinz, im Stande, diese Sprache zu erlernen, nur um des Vortheiles seiner Unterhaltung nicht verlustig zu gehen. Wolff's Deutsch aber . . . ! — Er habe auch schon einige Abschnitte der Uebersetzung mit dem Original verglichen, und gefunden, dass die „*Métaphysique*“ dabei in keinem Falle verliere.“ — Ja, die Uebersetzung ist ihm sogar das Liebere von beiden!

Sehr bald nach Empfang der ersten Capitel ruft Friedrich aus:

. Allmählig beginne ich das Morgenroth eines neuen Tages in mir wahrzunehmen; noch leuchtet es mir nicht in seiner vollen Stärke, aber ich sehe doch, in der Möglichkeit des menschlichen Wesens liegt es, dass ich eine Seele habe, und dass sie unsterblich ist.

Mr. Achard hat mir eine lange Abhandlung über denselben Gegenstand geschickt ich halte mich aber an Wolff, und wenn er mir nur zu beweisen vermag, dass mein eigenes untheilbares Ich unsterblich ist, so werde ich ruhig und zufrieden sein. Sie, mein theurer Suhm, werden den Lohn für alle Ihre Mühe darin finden, dass meine aufrichtige Freundschaft für Sie nun nicht mit meinem Leben endet, sondern unsterblich bleibt, wie meine Seele, und dass diese Seele, die

sich bewusst ist, nächst Gott, Ihnen allein ihre Existenz zu verdanken, nie aufhören wird, Ihnen Beweise der tiefsten Zuneigung zu geben”

„Welcher Ruhm” — so ruft Suhm in Erwiederung hierauf aus — „für unseren Philosophen, die Existenz der schönsten Seele bewiesen zu haben, welche die Welt besitzt; und welches Glück für mich, ihm hierin als Dolmetscher dienen zu können! Welche Belohnung für meine Bereitwilligkeit! Wie viel werthvoller erscheint mir jetzt die Unsterblichkeit meiner eigenen Seele, nach der Versicherung, welche Euer Königliche Hoheit mir soeben gegeben haben.” *

Nach einiger Zeit wird das Entzücken etwas mässiger; wir bekommen zwar noch immer viel in Prosa und in Versen zu hören von „der Wahrheit, die mit der Fackel in der Hand vom Himmel herabsteigt,” und mit ihrem Lichte des Schreibers „*esprit*” durchstrahlt, „der bis dahin in Finsterniss geschmachtet habe”; aber, noch ehe ein Jahr um ist, finden wir, dass bei Friedrich (zum grossen Theile ohne Zweifel in Folge der Correspondenz mit Voltaire und der Raisonsments des letzteren über das *être simple ou indivisible*, das Gefühl der Befriedigung gegenüber den Wolff'schen Demonstrationen erschüttert ist. Im November 1736, als Suhm in Dresden sich um eine neue Stellung bemüht, inzwischen aber fortfährt, Wolff's „*Metaphysik*” für Friedrich zu übersetzen, und ihm ein Kapitel nach dem anderen übersendet, schreibt ihm Friedrich:

„Ich nehme so innigen Antheil an allem, was Sie betrifft, dass mich der geringe Erfolg, den Ihnen der Dresdener Aufenthalt bis jetzt gebracht hat, auf das Schmerzlichste berührt. Wie sehr hätte ich mich gefreut, Sie bei mir zu sehen! Nicht dass ich meine, dieser Besuch könnte Ihnen irgend welchen

* *Oeuvres, etc.*, tome XVI. pp. 255, 256.

materiellen Nutzen bringen, allein Sie durften sicher sein, einen Freund zu finden, und würden sich überzeugt haben, wie sehr mich Ihr Besuch beglückt, und wie bereit ich bin, alles anzubieten, um Ihnen den Aufenthalt bei mir so angenehm, als möglich zu machen. Zu rauschenden Vergnügungen freilich bietet mein Haus kaum Gelegenheit. Aber sind nicht Ruhe und Stille und das Suchen nach der Wahrheit etwas viel Köstlicheres, als alle lauten und frivolen Vergnügungen? Niemals habe ich so glückliche Tage verlebt, als hier, und Nichts fehlt mir zu meinem vollen Glücke, als die Freude, Sie bei mir zu sehen. Wenn das nun leider für jetzt unmöglich ist, so werden Sie wohl nichts dagegen haben, dass ich mir ein Rendezvous mit Ihnen in Berlin sichere, wohin ich ganz gewiss Anfangs Dezember kommen werde; und da das Schicksal uns nur einmal im Jahre gestattet, einander zu sehen, so werden Sie mich dieses Vergnügens nicht berauben wollen. Denn in Ihrer Gesellschaft das neue Jahr zu beginnen, würde das glücklichste Omen sein, das ich mir wünschen könnte. Es ist mir, als sähe ich Sie bereits an meiner Seite vor dem Kaminfeuer und lauschte Ihrer angenehmen Unterhaltung über allerlei Sachen, von denen wir zwar alle Beide nicht allzuviel verstehen, die aber in Ihrem Munde immer einen Klang von Wahrscheinlichkeit gewinnen. Dass Wolff uns eine Menge guter, ja der vortrefflichsten Dinge zu sagen weiss, wer wollte das läugnen? Allein vieles darunter ist doch sehr anfechtbar, und wenn man der Sache tiefer auf den Grund geht, muss man immer wieder bekennen, dass wir eigentlich gar nichts wissen Hoffentlich darf ich bald das Feuer schüren, an dem Sie sich wärmen sollen, mein theurer Diaphane, lassen Sie es mich nicht vergebens thun” *

Sie haben sich denn auch, glaube ich, in Berlin im Dezember 1736 getroffen, aber nur im Fluge. Suhm war plötzlich angewiesen worden, als sächsischer Gesandter nach St. Petersburg zu gehen, und musste seine lange Winterreise noch vor dem Schlusse des Jahres antreten. Ob es

* *Oeuvres, etc.* XVI. 297, 298.

ihnen gelang, vorher noch ein paar behagliche Abende vor dem Kaminfeuer für sich zu gewinnen, kann ich nicht sagen; war es der Fall, so sind es die letzten der Art gewesen. — Sie haben sich nie wieder gesehen. Die Trennung war ein harter Schlag für Beide, besonders für Friedrich. Am 22. Januar 1737, als er wieder nach Rhemusberg zurückgekehrt ist, schreibt er:

..... Während Sie hunderte von Meilen durchfliegen (Suhm hatte in der That eine fürchterliche Reise von nahezu zwei Monaten zu machen), sitze ich hier in tiefster Zurückgezogenheit und Ruhe. Ueber die Art und Weise meiner Beschäftigung sind Sie völlig *au fait*, es wäre also überflüssig, dabei noch zu verweilen. Ein höchst drolliger Vorfall hätte übrigens dieselbe beinahe aus aller Ordnung gebracht, und hat mir gehörig zu lachen, sowie der ganzen Gesellschaft hier reichlichen Stoff zu Scherzen gegeben. Meine liebe Mimi, die treue Gefährtin meiner Einsamkeit, sah mich neulich in Wolff's „Metaphysik“ lesen, zu deren liebenswürdigem Dolmetscher Sie sich für mich hergaben, und fand es ganz unerträglich, dass ich die Lektüre eines vernünftigen Buches ihrem frivolen Geschwätz und ihren eingebildeten Reizen vorzog. Die Stunde des Soupers zwang mich, meine lehrreiche Lektüre im Stiche zu lassen, und meiner äusseren Person jene Sorge zu widmen, deren kein vernünftiger Mensch sich entschlagen darf. Diesen Moment benutzte Mimi — von allen Affen der „Aeffischeste“ — macht sich von der Kette los, bemächtigt sich der „Metaphysik“, zündet sie an der Kerze an, und geräth ausser sich vor Entzücken, als sie dieselbe in Flammen aufgehen sieht. Stellen Sie sich meinen Schreck vor, als ich, in's Zimmer zurückkehrend, den armen Wolff eine Beute des Feuers werden sehe. Nach Wasser laufen, und die Flammen ersticken, war für mich die That eines Augenblickes. Zum guten Glück ist es nur die Copie, welche verbrannte, das Original ist völlig intakt. Chasot ist ernstlich in Wuth über den Vorfall, weil er nun eine neue Copie anfertigen muss. Nicht genug, dass Sie mir auf dem Gebiete der Philosophie ein Helfer sind, Sie wollen mich auch auf dem der Geschichte

unterstützen? Das „Leben des Prinzen Eugen“, ein für junge Leute meines Alters höchst nützliches und lehrreiches Buch, wird mir viel Vergnügen machen. Da Sie edelmüthiger Weise sich der Mühe unterziehen wollen, es für mich kommen zu lassen, brauche ich mich um weiter nichts zu kümmern, auch nicht um den Einband, da ich überzeugt bin, Sie werden auch hiefür, sowie für eine sorgfältige Verpackung gütigst Sorge tragen, sodass die Kupferstiche nicht etwa vom Regen Schaden leiden. Ich wünschte, mein theurer Diaphane, dass ich meinerseits einmal im Stande wäre, Sie mit einer ausgewählten Bibliothek, zu versehen.“ . . . *

Mimi hatte keinen wirklichen Schaden angerichtet; aber nichts desto weniger bezeichnen die That des Affen und die Asche der „Metaphysik“ auf dem Fussboden des Thurmmimmers, wenn nicht einen Wendepunkt in der Sache, sodoch das Symbol eines solchen. Von nun ab ist weder in den uns hier vorliegenden, noch irgend anderen Briefen Friedrich's, über Wolff viel mehr zu finden. Während Suhm in Russland verweilte (es hat drei und ein halbes Jahr gewährt), schrieben Friedrich und er einander häufig. Aber der Kernpunkt ihrer Briefe war nicht Wolff's Philosophie, sondern „das Leben des Prinzen Eugen“ und Aehnliches. Dieses „Leben des Prinzen Eugen“, „ein für junge Leute so nützliches und lehrreiches Buch“, der „Einband“, die „Illustrationen“ dazu, die „neueste Ausgabe“ davon, die „Mémoires der Akademie von St. Petersburg“, später dann „dreissig schwarze Zobelfelle“ und „andere Pelzsorten“, waren nichts als ebenso viel verschiedene Bezeichnungen für — Geldanleihen. Suhm hatte es auf sich genommen, für den Prinzen, der oft bittere Noth daran litt, Geld zu borgen. Offen darüber zu schreiben, daran war selbstverständlich nicht zu denken. Aber selbst unter diesem etwas durchsichtigen Schleier, war es noch

* *Oeuvres etc.*, XVI. 312—313.

gefährlich. Wäre einer dieser Briefe dem Könige in die Hände gefallen, so hätte er sehr einfach sein müssen, wenn er die Sache nicht durchschaute.

„Ich bin nun mit meiner ganzen Lektüre zu Ende,“ schreibt der Prinz am 23. März 1737, und erwarte mit grosser Ungeduld „das Leben des Prinzen Eugen.“ Dieser Tage wurde ich von Jemand auf das Dringendste gemahnt, ihm wenigstens einen Auszug daraus zu geben; ich habe mich damit entschuldigt, dass das Original noch nicht in meinen Händen sei.“

Dann später: „Man fordert von mir zwölf Exemplare des Buches“ (zwölftausend Thaler). „Die, welche sie bestellt haben, verfolgen mich alle Tage damit, als ob ich eine Buchdruckerpresse im Hause hätte, und überhaupt im Stande wäre, ihre Wünsche nach meinem Belieben zu erfüllen. Bitte, suchen Sie doch einen Vertrag mit einem Buchhändler darüber abzuschliessen.“

(Juni 1737): „Sie können sich denken, welche Freude mir die Memoiren Ihrer Akademie gemacht haben. Sie haben mich aus einer grossen Verlegenheit befreit, in Bezug auf einige wissenschaftliche Fragen, über die ich in eine Diskussion gerathen war, welche damit nun ihre Erledigung gefunden hat.“

(März 1738): — „Sie glauben gar nicht, mit welcher Hartnäckigkeit man mich immer wieder um Bücher angeht. Gewisse Personen treiben das gradezu bis zur Aufdringlichkeit; und wenn dann die Bücher, deren Sie sich liebenswürdiger Weise um meinetwillen entäussern wollen, angelangt sein werden, so wird meine eigene Bibliothek so gut wie nichts davon zu sehen bekommen, denn ich werde damit zunächst die unersättliche Gier Jener befriedigen müssen.“

Ein Jahr später (im Frühling 1739) schreibt er wieder:

„Unser Plan in Bezug auf Beschaffung einer Bibliothek geht den Krebsgang. Gute Bücher sind sehr selten,

und die, welche sie besitzen, trennen sich nur sehr ungern von ihnen. Das einzige gute Buch, welches Sie mir geschickt haben, ist *à veau-l'eau*. Ich hatte mir Bücher geliehen, in der Hoffnung, sie später kaufen zu können, sehe mich aber angesichts meiner finanziellen Lage genöthigt, sie ihren Eigenthümern wieder zurückzugeben. Uebrigens bin ich zu Ende mit der Lektüre aller meiner alten Bücher, und habe absolut nichts mehr zu lesen. Das ist sehr unangenehm, zumal für Jemanden, der eifrig bestrebt ist, sich zu unterrichten. Ich rechne immer noch auf Ihr *savoir faire* und schmeichle mir mit der Zuversicht, dass, wer sich in dem Chaos des Leibnitz'schen Systems unter Wolff'scher Beleuchtung, als ein so kundiger Führer erwiesen, auch Mittel und Wege finden werde, mir weiteres Material zu meiner Belehrung zu verschaffen."

(26. September 1739): — „Ich wünschte, Sie könnten Ihre Akademie dazu bewegen, mir jährlich zwei Exemplare, wie die, welche Sie mir bei Ihrem vorjährigen Aufenthalte in Russland sandten, zukommen zu lassen; denn ich habe aus ihrer Lektüre wahrhafte Belehrung geschöpft, und finde, dass die darin enthaltenen Wahrheiten sich merkwürdig gut in der Praxis verwerthen lassen. Sie, der Sie selbst ein Philosoph und in diesem Zweige der Wissenschaft wohl bewandert sind, werden ein volles Verständniss dafür haben, welches Gute mir aus diesen Studien erwachsen muss. Ich erwarte mit der grössten Ungeduld Ihre Antwort."

Ein anderes Mal bestellt er sich „dreissig schwarze Zobel-Felle“ und „da solche nur in Partien zu dreissig Stück käuflich seien, siebenundzwanzig aber zu einem Mantel für ihn selbst ausreichten“, bittet er Suhm, „drei davon (dreitausend Thaler) zu einem Paar Aermelbesätzen für sich zu behalten.“ *

Wurde ihnen die Maske einmal zu lästig, dann nahmen sie ihre Zuflucht zur Chiffre-Schrift, und thaten, als schickten

* *Oeuvres, etc.* XVI. 316, 320, 327, 352, 361, 366, 378.

sie einander „arithmetische Aufgaben.“ Hier und da gelang es ihnen auch wohl, durch Vermittelung irgend eines zuverlässigen Boten einander ganz ohne Rückhalt zu schreiben; allein das waren seltene Fälle. Die Person, von der Suhm das Geld entlieh, war Biron, Herzog von Curland. Als Friedrich das erste Darlehn erhalten hatte, schrieb er, dass, wenn es vierzehn Tage später eingetroffen wäre, er verloren gewesen sein würde.“ Aber die Gefahr, wenn auch für diesmal beschworen, stieg immer wieder von Neuem herauf. Der Herzog selbst hatte „schrecklich viel Schulden“ und kein Geld. „Allerdings besass er eine grosse Ressource (in der Kaiserin Anna) und hatte den besten Willen, sich dem Kronprinzen von Preussen gefällig zu erweisen, allein es verstrich eine lange Zeit, bis auf die erste Rate die zweite folgte, und Suhm gab deshalb sehr bald zu verstehen, dass es zweckmässiger sein würde, sich direkt an die „Ressource“ und nicht an Biron zu wenden, zumal diese Ressource von Liebe und Hochachtung für den Prinzen erfüllt, und sicherlich sehr begierig sei, ihm alle nur möglichen Aufmerksamkeiten zu erweisen. Friedrich erschien dieser Vorschlag zuerst sehr bedenklich, und er schüttelte allen Ernstes den Kopf dazu. „Ich kann wohl gegen einen Herzog Verpflichtungen haben, aber bedenken Sie die Folgen einer Kaiserin gegenüber.* Als aber im Laufe der Zeit der Schuh ihn immer mehr und mehr zu drücken begann, da blieb ihm schliesslich nichts Anderes übrig, als die gebotene Hilfe anzunehmen, und die Folgen Folgen sein zu lassen. Im Dezember 1739 gab Friedrich Suhm Nachricht, er sei bereit, an die Kaiserin zu schreiben, wenn er ihm nur einen Entwurf zu einem Briefe an dieselbe schicken wolle. „Ich muss vierundzwanzig Tausend Thaler jährlich haben,“ sagt er, „gelingt es Ihnen, mir diese zu verschaffen, dann können Sie zwei

* *Oeuvres, etc.* XVI. 356.

Tausend davon für sich behalten” Alles dies wurde in Chiffre geschrieben: und wahrlich mit gutem Grund! „. eine algebraische Aufgabe, die mir der gelehrte Algarotti gesandt hat.”

Einmal kommt der Prinz auch auf ein erfreulicheres Thema zu sprechen, und hat eine ganz erstaunliche Neuigkeit mitzuthellen;

„Das Allerneueste ist” (vom Oktober 1739), „dass der König täglich drei Stunden Wolff'sche Philosophie studirt, wofür Gott gepriesen sein mag! Das ist doch endlich einmal ein Triumph der Vernunft Würden Sie es noch vor zwei Jahren für möglich gehalten haben, dass wir ein solches Phänomen erleben könnten? Aber das ist noch nicht alles. Man hat Wolff ein Gehalt von tausend, und seinem Sohne ein solches von fünfhundert Thalern angeboten, sowie seiner Frau eine Pension zugesichert, im Falle sie zur Wittve werden sollte.”*

* So unglaublich die Sache klingt, sie verhielt sich wirklich so. Wolff schlug indess alle diese lockenden Anerbieten aus, und weigerte sich standhaft, seinen Kopf noch einmal in die Schlinge zu stecken; er blieb in Marburg (d. h. bis Friedrich ihn aufforderte, nach Berlin überzusiedeln; dann kam er sofort). Dessen ungeachtet that Friedrich Wilhelm, mit dem Eifer eines Neubekehrten, alles, was in seinen Kräften stand, zur Verbreitung Wolff'scher Prinzipien. Mittels Erlasses vom Jahre 1739 — das einen seltsamen Rücksprung darstellt von der sechzehn Jahre früher ausgesprochenen Drohung, den Philosophen hängen zu lassen — werden die Studenten der Theologie angewiesen, sich von Grund aus mit der Philosophie und einem rationellen System der Logik, wie dem von Wolff, vertraut zu machen.” Auch in seinem Privatleben bestand der König, der nie etwas halb that, mit einem Male darauf, dass überall die gehörigen „Prämissen” und „Conclusionen” zur Anwendung kamen. Als er zum Beispiel einmal von dem Kommandanten von Wesel, dem General Dosson, einem Offizier, der bei ihm in hohen Gunsten stand, einen Brief erhielt, und sich überzeugen wollte, ob der General auch keine Fehler in seinen Syllogismen gemacht habe, wurde er über alle Maassen ungehalten, als er in dem Briefe überhaupt keine Syllogismen zu entdecken vermochte. Er nahm den Brief noch an demselben Abende mit in sein Tabaks-Collegium, liess ihn dort laut vorlesen,

Es scheint nicht, dass der Brief an die Kaiserin jemals geschrieben worden ist, geschweige denn, eine Wirkung gehabt hat. Nur wenige Wochen noch, und die schwindende Gesundheit des Königs sollte es dem Prinzen leichter machen, sich seine Gläubiger vom Leibe zu halten. In kaum einem halben Jahre war er in der Lage sie alle zu befriedigen. Im Juni 1740 schreibt er an Suhm „Fragen Sie Ihren Herzog in meinem Namen, an wen er das Geld zurückgezahlt zu sehen wünsche?“

Der Briefwechsel kam zu tragischem Abschlusse. Suhm war ein treuer, zuverlässiger Freund gewesen, und hatte mit grosser persönlicher Gefahr und Mühewaltung dem Prinzen Hilfe und Dienste geleistet, ohne jemals dafür einen Dank zu beanspruchen. Friedrich, der sich dessen wohl bewusst war, hatte seit lange auf den Tag geharrt, der ihn endlich in den Stand setzen sollte, Güte mit Güte zu vergelten, und sich Diaphane's köstlicher Unterhaltung „ohne Hemm- und Hindernisse zu erfreuen.“ Diaphane seinerseits, dessen Gesundheit tief erschüttert war, und der in drückenden

und kritisirte ihn dann „nach logischen Grundsätzen.“ Das ganze Tabaks-Collegium war darüber einig, dass der General „*raisonnait comme un coffre.*“ Daraufhin schrieb der König dem General folgende Antwort: „Mein lieber General! Ich habe euren Brief erhalten und daraus ersehen, dass ihr entweder schlaftrunken, oder besoffen gewesen seyn müsset, oder dass ihr gar zu unordentlich denket und falsche Begriffe habet. Ihr widersprechet euch selbst in euren *raisonnements.* Ich rathe euch also, als ein guter Freund, ob ihr gleich schon bei Jahren seyt, machet es wie Ich, lernet vernünftig denken und richtige Schlüsse machen, so werdet ihr auch vernünftig *raisonniren.*“ Eine ähnliche Antwort ertheilte Seine Majestät einem Geistlichen, der eben irgendwo in der Mark zum Superintendenten befördert worden war: „Ich sehe zwar aus eurem Schreiben, dass ihr in Halle studieret habet, und ein guter *theologus* zu sein glaubet, Ich sehe aber auch dass ihr ein schlechter *philosophus* seyd und ganz unrichtige Begriffe habet, Ich rathe euch also, kauffet euch die Wolffischen Schriften und lernet vor allen Dingen die *Logic*, so werdet ihr nicht mehr so abgeschmackt schreiben. . .“ (Weber, *Aus vier Jahrhunderten.* Neue Folge. I. 139.)

Verhältnissen lebte, blickte natürlich gleichfalls mit Sehnsucht diesem Tage entgegen. Endlich bestieg Friedrich den Thron. Vier Wochen später (den 29. Juni 1740) schrieb er:

„Mein theurer Diaphane, ich hoffte, unter den Glückwünschen, die Sie mir zum Antritt meiner neuen Würde senden, auch ein Paar Worte über Sie selbst zu finden. Allein zu meiner grossen Enttäuschung finde ich Nichts irgendwie Interessantes in Bezug auf mich, oder Sie. Ich bitte Sie desshalb, mein lieber Suhm, mir zu schreiben, ob Sie der Mann sind, einen Ministerposten mit dem beschaulichen Dasein eines Weisen zu vertauschen, und glauben, dass Ihnen meine Gesellschaft einigermaassen Ersatz bieten werde für die politische Carrière, die Sie aufgeben sollen“

Darauf antwortete nun Suhm, der geglaubt hatte, die Initiative in dieser Angelegenheit dem Könige überlassen zu müssen, mit einem „Ja Sire!“ und reichte sofort sein Gesuch um Entlassung aus dem kursächsischen Diplomaten-Dienste ein. Dies wurde genehmigt, und gegen Ende August konnte er bereits sein Abberufungsschreiben übergeben, und von Petersburg abreisen.* Zunächst aber war er genöthigt, nach Warschau zu gehen, wo der Kurfürst von Sachsen und König von Polen eben Hof hielt, um seine Entlassung aus dessen Händen persönlich zu empfangen. Unterwegs wurde er krank, und musste in Memel und anderen Orten

* Es macht einen peinlichen Eindruck, wenn man erfährt, dass Manteuffel der Ankunft Suhm's mit Ungeduld entgegensah, weil er darauf rechnete, dass dieser zum Nachfolger des Staatsministers Thulemeier (der am 4. August 1740 starb) ausersehen sei, und als ganz selbstverständlich annahm, er und seine Auftraggeber in Dresden würden durch Suhm's Vermittelung nun sofort in den Besitz der tiefsten Staatsgeheimnisse der preussischen Regierung gelangen, und zwar in viel direkterer, viel zuverlässigerer Weise, als dies durch irgend einen Subaltern-Beamten geschehen konnte. (Droysen, *Geschichte der Preussischen Politik.*) Band I, 117.

das Bett hüten. Friedrich sah seiner Ankunft mit Ungeduld entgegen, und Suhm selbst, froh, von Russland fortzukommen und des aufreibenden Lebens im Diplomaten-Dienste herzlich müde, überdies ernstlich leidend und im höchsten Grade der Ruhe bedürftig, sehnte sich nicht minder nach dem sonnig-behaglichen Dasein, welches ihn in Berlin erwartete. Gegen Ende September erreichte er Warschau. Bis dahin hatte er von Friedrich Briefe über Briefe erhalten, die, wenn auch nur kurz, doch stets in dem alten herzlichen, scherzhaften Tone gehalten waren. In Warschau erreichten ihn mehrere kurze Briefe, von der Hand eines Sekretairs geschrieben,* die in wenig steifen, und förmlichen Worten nichts enthielten, als die Bestätigung des Empfanges seiner Briefe. Dieser auffallende Wechsel in Form und Ton hatte seine Ursache in einem Anfall von kaltem Fieber, der den König betroffen. Suhm aber, der zu dieser Zeit schon seiner Auflösung entgegenging, fühlte sich, obwohl ihn im ersten Augenblicke, als er von dem Fieber hörte, die Sorge übermannte, offenbar durch die fremde Handschrift beunruhigt. Er fuhr indessen fort, seinerseits über seinen Zustand zu berichten. Von Woche zu Woche hoffte er, in Folge der ihm verordneten Diät von Bouillon und Milch, wieder soviel Kraft zu gewinnen, um seine Reise fortsetzen zu können. Am 28. Oktober schreibt er ganz in Extase, und meldet, dass er soeben seine Entlassung in aller Form und in den gnädigsten Ausdrücken erhalten; nun habe er den höchsten Gipfelpunkt der Glückseligkeit erreicht, zu dem sich seine Wünsche jemals verstiegen hätten, nun endlich gehöre er wirklich Seiner Majestät („... meinem Herrn und Meister, meinem gnädigen Beschützer, meinem Freunde“) und dann schliesst er mit der flehentlichen Bitte, Friedrich wolle ihm

* Preuss sagt davon nichts, aber es ist klar. Diese kurzen Briefe fehlen in der ursprünglichen Ausgabe des Briefwechsels mit Suhm.

doch ein Paar Worte von seiner eigenen Hand senden. Nur sechs Tage später (den 3. November 1770) schrieb er noch einmal:

„Sire! Vergebens sucht man mich in Hoffnungen einzulullen; vergebens müht sich der mächtige Lebenstrieb in mir, mein Herz mit Illusionen zu nähren, indem er mir freundliche Bilder einer glücklichen Zukunft vorspiegelt, die ich so heiss ersehnt hatte, und die sich mir nun endlich eröffnen sollte; mit einem Worte — es wäre vergebens, wollte ich es mir selber noch länger verbergen, dass mein Ende nahe ist; jeder Tag, jede Stunde mahnt mich eindringlicher daran. Wie sehnlich ich auch wünschte, Euer Majestät den Schmerz dieser Nachricht zu ersparen, ja selbst, wenn es mir möglich wäre, dieselbe von Ihnen fern zu halten, und zu verhindern, dass Ihr grossmüthiges, warmfühlendes Herz davon erschüttert werde, eine heilige, unabweisbare Pflicht würde es mir verbieten. Ja Sire, es ist nur zu gewiss, ich stehe am Rande meines Grabes! Ach, noch angesichts des Hafens leide ich Schiffbruch! . . .”

Dann empfiehlt er seine vier mütterlosen Kinder und seine Schwester der Gnade des Königs, indem er ausführlich angiebt, wie er die Kinder erzogen wissen wolle, und versichert, jetzt könne er in Frieden und ohne Sorgen über ihre Zukunft die Augen schliessen. Dann fährt er fort:

„Nun bleibt mir nichts mehr zu thun übrig, als mein Herz abzulösen von dieser Erde, und es hinzuwenden zu dem ewigen Quelle alles Lebens und aller Glückseligkeit. Oh, wie fühle ich in diesem Augenblicke die ganze Kraft des Bandes, das mich an den liebenswürdigsten und trefflichsten aller Menschen knüpft, dem auf meinem Pilgerpfade zu begegnen, mir vom Himmel gnädig beschieden war. Ja, ich fühle in diesem Augenblicke, was es mich kostet, dieses Band zu zerreißen. Allein, meine Standhaftigkeit soll mich nicht verlassen, ein grosser, trostvoller Gedanke hält mich aufrecht, die feste Zuversicht, dass, was geschaffen ist, zu lieben, auch zurückkehren muss in den ewigen, unerschöpflichen Urquell

aller Liebe! Die Stunde naht; schon fühle ich meine Kräfte schwinden; wir müssen scheiden (*Il faut se quitter*); Adieu! Noch eine Thräne fällt zu Ihren Füßen! Oh, wolle sie betrachten, grosser König, als ein Pfand der zärtlichen, unwandelbaren Zuneigung, mit der Dein getreuer Diaphane Dir angehörte bis zu seinem letzten Athemzuge."*

Am 8. November starb er. Sein letzter Brief und die Nachricht von seinem Tode erreichten den König zu gleicher Zeit in Rheinsberg. Es war die erste Lücke, die der Tod in den Kreis seiner Freunde riss. Am 16. November schreibt er an Algarotti:

„Ich bin dazu auserkoren, Trauriges zu erleben. So eben erfahre ich den Tod Suhm's, meines vertrauten Freundes, der mich ebenso aufrichtig liebte wie ich ihn, und mir bis zu seinem Tode bewiesen hat, welch' festes Vertrauen er in meine zärtliche Freundschaft setzte. Ich wollte lieber, ich hätte Millionen verloren. Man findet nicht leicht wieder einen Mann, der mit soviel Geist und Herz soviel Redlichkeit der Gesinnung vereinte. Mein Herz wird um ihn trauern viel tiefer, als um den nächsten Verwandten. Sein Andenken wird in mir fortleben, so lange noch ein Tropfen Blutes durch meine Adern rinnt, und seine Familie soll fortan die meine sein. Adieu! Ich vermag über etwas Anderes jetzt nicht zu sprechen. Mein Herz blutet, und der Schmerz ist noch zu heftig, um mich an irgend sonst etwas denken zu lassen."

Suhms Bruder und Schwester, sowie seine vier Kinder, liess der König sofort nach Berlin kommen. Fräulein von Suhm empfing eine Pension für den Rest ihres Lebens, und die Kinder wurden unter ihrer Leitung auf seine Kosten erzogen. Die Söhne traten alle drei in die Armee ein, und die Tochter verheirathete sich im geeigneten Alter. Der älteste Sohn, dem in der Schlacht bei Prag ein Bein abgeschossen wurde, erhielt später eine Civil-Anstellung.

* *Oeuvres, etc.* XVI, 403, 404.

Im Jahre 1785, fünfundvierzig Jahre nach Diaphanes Tode, erhielt Friedrich einen Brief von diesem Sohne, der nun auch seinerseits auf dem Sterbebette lag, worin derselbe seine drei Söhne, welche alle drei in die Armee eintreten sollten, der Gnade des Königs empfahl. Seine Majestät antwortete sogleich:

„Mit Schmerz ersehe ich aus Ihrem Briefe vom 12., dass Sie Ihrem Ende entgegensehen. Der Name Suhm ist mir in der That theuer. Ich habe mehrere Träger desselben gekannt, welche sich durch Verdienste ausgezeichnet, und meine Achtung sich erworben haben. Ihr Vater und Sie selbst gehören dazu, und Ihre Söhne sollen deren ebenfalls theilhaftig werden, wenn sie in ihres Grossvaters und Vaters Fusstapfen treten“

Das Schreiben — natürlich von der Hand eines Sekretairs — bildet mit der knappen, offiziell frostigen Weise, in welcher es der einstigen Busenfreundschaft Erwähnung thut, einen seltsamen Contrast zu den Briefen der Jugendzeit. Des Königs Sprache wird da, wo er auf den alten Freund und dessen frühen Verlust zurückkommt, klanglos, und seine Worte lauten gravitatisch und förmlich. Kein Ton menschlichen Empfindens, nichts, was uns an die Botschaft von der Brüderlichkeit aller Menschen erinnerte, klingt daraus hervor; was wir vernehmen, ist nur die Kundgebung des Souverains, der seine Anerkennung über ein würdig verbrachtes Leben ausspricht. Wie konnte es auch anders sein. Es hatte eine Zeit gegeben, da seiner Sprache noch eine Fülle „rein menschlicher Gemüthstöne“ geläufig waren; aber das war lange her. Fast ein halbes Jahrhundert lag zwischen dem Jetzt und der Zeit, wo er als Freund zum Freunde zu sprechen pflegte, und fast eben so lange war es her, dass die, welche ihm einst gelauscht und geantwortet hatten, die Freunde und Genossen seiner

Jugend, alle eingegangen waren zur ewigen Ruhe. Seitdem war er gewohnt gewesen, fast nur noch Worte des Befehles zu sprechen, oft in recht lautem Tone. Nun war die Stimme abgenutzt, und aller Wohlklang, alles Metall aus ihr gewichen. Und der König selbst, um den schon die Nacht heraufdämmert, wandelt einsam und langsamen Schrittes dem Hause des Schweigens zu. Wie weit lag Rhemusberg zurück, wie weit „*la Métaphysique de M. Wolff*“, und die Zeit, da ihm kleine Schulden Noth und Sorge gemacht hatten! Noch ein Jahr, und das „grosse warmfühlende Herz“ hatte aufgehört, zu schlagen; der LETZTE DER KOENIGE* war zu seinen Vätern versammelt.

Wenn wir heutigen Tages mit der Kenntniss, die wir vom Charakter ihres Schreibers besitzen, Suhms Briefe lesen, so will uns doch die Schmeichelei, die darin zu Tage tritt, sowohl in ihrer Quantität, wie in Bezug auf ihre ausgesuchte Qualität, oft wundersam bedünken. Friedrich selbst remonstrirt ein paar mal dagegen, vielleicht nur *pro forma*. Sie ist, wie der schrille Klang der Dampfwagen-Pfeife, der uns plötzlich erschreckt, jeden Augenblick bereit, auf den Druck eines Fingers mit gewaltigem Stosse loszubrechen, kreischend, unorganisch, betäubend; und auch diejenigen unter uns, welche gar nicht mit dem Zuge fahren, sondern als blosse Zuschauer auf dem Perron stehen, empfangen denselben Eindruck, — wir wenden den Kopf hierhin und dorthin, und wünschen, es möchte nur irgend etwas geschehen, das ihr ein Ende mache. Damals freilich, als alle vierzehn Tage eine Portion davon, zusammen mit einem frischen Stücke Uebersetzung der *Métaphysique*, in Rheinsberg anlangte, war sie durchaus nichts Unwillkommenes, —

* So nennt ihn Thomas Carlyle, und hat in diesem Sinne seine „Geschichte Friedrichs des Grossen“ geschrieben.

alles eher, als das! — Wenn wir aber diese Schmeicheleien an sich und den Mann, aus dessen Feder sie fliessen, sowie Andere, die damals und später Aehnliches und Schlimmeres leisteten, in's Auge fassen, nimmt es uns weniger Wunder, dass selbst Friedrich der Grosse nicht wusste, was er sich dabei denken sollte, und zeitweise die Menschen ganz und gar aufgab, um sich seinen boshafteffen Affen und seinen Schoosshunden zuzuwenden.

... auf der wie weit, ja Metaphysik, ...
 ... da ihm kleine Schanden Noth und Sorge gemacht
 ... Noch ein Jahr, und das „grosse wahrnehmende Herz“
 ... der LETZTE DER KÖNIGE ...
 ... zu seinen Vätern veremmt ...

Wenn wir heutigen Tages mit der Kenntnis, die wir vom Charakter ihres Schreibers besitzen, Suhms Briefe lesen, so will uns doch die Schmeichelei, die darin zu Tage tritt, sowohl in ihrer Quantität wie in Bezug auf ihre ausgesuchte Qualität, oft wunderbar bedünken. Friedrich selbst re-mostrate ein Paar mal dagegen, vielleicht nur pro forma. Sie ist, wie der schrille Klang der Dampfwagen-Pfeife, der uns plötzlich aufschreckt, jeden Augenblick bereit, auf den Druck eines Fingers mit gewaltigen Stosse loszubrechen, kreischend, unorganisch, bedäufend; und auch diejenigen unter uns, welche gar nicht mit dem Zuge führen, sondern als blasse Zuschauer auf dem Perron stehen, empfangen denselben Eindruck. — wir wenden den Kopf nicht in und dorthin, und wünschen, es möchte nur irgend etwas geschehen, das ihr ein Ende mache. — Damals freilich, als alle vierzehn Tage eine Portion davon, zusammen mit einem frischen Stücke Uebersetzung der Metaphysik, in Rheinsberg ankam, war sie durchaus nichts Unwillkommenes. —

So nennt ihn Thomas Carlyle, und hat in diesem Sinne seine „Geschichte Friedrichs des Grossen“ geschrieben. D. U.

Capitel XVIII.

Voltaire.

Friedrich's Hochschätzung für Voltaire — Seine Ansicht über ihn anfangs und später — Seine Bewunderung wird erwiedert — Er sendet ihm einen Spazierstock und sein Portrait — Keyserlingk geht, das Goldene Vliess zu holen — Bringt aber nur ein Bruchstück davon mit — Friedrich sendet seine Gedichte an Voltaire — Dieser glaubt, dass die Liebe zu den Wissenschaften Ermuthigung verdiene — Friedrich rechnet nicht auf Nachruhm — Voltaire und Madame du Châtelet singen einen Hymnus — Friedrich und Madame du Châtelet sind verschiedener Ansicht über den Ursprung des Feuers — Der letzte Brief aus Rheinsberg — Friedrich spricht in seinen Briefen nicht seine unverhohlene Meinung aus.

Man wird nicht sehr weit fehlgehen, wenn man als ausgemacht annimmt, Voltaire habe durch seine Briefe vorzugsweise dazu Anlass gegeben, dass Friedrich es bedenklich fand, den Resultaten spekulativer Forschung weiter nachzuleben, beziehungsweise der Metaphysik ganz und gar abwendig gemacht wurde. Gleichzeitig mit dem Briefe, der seine Correspondenz eröffnet, sendet er Voltaire eine Abhandlung über Wolff, und verspricht, ihm eine Uebersetzung des Wolff'schen Buches selbst zu schicken, sobald eine solche erschienen sein werde (wohl als eine Art Probe dafür, was man auch in Preussen produciren könne). Natürlich floss Voltaire über vor lauter Dank für diese Gabe, (solch' eine Gabe von solchem Geber!) versprach sich alle nur mögliche

Belehrung davon, und fand sogar den Muth, die Hoffnung auszusprechen, dass bei so unübertrefflicher Lehre all' seine Unwissenheit und Einfalt in kurzer Frist in die Flucht geschlagen sein werde; — das Dunkel, das den gelehrten Einsiedler in der Champagne umfängt, zerstreut durch die königliche Sonne, die ihm in einem fremden Lande aufgeht. Zur selben Zeit aber, gleichsam als wolle er damit sein geringes Wissen kundthun, fing er an, in tiefer Demuth auf diesen und jenen „Lehrsatz“ oder „Schluss“ des Herrn Wolff hinzuweisen, den er mit seiner, zur Zeit noch mangelhaften Einsicht, nicht zu begreifen vermöge. Als er dann fand, dass der Prinz seine Bedenken anerkannte, dieselben sogar gnädig theilte, brachte er deren nach und nach immer mehr zum Vorschein, bis er, schon nach merkwürdig kurzer Zeit, seine Meinung fast ohne allen Rückhalt aussprach. Da stellte es sich denn heraus, dass er nicht bloss in Bezug auf fast alle Schlussfolgerungen, sondern auch in der Art und Weise, wie man zu diesen gelangt, anderer Meinung war, als Wolff; ja, dass er die vor ihm hingebreitete Landschaft als eine blosser Luftspiegelung auffasste, nach der es in keinem Falle die Mühe lohne, sich auf den Weg zu machen, und dass ihm schon die Strasse nicht gefiel, die dahin führen soll. Es ist merkwürdig, wie bald Friedrich zu derselben Ansicht gelangte. Nicht, dass er jemals, bis an sein Lebensende, in Bezug auf spekulative Dinge mit Voltaire ganz derselben Meinung gewesen wäre; es machte sich vielmehr in ihrer beiderseitigen Anschauungs- und Vorstellungs-Weise stets ein bestimmter Unterschied bemerkbar. Allein für den gewöhnlichen praktischen Menschen-Verstand ist dieser Unterschied kaum sichtbar. Beide waren, was man so oberflächlich „Deisten“ nennt, und zwar Deisten einer eher negativen, als positiven, d. h. einer Schule, die gewohnter Maassen mehr dahin neigt, Dinge, wie die Unsterblichkeit, Offenbarung etc., zu läugnen, als das Dasein eines persönlichen

Gottes zu behaupten. Nach heutigem Sprachgebrauche würde man, glaube ich, Friedrich einen „Deisten“, nicht aber einen „Theisten“ nennen.*

Ich glaube, es dürfte nicht schwer sein, nachzuweisen, dass der Umwandelungsprozess, mittels dessen seine Anschauungen und Ueberzeugungen, in Bezug auf alles Spirituelle oder Uebernatürliche, die Gestalt gewannen, die sie von da ab beibehielten, während der ersten Hälfte, besser des ersten Viertels, (also im ersten Jahre seiner Residenz zu Rheinsberg) nach jeder Richtung hin zum Abschluss gekommen ist. Die Briefe seines französischen Correspondenten übten ihre grosse Macht nicht bloss in dem Sinne, dass sie seine Anschauungen modifizirten, sondern viel mehr noch darin, dass sie den Mittelpunkt seiner geistigen Interessen rasch und für immer verschoben. In der That erklärt sich das geflissentliche Fernhalten des metaphysischen Elementes in den beiderseitigen Briefen am besten daraus, dass die Schreiber selbst (Voltaire von Anfang an, obgleich er es nicht ausspricht, und bald nachher auch Friedrich) sich dabei entsetzlich langweilten, und, nachdem sie ein Paar Seiten lang das „être simple de Monsieur Wolff“ abgehandelt, allemal froh waren, auf ein erfreulicheres Thema übergehen zu können. Die Briefe ergingen sich des Weiteren im Gebiete der Literatur, vorwiegend der französischen, behandelten Voltaire's Tragödien und Friedrich's Oden, die Poesie im Allgemeinen und das Versemachen in's Besondere. Auch Tagesfragen, ja man kann sagen, die grossen Fragen aller Zeiten, historischer, politischer, sozialer oder kirchlicher Natur, kamen an die Reihe; selbst die Naturwissenschaften

* Es möge erlaubt sein, zu bemerken, dass nach der recipirten Terminologie man unter Theisten alle diejenigen begreift, die einen persönlichen Gott annehmen, gleichviel, ob sie dabei an eine Offenbarung desselben glauben, oder nicht; und zwar gehört die Bezeichnung „Theist“ dem 19., die als „Deisten“ aber dem 18. Jahrhundert an. D. Ü.

wurden ab und zu in die Besprechung gezogen. Das, was man heututage „interessant“ nennt, ist der Briefwechsel, nicht, namentlich nicht in seinen früheren Stadien. Die Wenigsten werden ihn als Lektüre wählen; wenige auch nur an einem „résumé“ desselben rechten Gefallen finden. „In späteren Jahren gewann er dadurch, dass er offener und natürlicher wurde, und weniger hoch hinaus wollte, nachdem beide Briefschreiber zu einer besseren Kenntniss und richtigeren Schätzung ihrer selbst, wie ihres resp. Opponenten gelangt waren, während ihnen anfangs die ehrfurchtsvolle Scheu, die sie Einer vor dem Andern empfanden, Fesseln angelegt hatte. So schrieb Friedrich, wie etwa ein Schüler an einen Weisen schreibt, der bereits auf der unnahbaren Höhe wohlverdienter Unsterblichkeit thront. Aber auch Voltaire's Briefe sind langweilig; jedenfalls nicht zu vergleichen mit denen, die er an andere Leute schreiben konnte, selbst nicht mit denen, die er in späteren Jahren an den König richtete. Er war an den Umgang der höheren Gesellschaftskreise gewöhnt, und sah es gern, dass man annahm, er wisse in denselben gut Bescheid. Freilich, ein Kronprinz kam auch ihm nicht alle Tage in den Weg, und man darf wohl annehmen, dass der Rang und die künftige Stellung seines Correspondenten, den er noch nicht von Angesicht kannte, ihn verhinderten, sich mit voller Freiheit zu bewegen. So beschränkt er sich denn auf Allgemeinheiten und Gemeinplätze, oder er nimmt Akt von jedem Worte, das aus des Prinzen Feder fließt, ist scheinbar davon frappirt, giebt es seinerseits wie ein Echo zurück, macht „Scholien“ dazu, und schliesst endlich mit irgend einer greifbaren, stark aufgetragenen, widerlichen Schmeichelei. Friedrich erscheinen seine Briefe indessen durchaus nicht langweilig. So schreibt er einmal:

„Remusberg, den 6. Dezember 1737.
 Eben bin ich auf der Ausschau nach Briefen von

Ihnen. An jedem Posttage* schmeichle ich mir mit der Hoffnung, einen solchen zu erhalten, und schon lange vor der eigentlichen Ankunftszeit der Post sind alle meine Diener aus nach dem für mich bestimmten Packete. Bald ergreift auch mich die Ungeduld; ich laufe an's Fenster, und kehre voller Missmuth, dass sich noch nichts blicken lasse, wieder zur gewohnten Arbeit zurück. Höre ich dann irgend ein Geräusch im Vorzimmer, so bin ich sofort wieder auf den Beinen. „Wass giebt es? Gebt mir meine Briefe! sind sie noch nicht da?“ Immer eilt meine Phantasie dem Kourier voraus! In dieser Weise geht es nun ein Paar Stunden fort; endlich langt mein Briefpacket an, und ich eile, es zu öffnen. Vor Allem suche ich nach Ihrer Handschrift (leider nur zu oft vergebens, und wenn ich sie entdeckt habe, dann begegnet es mir wohl, dass ich vor lauter Eifer und Ungeduld das Siegel nicht gleich zu erbrechen vermag). Nun durchfliege ich den Brief, aber so schnell, dass ich oft zwei bis dreimal lesen muss, ehe ich die nöthige Ruhe und Sammlung gefunden, um das zu verstehen, was ich gelesen habe; ja, es ist wohl vorgekommen, dass mir dies erst am anderen Morgen gelang“

Und dann wieder, als ihn Voltaire inständigst um verdoppelte Vorsicht bei Wahrung des Briefgeheimnisses gebeten hatte:

„den 14. September 1738.

. Wenn ich ein neues Werk von Ihnen erhalte, so lese ich es in Gegenwart der Herren von Keyserlingk und Jordan, und suche es meinem Gedächtnisse einzuprägen, wie die Könige von Israel die Schriften Mosis auswendig lernten. Sodann werden alle Stücke sorgfältig in den geheimen Schrank meines Archives verschlossen, aus welchem ich sie nur herausnehme, um sie selbst zu lesen. Genau dasselbe geschieh mit Ihren Briefen, und obwohl man argwöhnt, dass wir mit einander correspondiren, so weiss doch Niemand irgend etwas Positives darüber. Damit sind indessen meine Vorsichtsmaassregeln noch lange nicht erschöpft, ich habe deren weitere getroffen.

* Die Post kam, und ging zweimal in der Woche.

Meine Diener haben den Befehl, ein gewisses Packet sofort zu verbrennen, sobald ich mich in Lebensgefahr befinden sollte. Mein Leben ist bis dahin Nichts, als ein Gewebe von Kummer und Widerwärtigkeiten gewesen, und die Schule des Unglücks macht einen Mann vorsichtig, verschwiegen und theilnehmend für fremdes Leid." †

In der That, neben Friedrichs grenzenloser Bewunderung für Voltaire, konnte nichts übertroffen werden von der Sorge, die er für dessen Wohlbefinden und Behaglichkeit trug, und der Furcht, er selbst könne die Veranlassung zu irgend welchen Unannehmlichkeiten für ihn, oder die göttliche *Émilie* werden. Er war überzeugt, dass Voltaire's „edelmüthiger Charakter" und seine „Liebe zum Menschengeschlechte" die Ursachen aller der Drangsale und Verfolgungen seien, die er zu erdulden hatte, und sehnte den Augenblick herbei, wo er im Stande sein würde, ihm eine Zufluchtstätte anzubieten, da es „weder neidische und undankbare Menschen, noch Verläumder gäbe." Indess, noch ehe es dazu kam, fand er Grund, seine Ansicht über den *caractère* zu ändern, und machte selbst Voltaire gegenüber kein Hehl aus dem, was er über ihn dachte, aber in seinem ehrlichen Glauben an den „*intellecte suprême*" ist er nie wankend geworden; und selbst, nachdem er hatte lernen müssen, den „Menschen" als nahezu verachtungswürdig zu betrachten, blickte er immer noch zu dem „Denker", als zu dem besten und grössten, mit Verehrung auf. Hier ein Beispiel:

(Februar 1737.) „. . . . Wenn ich jemals nach Frankreich komme, so wird meine erste Frage sein: „Wo ist Mr. Voltaire?" Der König, Paris, Versailles, das schöne Geschlecht, werden keinen Theil haben an meinem Reise-Interesse, es gilt nur Ihnen allein!"

† *Oeuvres etc.*, tome XXI, pp. 121, 234 etc.

(Mai:) „ Für mich stehen Sie an der Spitze aller denkenden Wesen”

(September:) „ Die Natur hat nach langer Uebung ein Meisterstück vollbracht, und Ihr Gehirn nach den besten Modellen geformt, die sie im Laufe der Jahrhunderte hervor- gebracht hat.”

(August 1738:) „ Nein, es kann nur einen Gott und einen Voltaire in der Natur geben!”

Mehr als zwanzig Jahre später (Juli 1759:) schreibt er:

„Ich weiss wohl, dass ich Sie einst angebetet habe, so lange ich noch nicht wusste, dass Sie ränkesüchtig und boshaft seien; allein Sie haben mir inzwischen so viele schlimme Streiche gespielt Doch las- en Sie uns nicht weiter davon reden, ich habe Ihnen das Alles längst mit christlichem Herzen vergeben; und, Alles in Allem gerechnet, haben Sie mir doch viel mehr Vergnügen, als Aerger bereitet. Die Freude, die mir Ihre Werke machen, lässt mich leicht die Schramme verschmerzen, welche mir Ihre Krallen gerissen haben. Wenn Sie gar keine Fehler hätten, würden Sie zu hoch über die Menschheit hinausragen, und die Welt würde Grund haben, auf Ihre Vorzüge neidisch zu sein; so aber kann Unsereiner wenigstens sagen: „Voltaire ist das grösste Genie aller Zeiten, aber ich bin doch verträglicher, gelassener und umgänglicher, als er!”

Ein Jahr später (Juni 1760) sagt er:

„ Ich verehere in Ihnen das grösste Genie, das jemals geboren wurde Ihre Unterhaltung ist stets voller Reiz Sie sind der verführerischeste Mensch, den ich kenne”

Und im April 1772:

„ Was mich betrifft, so habe ich Ihnen schon vor sechsunddreissig Jahren die vollste Gerechtigkeit widerfahren

lassen, und meine Anschauungen seitdem nicht geändert. Ich denke heute mit sechzig Jahren genau so über Sie, wie ich es einst mit vierundzwanzig gethan habe, und sende meine Wünsche zu Dem, der Allem Leben giebt, dass Er das alte Gefäss (étui), welches Voltaire's schöne Seele einschliesst, noch so lange wie möglich erhalten möge"

Ferner im Februar 1775:

„ Ja Sie sind unsterblich, ich muss es bekennen! Sie könnten selbst einen Menschen wie mich, der kaum an die Existenz jenes Etwas, das sie Seele nennen, glaubt, zu einem solchen Glauben bekehren. Jedenfalls sind Sie unter allen denkenden Wesen der Einzige, der sich mit achtzig Jahren noch so viel schöpferische Kraft und Elastizität des Geistes, solchen Frohsinn und eine solche Anmuth bewahrt hat, wie sie eben nur Ihre Werke aufzuweisen haben"

Einige Monate später (September 1775);

„ Sie wünschen zu wissen, womit ich mich auf der Reise nach Schlesien unterhalten habe; Lassen Sie sich denn sagen, dass ich Ihren „Merope“ und „Mahomet“ gelesen, und, wenn die Stösse des Wagens zu arg waren, mir diejenigen Stücke daraus, welche mich am meisten frappirt hatten, auswendig gelernt habe. So füllte ich mir die Zeit auf der Reise aus, und musste bisweilen ausrufen: Gesegnet sei der herrliche Genius, der, ob gegenwärtig, oder fern, mir immer den gleichen Genuss bereitet. Wie viele Male schon habe ich Ihre Werke von neuem wieder durchgelesen!"

Im September 1737 schreibt er:

„Ihre Werke sollen gehalten werden, wie einst die des Aristoteles von Alexander. Niemals sollen sie mich verlassen; ich hoffe demaleinst, in ihnen eine ganze Bibliothek zu besitzen.“

Und grade vierzig Jahre später, im November 1777, sagt er:

„ Bitaubé hat Ihnen die Wahrheit gesagt; ich habe in Berlin eine Bibliothek gebaut. Voltaire's Werke waren bisher zu dürftig untergebracht. Alexander der Grosse hat die Werke des Homer in einer Truhe aufbewahrt, welche das kostbarste Stück in der dem Darius abgenommenen Beute bildete; ich, der ich weder Alexander, noch gross bin, auch Niemandem Beute abgenommen habe, habe nun ein Behältniss bauen lassen, so schön, wie es meine schwachen Mittel mir erlauben, um darin die Werke des Homer unserer Tage aufzubewahren * ”

Des Prinzen erstes Geschenk an den Dichter bestand in einem Spazierstocke, dessen goldener Knopf den Kopf des Sokrates darstellte. Er war durch die Post, wie es scheint, nicht unter der richtigen Adresse, nach Paris gesandt, und der dortige preussische Gesandte in irgend einer Weise mit der Besorgung desselben beauftragt worden. Man hatte Voltaire davon benachrichtigt, dass ein Geschenk für ihn unterwegs sei, da er aber inzwischen wieder eine seiner häufigen Reisen nach Holland angetreten hatte, so war der Brief nicht in seine Hände gelangt. Und nun folgte eine ganze Kette von Missverständnissen. Der Gesandte, theils weil er wohl nicht richtig informirt war, theils irreführt durch die Form des Packetes (man hatte den Stock gehörig in Papier eingerollt) glaubte, dasselbe enthalte ein Bild des Prinzen, und da er es nicht passend fand, dass

* *Oeuvres, etc.* XXI., 89, XXIII., 412. Das architektonische Meisterstück des Königs, die Königliche Bibliothek zu Berlin, die in einem Style erbaut ist, dass sie einer Commode jener Zeit möglichst ähnlich sieht, und die klassische Inschrift: „Nutrimentum Spiritus“ trägt, soll, nachdem sie über ein Jahrhundert gestanden, und nicht mehr im Stande ist, die Bücher zu fassen, die nach den Voltaire'schen dort unterzubringen waren, demnächst niedrigerissen werden.

ein Portrait des Kronprinzen von Preussen auf dem Postamente lagere, so gab er Anweisung, dass es in sein Haus gebracht werde. Als er dann fand, dass der Bestimmungsort Cirey war, benachrichtigte er die Bewohner dieses reizenden Ortes davon, welcher Schatz ihnen zugedacht sei. Voltaire war nicht zu Hause, aber die Marquise du Châtelet, nachdem sie zuvor an Voltaire geschrieben, und ihn darauf vorbereitet, dass ein Abbild gewisser göttlicher Züge ihn bei seiner Rückkunft erwarte, wandte sich an den Gesandten nach Paris, und ersuchte ihn um Aushändigung des Packetes. Nach Beseitigung einiger Schwierigkeiten erhielt sie es. Inzwischen hatte Voltaire, auf ihren Brief hin, sofort an den Prinzen geschrieben, um ihm ausführlich und mit volltönenden Worten seinen Dank für ein so gnädiges Geschenk auszudrücken: Dies Bildniss werde fortan die einzige Zierde Cireys sein, und darunter, zur Kunde für die gesammte Menschheit, die Inschrift stehen: „*Vultus Augusti Mens Trajani.*“ Nur *das* will dem Schreiber des Briefes zweifelhaft erscheinen, ob der Maler auch im Stande gewesen sein werde, den Zügen einen Ausdruck zu verleihen, wie er der grossen Seele entspreche, der seine ganze Huldigung gewidmet sei.

* Der Stock war für Manteuffel bestimmt gewesen; nachdem aber dessen Unaufrichtigkeit an den Tag gekommen war, erhielt er eine andere Bestimmung. Das brauchte natürlich Voltaire nicht zu wissen. Unglücklicherweise hatte Manteuffel von dem beabsichtigten Geschenk erfahren, und muss sehr enttäuscht gewesen sein. Seckendorff schreibt: „Junior (Friedrich) hat dem *Diable* ein Geschenk gezeigt, das er für ihn bestimmt hat. Es ist ein goldener Stockknopf, den er zu dem Zwecke hat machen lassen, und der den Kopf des Sokrates darstellt; darunter sind ein Paar französische Verse eingravirt, die Junior selbst geschrieben hat. Der Sinn derselben ist höchst schmeichelhaft für den *Diable*, da Junior sich selbst in den Versen als Alcibiades, und den *Diable* als Sokrates darstellt.“ (Wie selten passirt es, dass ein Gegenstand, *travaillé exprès* um für irgend Jemand eine passende Gabe zu sein, sich so merkwürdig passend für Jemand ganz Anderen verwenden lässt!

In der Zwischenzeit waren neuere Nachrichten aus Cirey eingetroffen. Das Packet war daselbst angelangt, und *Madame la Marquise* in Verzweiflung darüber, dass es „nur Sokrates sei.“* Der Ausdruck dieser Verzweiflung, in fieberhafter Eile nach Holland gesandt, fand dort volle Theilnahme, verstärkte und vertiefte sich gewissermaassen zu doppelter, oder dreifacher Dosis, wurde in lyrische Form gegossen, und dann nebst einigen, auf Sokrates Kosten Friedrich gespendeten Lobsprüchen, nach Rheinsberg gesandt, wo er nach gar nicht langer Zeit sich so wirksam erwies, dass das in Frage stehende Portrait nun wirklich zum Geschenk gemacht wurde. Friedrich hatte mit seiner gewohnten Raschheit beschlossen, dass Knobelsdorff, der eben von Italien zurückgekehrt war, ihn malen, und Keyserlingk, der vertrauteste von seinen Freunden, und der geschickteste Sprecher unter ihnen allen, das Bild nach Cirey bringen, zugleich aber auch ein Paar anderer kleiner Aufträge übernehmen sollte. Friedrich spürte nemlich ein gewaltiges Sehnen, einige von Voltaire's nicht veröffentlichten Schriften zu Gesicht zu bekommen.

Im April 1737 schreibt er:

„Es scheint, dass Sie mein Portrait zu besitzen wünschen. Ihr Wunsch ist mir Befehl; ich habe sofort Ordre gegeben, dass es angefertigt werde. Um Ihnen zu zeigen, wie sehr bei uns die schönen Künste in Ehren gehalten werden, mögen Sie wissen, mein Herr, dass es nicht einen Zweig künstlerischer Thätigkeit giebt, den wir hier nicht zu kultiviren suchen. Einer meiner Cavaliere, mit Namen Knobelsdorff, dessen Talente sich nicht allein auf den Pinsel beschränken, ist mit der Herstellung des Portraits beschäftigt. Das Bewusstsein, dass er es für *Sie* malt, und dass Sie ein Kenner sind, wird ihm ein Sporn sein, der ihn antreibt, sich selbst zu übertreffen. Einer meiner intimsten Freunde, der Baron Keyserlingk, gen. Caesarion, wird Ihnen das Bild überbringen, und gegen Ende nächsten Monats in Cirey eintreffen. Sie werden finden, wenn

Sie ihn selbst sehen, dass er der Achtung jedes Ehrenmannes würdig ist. Ich bitte Sie, mein Herr, schenken Sie ihm Ihr vollstes Vertrauen. Er ist übrigens von mir beauftragt worden, Sie hart zu bedrängen in Betreff der „Pucelle“, der „Newton'schen Philosophie“ und der „Geschichte Ludwig's XIV.“, kurz alles dessen, was er nur immer Ihnen zu entringen vermag. .”

Einige Wochen später sagt er:

„Caesarion hat das Unglück, in Curland geboren zu sein, allein er ist der Plutarch dieses modernen Boeotiens. Vertrauen Sie ihm vollkommen, er besitzt den seltenen Vorzug, ebenso geistvoll wie besonnen zu sein Wenn ich neidisch wäre, so würde ich es auf diese seine Reise sein. Das einzige, was mich zu trösten vermag, ist der Gedanke, ihn zurückkehren zu sehen, wie den Führer der Argonauten, der die Colchischen Sckätze entführte. Ich hoffe, mein kleiner Gesandter wird zurückkehren, beladen mit dem „goldenen Vliess.“*“

Das Bild war am 9. Mai fertig, und Keyserlingk sollte sich sofort mit demselben auf die Reise machen. Darauf lief von Cirey die Nachricht ein, dass man dort voller Aufregung sei in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten; vor allem vermochte die Marquise kaum ihre Ungeduld zu zügeln. Welche Auszeichnung stand ihnen bevor in dem Besuche dessen, den der grösste aller Prinzen „seinen Freund“ nannte! In dem nächsten Briefe Voltaire's handeln sechs ganze Abschnitte von den „Freundschaften der Könige“, worin der Verfasser sich glücklich schätzt, Recht gehabt zu haben, wenn er, im Gegensatze zu den meisten Menschen, stets der Ansicht gewesen ist, dass solche Freundschaft nicht nur möglich ist, sondern dass sie auch, wenn sie sich wirklich entwickelt, eine reine und edlere sein wird, als die unter

Oeuvres, etc., XXI., 50, etc., 60.

gewöhnlichen Menschen. Auch dieses Schauspiel der entzückten Welt zu geben, sei ihm, dem glorreichsten aller Prinzen, vorbehalten gewesen. Und dann der kostbare Schatz, den Caesarion mitbringen soll! „Eure Königliche Hoheit möge sich überzeugt halten, dass in Cirey nie ein anderes Portrait als das Ihrige existiren wird. Wir haben hier eine kleine Statue des Cupido, auf deren Fuss wir geschrieben haben: „*Noto Deo*“. Unter Ihr Bild werden wir schreiben: „*Soli Principi*.“

Keyserlingk's Abreise verzögerte sich von Woche zu Woche; endlich gegen Anfang Juli brach er auf; erfüllt, so darf man wohl hoffen, von den Vorstellungen, welche die nachstehenden Abschiedsworte seines fürstlichen Freundes, in ihm zu erwecken, berechnet waren.

„Als ich Abschied nahm von meinem kleinen Freunde,“ schreibt der Prinz, „sagte ich zu ihm: Bedenke, dass es das Paradies auf Erden ist, wohin Du gehst; ein Ort, tausendmal entzückender, als die Insel der Kalypso; dass die Göttin, die dort herrscht, der Verführerin des Telemach in Nichts an Schönheit nachsteht, und zugleich alle Vorzüge des Geistes besitzt, welche höher sind, als alle körperlichen Reize, dass diese wunderbare Zauberin ihre Musse der Erforschung der Wahrheit widmet. Du wirst dort den menschlichen Geist auf der höchsten Stufe seiner Vollkommenheit sehen; die Weisheit, befreit von aller Herbheit, umgeben von den freundlichen Göttern der Liebe und des Frohsinnes; und in Voltaire wirst Du gleichzeitig den erhabenen Philosophen, und den liebenswürdig heiteren Verfasser des „*Mondain*“ bewundern. Wie wird man es denn anstellen müssen, mein theurer Caesarion, um Dich von diesem zauberischen Orte wieder fort zu bringen? Werden sich, gegenüber solchen Reizen, die Bande der Freundschaft auch stark genug erweisen?“ *

Dieser Brief ist datirt vom 6. Juli, und in demselben Monate finden wir Keyserlingk in Cirey, wo der Zauber

* *Oeuvres, etc.*, XXI., 68, 74, etc.
Hamilton, Rheinsberg. I.

seiner Persönlichkeit, die Geschenke, deren Ueberbringer er war, vor Allem aber seine Schilderungen von dem *divine caractère de son maître*, alle Welt in Entzücken setzen.

„Er ist hierher gekommen“ — so schreibt Voltaire — „nur um sich später um so schmerzlicher vermessen zu lassen“ er hinterlässt in Cirey ein unverlöschliches Andenken, und hat die Herrschaft Friedrich's hier für immer begründet Soeben habe ich mit Herrn von Keyserlingk eine Unterredung gehabt; er hat meinen Eifer und meine Bewunderung für Ihre Person noch mehr entflammt. Mein einziges Unglück ist, dass meine Gesundheit mir aller Wahrscheinlichkeit nach nicht mehr gestatten wird, Zeuge all' der Wohlthaten zu sein, die Sie der Menschheit erweisen, des grossen Beispiels, welches Sie ihr geben werden! Wie glücklich sind diejenigen, welche jene schönen Tage noch erleben werden!“

Und, nachdem Keyserlingk abgereist war:

„Sie offenbarten sich Ihren Gläubigen durch die Sendung eines Engels. Doch der, den Sie uns sandten, Caesarion, ist zu früh in seinen Himmel zurückgekehrt. In ihm, Ihrem Abgesandten, sind Sie zu uns herabgestiegen. Das Glück, Sie selbst von Angesicht zu Angesicht zu schauen, bleibt uns leider versagt, nur den Erwählten von Remusberg ist es beschieden Soeben haben wir hier eine Ihrer Compositionen gespielt, Ihr Bildniss hing dabei über dem Clavier. Anbetungswürdigster Prinz! Meine Gesundheit ist fortwährend sehr schwach, aber wenn ich länger zu leben wünsche, so ist es nur, um noch Zeuge dessen sein zu können, was Sie vollbringen werden.“

Wir wissen nicht, was Keyserlingk über Cirey berichtete, aber in den Rheinsberger Briefen Friedrich's haben wir gewissermaassen einen Reflex der Briefe des Freundes. Nach sechswöchentlichem Aufenthalte machte er sich auf den Heim-

weg; was er mit sich nahm, waren freilich nur gewisse Bruchstücke des „Goldenen Vliesses.“ Voltaire war durch Nichts zu bewegen gewesen, sich von denjenigen seiner Schriften, die etwas verfänglicherer Natur waren, wie z. B. der „Pucelle d'Orleans“, zu trennen. Sie befanden sich in den Händen der Marquise, die sie nicht hergeben wollte. Sie fürchtete, „dem Engel“ könnte unterwegs etwas „Menschliches“ zustossen, man könnte ihn an der Grenze durchsuchen, und dergl. mehr.

„Die Freundschaft, die sie mir weiht, schreckt vor einem Wagniss zurück, das mich leicht für immer von ihr trennen könnte. Sie weiss, dass wenn die leiseste Kunde von dem Werke in die Oeffentlichkeit gelangte, dies einen Sturm heraufbeschwören würde, und ist überzeugt, dass Eure Königliche Hoheit nicht wünschen werden, das Glück Ihrer beiden treuen Unterthanen von Cirey um eines „poetischen Scherzes“ willen auf's Spiel gesetzt zu sehen.“

Friedrich nahm diese Entschuldigungen *en grand seigneur* auf, und liess sich seine Enttäuschung in keiner Weise merken, obwohl er recht gut fühlen musste, dass Misstrauen gegen ihn selbst einen nicht geringen Antheil an der Verstümmelung des „*Toison d'or*“ gehabt habe.

„Ich gedachte,“ schreibt er, „eine überreiche Ernte einzuheimsen aus Ihrer „*Metaphysique*“; und nun nimmt *Madame du Châtelet* sie wieder zurück, nachdem sie sich bereits in den Händen meines Freundes befunden hatte. Welch' Thema für eine Elegie! Erwarten Sie indessen nicht den leisesten Vorwurf von mir. Ich bitte Sie nur, der göttlichen Emilie zu sagen, dass mein Geist klagt aus dem Schoosse der Finsterniss, in der er schmachtet, und die zu zerstreuen, Sie nun von ihr gehindert werden. Fürchten Sie nicht, verehrter Mann, dass ich das Glück Ihres philosophischen Idylls stören möchte; stünde es in meiner Macht, die Bande, welche Ihr

schönes Bündniss knüpfen, fester und dauernder zu schürzen, ich würde Ihnen gern meine Dienste hiezu leihen. Ich habe auf meiner eigenen Lebensfahrt schon einmal so etwas wie einen Schiffbruch erlitten, der Himmel behüte mich davor, dass ich Anderen je einen solchen bereite."*

Keyserlingk brauchte lange Zeit zur Heimreise; die Gicht setzte ihm hart zu, und erst im März 1738 traf er wieder in Rheinsberg ein.

Von Zeit zu Zeit folgten der Sendung des Spazierstockes noch manch' andere kleine Geschenke, darunter auch welche, die für die Marquise bestimmt waren. Wie alle Welt weiss, war Voltaire sein ganzes Leben lang immer „dem Sterben nahe." Damals pflegte Friedrich solche Alarm-Nachrichten noch *au pied de la lettre* zu nehmen. „Erschrecken Sie mich nicht so in Betreff Ihrer Gesundheit," schreibt er einmal, „. . . . Ihr Fieber hält mich in grosser Angst . . . Ich fürchte, den Meister zu verlieren, der mich belehrt und leitet," etc. etc. Er konsultirte seinetwegen in Berlin einen Arzt, sandte ihm Arzeneien, Pillen und Rezepte, und was noch besser war, bisweilen einige Flaschen Ungarwein. Ein Packet, das im November 1739 von Rheinsberg anlangte, enthielt fünf Capitel des „*Antimacchiavel*", einen Plan von Rheinsberg, und ein Paar Pulver, die von vorzüglicher Wirkung gegen die Kolik sein sollten. Voltaire natürlich konnte nicht genug Worte des Dankes finden für „den Gott, der in einer Person Apollo und Aesculap, nein, auch Bacchus darstelle," fügt aber klagend hinzu: „seit lange schon habe ich eingesehen, dass es mir mit meiner Krankheit (wenn es erlaubt ist, Uebles mit Gutem zu vergleichen) geht, wie mit der Anhänglichkeit an Ihre Person: ich soll sie beide für mein ganzes Leben behalten." Einmal wenigstens, und zwar

* *Oeuvres, etc.*, XXI. 80, 81, 90, 91.

viele Jahre später, finden wir ihn, wie er um mehr Pillen bittet. Es sollte dies ein zartes und schmeichelhaftes Compliment für Friedrich sein, der es liebte, in die Medizin hineinzufuschen, trotzdem er sich immer über die Doktoren und diejenigen, die sich ihnen anvertrauten, lustig machte. Zuletzt gewöhnte er sich mehr an diese Notifikationen der „Todesnähe“ und nahm sie leicht. Er behauptete, und hatte sich vielleicht in den Glauben hineingeredet, dass der Patriarch von Ferney ein ebenso hohes Alter erreichen werde, wie Fontenelle, obwohl ihm der Gedanke, Voltaire zu verlieren, so zuwider war, als je.

Nach und nach begann Friedrich, und zwar zuerst ganz schüchtern, indem er, wie zufällig, ein Paar davon seinen Briefen voranschickte, selbstverfasste Verse an Voltaire zu senden. Als ihm dann Ermuthigung zu Theil wurde, schickte er mehr, dabei immer seine grosse Schüchternheit versichernd, und es dauerte nicht lange, so gingen ganze Packete von Oden von Rheinsberg nach Cirey. Voltaire war ganz überrascht, und brach in lauten Beifall aus, der auch zum Theil aufrichtig gemeint war; er hatte „aus dem Herzen Deutschlands“, und der Feder eines jungen Mannes, der Frankreich nie gesehen, überhaupt keine Verse, weder schlechte noch gute, erwartet. Für Friedrich war sein Beifall etwas sehr Kostbares, obwohl es ihm bisweilen vorkam, als habe derselbe einen Beigeschmack von Ironie. In späteren Jahren ist er offenbar redlicher bemüht gewesen, jede hohe Meinung von seinem eigenen Reimtalente zu desavouiren. Zu jener früheren Zeit hatte er wohl sein Herz und seine Hoffnung mehr auf dichterischen Ruhm, als auf irgend etwas Anderes gesetzt, und sich in den schönen Gedanken hineingelebt, er werde sich dereinst als in Brandenburg geborener, französischer Apoll entpuppen. Obwohl er das Französische unorthographisch schrieb, gab er sich doch alle mögliche Mühe, die metrischen Gesetze zu lernen, und mit dem

Wunsche, darin durch Voltaire unterrichtet zu werden, und seinen Beifall zu erlangen, war es ihm heiliger Ernst.

„Es ist sehr kühn,“ sagt er im Februar 1737, „wenn ein Schüler, oder richtiger gesagt, ein Frosch des Heiligen Thales wagt, in Gegenwart Apollo's zu quaken.“

Im August desselben Jahres schreibt er bei Uebersendung einer Ode:

„Falls ich nicht fürchten muss, Ihre kostbare Zeit zu missbrauchen, dürfte ich Sie bitten, sie (die beigefügte Ode) zu korrigiren? Ich habe einmal das Unglück, die Verse zu lieben und oft selbst sehr schlechte zu fabriziren In der Blüthezeit meiner Jugend hat einst ein lebenswürdiges Geschöpf mir zwei Leidenschaften eingeflösst.* Sie werden leicht errathen, dass es Liebe und Poesie sind, die ich meine. Seitdem habe ich mich noch oft verliebt, und bin immer ein Poet geblieben.“

Und im November:

„Meine Verdienste und mein Wissen sind gering; aber ich habe viel guten Willen und einen unerschöpflichen Fonds von Verehrung und Freundschaft für Menschen, die sich durch edle und hohe Eigenschaften des Geistes und Herzens auszeichnen. Ich besitze soviel Urtheil, um Ihre Verdienste genügend zu würdigen, aber leider reicht es nicht hin, mich zu hindern, schlechte Verse zu machen Wenn ich nicht fürchten müsste, Ihre Freundschaft zu missbrauchen, und Sie der kostbaren Zeit zu berauben, die Sie in so nutzbringender Weise für das öffentliche Wohl verwenden, so möchte ich Sie bitten, mir einige Regeln anzugeben, wonach

* Friedrich's Gedichte an Frau von Wreech und die, von ihr als Erwiederung verfassten, aus dem Jahre 1731, finden sich in den *Oeuvres de Frédéric*, tome XVI pp. 12, 13, etc.

ich unterscheiden lerne, welche Worte sich für den Gebrauch in der Poesie und welche für die Prosa eignen. Despréaux berührt in seiner „Art poétique“ diesen Gegenstand gar nicht.“

Dann im December:

„ Sie haben nun schon eine recht hübsche Zahl von Versen von mir erhalten, die ich bis Ende November nach Cirey gesandt habe. Ich liebe die Poesie leidenschaftlich; leider aber legen sich mir zu viele und grosse Hindernisse in den Weg. Zunächst bin ich doch ein Fremdling in der Sprache, in der ich schreibe, und dann ist meine Fantasie nicht lebhaft und schöpferisch genug. Alle die schönen Sachen, die mir einfallen, hat immer schon Jemand vor mir gesagt.“

(März 1740:)

„Die künstlerische Anlage, welche ich ursprünglich besass, ist bei mir nach und nach durch Gewohnheit zur Temperamentsache geworden. Wenn ich nicht lesen und schreiben darf, geht es mir wie einem Schnupfer, dem man die Dose versteckt hat, und der nun vor Unruhe stirbt, und hundertmal in die Tasche greift, um sie zu suchen.*

Im Anfange pflegte Voltaire mit puren Lobpreisungen zu antworten: „Sie schreiben in Berlin Verse, wie man sie nur in den Tagen des besten Geschmackes in Versailles gedichtet hat.“ Später indessen, als er immer wieder um sein Urtheil befragt wird, erlaubt er sich bisweilen, wenn auch in mildester Form, auf orthographische oder prosodische Schnitzer seines Correspondenten hinzudeuten, und korrigirt sie in der Form von Vorschlägen, wie in Folgendem:

(Januar 1738: „ Es finden sich da noch einige wenige Fehler, die man wohl der Lebhaftigkeit des königlichen

* *Oeuvres, etc.*, XXI, 32, 86, 118, 132, 360.

Autors zu Gute halten muss, und an denen mehr die Finger, als der Geist die Schuld tragen. So hat Ihre rasche Hand einmal „j'ause“ statt „j'ose“ und „tres“ statt „traits“ geschrieben. Dann gebrauchen Sie „amitié“ viersylbig, während es nur drei, und „carrière“ dreisylbig, während es nur zwei Sylben hat. Das, Gnädigster Herr, sind so Bemerkungen, wie sie eben der „Portier“ der französischen Akademie macht. Ihnen einmal die Schuhriemen zurecht zu rücken, darf derselbe schon wagen, Ihnen die Falten an Mantel und Gewand zu ordnen, das ist allein den Grazien erlaubt.“

(Januar 1739:) „ Was Ihre Verse anbetrifft, so kenne ich in ganz Deutschland und fast auch in Frankreich Niemanden, der etwas Besseres gemacht hätte, als jene schöne Epistel: (An den Prinzen August Wilhelm.)

„O vous en qui mon coeur, tendre et plein de retour,
Chérit encor le sang qui lui donna le jour.“

Dieses „encor“ ist eine der grössten, sprachlichen und künstlerischen Feinheiten. Es dürfte schwer sein, in zwei Sylben den Gedanken, dass die Liebe zu den Eltern in der zum Bruder von Neuem erwacht, energischer auszudrücken; aber möchte Euer Königliche Hoheit doch geruhen, „opinion“ nicht mehr mit einem g zu schreiben (opignon) und diesem Worte die vier Sylben zu geben, aus denen es sich in der That zusammensetzt. Das ist so einer von den Fällen, wo auch ein grosser Fürst und ein bedeutendes Genie sich den Pedanten fügen muss. Alle Grösse Ihres Genius kann an der Zahl der Sylben nichts ändern, und es steht nicht in Ihrer Macht, da ein g hinzusetzen, wo kein's hingehört. Da ich grade von Sylben spreche, so möchte ich Euer Königliche Hoheit unterthänigst bitten, „vice“ mit einem c und nicht mit zwei s zu schreiben. Wenn Sie auf alle diese Kleinigkeiten achten, so können Sie, falls Sie nur wollen, Mitglied der *Académie Française* werden.

(April 1739:) „ Ihr französischer Styl hat einen solchen Grad von Schärfe und Eleganz erreicht, dass man

glauben sollte, Sie seien im Versailles Ludwigs XIV. geboren und Bossuet und Fénelon seien Ihre Lehrer, Frau von Sévigné aber Ihre Amme gewesen. Wenn Sie sich indessen unseren armseligen Regeln in Bezug auf die Dichtkunst fügen wollen, so darf ich Euer Königliche Hoheit wohl darauf aufmerksam machen, dass unsere Schriftsteller es so viel wie möglich vermeiden, das Wort „croir“ in der Poesie anzuwenden So würde z. B., statt zu schreiben:

„Ils croient réformer, stupides, téméraires“

der Apoll von Rheinsberg ganz ebenso gut sagen können:

„Ils pensent réformer, stupides, téméraires.“ *

Bei Voltaire war durchaus nicht alles, was er sagte, blosse Redensarten. Zehn Jahre später freilich hören wir, dass er eine, ihm übersandte frische Ode Friedrich's, „mit einer Miene des Mitleides“ empfangen und gelesen, und noch später hat ihn seine bekannte, unglückliche Aeusserung über die „schmutzige Wäsche des Königs, die dieser ihm zum Waschen schicke,“ in grosse Ungelegenheiten gebracht. Allein in jener frühen Zeit erregte der wissenschaftliche und künstlerische Eifer des jungen Prinzen noch sein Erstaunen und Interesse, und ob er nun bei ihm wirkliches poetisches Talent voraussetzte, oder nicht, jedenfalls glaubte er, den lernbegierigen Jüngling ermuthigen zu müssen. So schrieb er einmal an Hénault:

„Es erscheint mir gradezu als ein Naturwunder, dass der Sohn eines gekrönten Ogre (*un ogre couronné*), der sogut wie unter Wilden aufgewachsen ist, in dieser seiner Wildniss eine geistige Feinheit und natürliche Grazie erlangen konnte, wie man sie in so hohem Grade selbst in Paris nur bei wenigen Menschen findet, obschon letzteres grade hierin eines besonderen Rufes genießt.“

* *Oeuvres, etc.*, XXI. 135, 250, etc., 281.

Freilich musste in jenen trüben Zeiten nichts in der Welt seinem Herzen so wohl thun, als einen echten Sohn Apoll's unter den gekrönten Häuptern und auf einem europäischen Throne zu sehen. Von Friedrich erhoffte er, dass er der Welt einen König geben werde, der den Lärm der Schlachten verabscheute, und ländergierige Nachbarn ihre Streitigkeiten um Staats- und Erbverträge unter einander ausfechten liesse, einen König, der es seine erste Sorge sein lassen würde, sich nicht nur mit Philosophen, Dichtern und anderen aufgeklärten Männern zu umgeben, sondern auch den Segen der Aufklärung allen anderen Menschen zu bringen, ja nöthigen Falls, wie Joseph II. dies später versucht hat, ihnen denselben mittels der Ueberzeugungskraft des Stockes einzubläuen, falls sie die Finsterniss dem Lichte vorziehen sollten. In dem Bewusstsein, mit beizutragen zur Erreichung eines, in so hohem Maasse erstrebenswerthen Zieles, war er mit Freuden bereit, Friedrich in der Rechtschreibung und selbst in der Prosodie zu unterrichten. Als es sich dann im Laufe der Zeit herausstellte, dass der Schüler eine Menge Dinge wusste, die er sicherlich nicht von diesem Meister gelernt hatte, so war Voltaire natürlicher Weise etwas verblüfft. Zuerst hatte er durchaus keinen Glauben an die neuen Wege, die der junge König einschlug, und machte gar kein Hehl daraus, dass sie ihm missfielen; bald nach einem der ersten Siege in Schlesien schreibt die Markgräfin von Baireuth, dass sie einen Brief von Voltaire erhalten habe, der mit den Worten beginne:

„Soeur d'Appollon devenu Mars,”

und es ihr scheine, als sei der Verfasser „fort estomaqué” über diese Wandlung. Schliesslich musste er mit Widerstreben zugeben, dass bei Friedrich Kräfte und Eigenschaften hervortraten, an deren Entwicklung er einmal keinen Antheil gehabt hatte.

Friedrich selbst pflegte in den ersten Jahren seiner Regierung und seines Kriegslebens, in jener Zeit, da noch „*la gloire*“ sein Ziel war, nicht nur gegen Voltaire, sondern auch gegen Andere, von einer Schlacht, wie von einer Art Glückschance zu reden, welche das Schicksal einem Dichterkönige in den Weg werfe, damit er sie so im Vorübergehen erhasche. „Wer hätte jemals geglaubt,“ schreibt er im Februar 1742, „dass ein Pflegling der Musen in Gemeinschaft mit einem Dutzend gravitatisch drein schauender, alter Narren, die man grosse Politiker zu nennen beliebt, dazu bestimmt sei, das grosse Rad der Geschicke Europa's in Bewegung zu setzen?“ Und einen Monat später: „Bitte, bewahren Sie dem ungetreuen Jünger Apollo's, der sich von Bellona hat anwerben lassen, ein wenig Liebe; vielleicht kehrt er einst unter die alten Fahnen zurück.“

Im Laufe der Zeit mag wohl die Arbeit an dem „grossen Rade der Geschicke Europa's“ eine so harte geworden sein, und ihn so unablässig in Anspruch genommen haben, dass ihm das Dichten von Oden und das Schreiben von Episteln, anstatt einer ernsten Beschäftigung, zu einer leichten Zerstreuung wurde. Für den aussenstehenden, nur oberflächlichen Beobachter, dürfte sich diese Wandelung wohl kaum bemerkbar gemacht haben; denn „immer auf's neue in seinem langen Leben,“ wie Carlyle sagt, „bei geringem oder grossem Anlass, floss seine volle Seele von Versen über.“ Und diese Verse wurden dann häufig in grosser Anzahl, zwar nicht immer, aber in den meisten Fällen und mit warmen Worten, ganz wie in alter Zeit, an Voltaire gesandt. Zuerst scheint allerdings eine mehrjährige Pause eingetreten zu sein, denn im Jahre 1749 schreibt Seine Majestät von Potsdam:

„ Gestehen Sie nur, dass Ihnen die Zusendung einer solchen Masse von Versen recht lächerlich vorkommt. .

. . . . Ich hatte gehofft, Ihre Briefe sollten eine Kritik meiner Sachen enthalten, wie Sie sie früher an ihnen geübt haben, als ich noch Bewohner von Remusberg war, und der arme Keyserlingk, um den ich fort und fort trauere, und den ich nie vergessen werde, zu Ihren Bewunderern gehörte. Allein Voltaire ist Hofmann geworden, und weiss nichts als Lobpreisungen von sich zu geben; ein *métier*, das, wie ich zugeben muss, weniger gefährlich ist."

Späterhin, als Voltaire nach Potsdam gekommen war, wurde das alte *métier* wieder aufgenommen und „des Königs schmutzige Wäsche“ unverdrossen gewaschen, noch viele Jahre nachher, bis spät in sein hohes Alter, gingen solche Sendungen nach Ferney, wie sie einst nach Cirey gegangen waren.

Ich glaube, König Friedrich's glücklichste Stunden waren die, in welchen er dichtete; d. h. Versfüsse mass, französische Reime auffand, und diese dann zu Gedanken zusammenfügte; Gedanken, die zwar zu keiner Zeit besonders neu und treffend gewesen waren, jetzt aber durch die Gemeinplätze überraschen, die sie fast ausnahmslos enthalten. Nächstdem waren ihm wohl die Stunden am liebsten, die er dem Flöteblasen widmen durfte. Weder die Gedanken, noch die Reime, noch endlich die Versfüsse kosteten ihm viel Kopferbrechens; sie stellten sich ihm leicht zur Verfügung, und eben diese Leichtigkeit, namentlich in des Dichters jungen Jahren, ist es wohl, was man für schöpferische Inspiration, oder doch für ein hoffnungserweckendes Symptom einer solchen gehalten hat. Grade der Umstand, dass ihm das Schreiben so leicht von Statten ging, war vielleicht ein Grund dafür, dass er so sehnlichst nach einer Korrektur seiner dichterischen Versuche ausschaut, und noch bis in seine späteren Lebensjahre hinauf war er so eifrig bemüht, seinen Styl zu verbessern, wie nur ein Schüler der oberen Gymnasialklassen, der, anstatt mühsam für seine Versetzung

in eine höhere Klasse zu arbeiten, von literarischem Ruhme träumt. In demselben Briefe vom Februar 1749, aus dem ich soeben Einiges angeführt habe, und der geschrieben ist, nachdem Friedrich bereits neun Jahre König gewesen war, und zwei Kriege glorreich zu Ende geführt hatte, schreibt er weiter Folgendes: „Meinen Sie nicht, dass, gute Verse zu schreiben, ein Weg zu guter Prosa ist? Dass der Styl dadurch an Energie gewinnen würde, namentlich, wenn man sich davor hütet, seine Prosa mit Epitheten, Paraphrasen und hochpoetischen Ausdrücken zu überladen?“ Gegen den Abend seines Lebens hin hat er wahrscheinlich seine Stücke nicht mehr sonderlich überschätzt. Er besass zu jener Zeit bereits ein richtiges Urtheil über ihren wirklichen Werth, aber die Freude, die er an ihnen hatte, wurde deshalb nicht geringer. Im November 1769 schreibt er:

„Ich sende Ihnen hier einen Prolog zu einem Lustspiele Sie sehen, ich habe meine alte Schwäche immer noch nicht überwunden. Ich liebe die schöne Literatur bis zur Narrheit! (J'aime les belles lettres à la folie.) Sie allein verschönt uns die Stunden der Musse, bereitet uns wirkliches Vergnügen. Ich würde die Philosophie ebenso werth halten, wenn unser schwaches Denkvermögen wirklich im Stande wäre, das Dunkel zu durchdringen, in welches sich die Wahrheit hüllt.“

Zwei Monate später sagt er:

„ Tenez, voyez vous, mon cher! Jedem Menschen ist irgend ein Talent angeboren; Ihnen hat die gütige Mutter Natur alle auf einmal verliehen. So freigebig ist sie nicht gegen Jedermann. Sie dichten um des Ruhmes willen, ich nur zu meinem Vergnügen. Wir erreichen beide unseren Zweck, wenn auch auf sehr verschiedene Weise. Denn, so lange die Sonne die Erde bescheint, so lange noch ein Schimmer von Wissenschaft, ein Funke guten Geschmacks

leuchtet, so lange es noch Geister giebt, die sich an dem Erhabenen erfreuen, und Ohren, die für das Harmonische empfänglich sind, so lange werden Ihre Werke dauern, und Ihr Name durch Jahrhunderte hindurch, ja bis in alle Ewigkeit genannt werden. Was dagegen meine Werke betrifft, so wird man einst sagen: „es ist wirklich viel, dass der König nicht ganz dumm gewesen. Was er geschrieben, ist ganz erträglich; wäre er als Privatmann auf die Welt gekommen, so hätte er sich vielleicht sein Brod als Correkter bei einem Buchhändler verdienen können.“ Dann wird man die Bücher bei Seite werfen; man wird Papilloten daraus wickeln, und es wird davon nicht weiter die Rede sein.”*

Darin hat der König allerdings richtig vorausgesehen; die Nachwelt hat für seine Poesien kein Ohr mehr. Sie haben ihrem Zeitalter Genüge gethan, indem sie ihrem Verfasser die Freude machten, an das Tageslicht zu treten, und sind dann dem ewigen Schläfe verfallen. Als Gedichte sind sie nicht gut, sondern schlecht zu nennen, und es kann nichts helfen, dass man sagt, es gebe ja Ausnahmen. Natürlich giebt es Ausnahmen, aber der ungeheuren Mehrzahl nach fehlt es den Gedichten an Allem, nur nicht an Gemeinplätzen. Die darin ausgedrückten Gefühle sind ja ohne Zweifel vielfach echt und wirklich empfunden — so die Schilderung (und wie interessant hätte er sie auch für uns machen können) des wonnigen Behagens, das der Verfasser in dem Stilleben empfindet, wie es ihm jene glücklichen Jahre der Zurückgezogenheit gewährten — aber die Art, *wie* er sie ausdrückt, ist unsäglich fade,* und der Eindruck, den wir schliesslich empfangen, ist der eines schrecklichen, tödlichen Einerleis.

* *Oeuvres, etc.*, XXIII., 146.

* Die Ueberschriften sind bisweilen so viel versprechend, wie nur möglich. Da ist z. B. ein zu Rheinsberg im Jahre 1737 geschriebenes Gedicht mit der Bezeichnung: *Parallèle de la Liberté et des Agrémens que je goute ici dans ma retraite avec la vie pleine de trouble et d'agitation que mènent les Courtisans.*”

Wer es sich jemals zur Aufgabe gemacht hat, sie durchzulesen, wird, wenn er damit zu Ende war, etwa das Gefühl gehabt haben, als sei er genöthigt gewesen, das dicke Papier hinunter zu würgen, auf dem sie gedruckt sind.

Ich habe selbst des Königs eigene Handschrift von den *Pièces diverses*, den *Epîtres familières*, u. A., in der Hand gehabt, wie er sie für die Ausgabe vom Jahre 1750 *au donjon du château* in's Reine geschrieben hat. (Sie sind jetzt in den Bänden X. und XI. der *Oeuvres de Frédéric* zu finden.) Das Manuskript, welches der Privatbibliothek des deutschen Kaisers angehört, ist von Anfang bis zu Ende in Friedrich's kleiner, fast krampfger, und doch zierlicher Handschrift, und mit unglaublicher Mühe, oder — wie die Leute heutzutage sagen — „mit Liebe“ geschrieben; und sicherlich war es eine Arbeit der Liebe. Viele der in Rheinsberg entstandenen „Pièces“ finden sich hier. Sie waren an Voltaire gesandt, auch bald nach ihrer Entstehung anderen bewundernden Freunden gezeigt, schon vor langer Zeit der Kritik und Korrektur unterworfen, und dann bei Seite gelegt worden. Nun holte er sie im Winter 1749—50 wieder hervor, unterzog sie von Neuem einer sorgfältigen Durchsicht, und fertigte mit eigener Hand von ihnen, sowie von einer Zahl anderer späterer Produktionen, eine Reinschrift, in der Absicht, sie drucken zu lassen. Unter mehrere derselben hat er, wie zum Beispiel unter die Stanzen über die „*Tranquillité*“, beide Daten gesetzt, nämlich: „faites, 1736. Corrigées à Potsdam, 1750.“ *

Man hat nicht nöthig, daran zu zweifeln, dass Voltaire in jenen ersten Jahren seines geistigen Verkehrs mit Friedrich

* Formey bemerkt an einer Stelle sehr wahr, und mit einem Anflug von Humor, den man an ihm sonst nicht gewohnt ist, dass der König, obgleich er es offen als seine Ueberzeugung aussprach, dass seine Gedichte nicht auf die Nachwelt kommen würden, „doch Nichts dazu that, um dies zu verhindern.“

diesen nicht allein aufrichtig bewunderte, sondern auch ihm wirklich Interesse und Zuneigung entgegenbrachte; ein Interesse und eine Zuneigung, wie sie der Lehrer für einen hochbegabten Schüler hegt, und die damals noch nicht durch irgend ein Zeichen von erwachendem Unabhängigkeits- und Selbstständigkeitsgefühl bei dem Schüler beeinträchtigt wurden. So schreibt er einmal:

„Wissen Sie auch, gnädigster Herr, dass man Sie in Frankreich anbetet? Lassen Sie mich es noch einmal sagen, wir sind zu beklagen, dass Sie geboren sind, anderswo zu herrschen. Einkünfte von mindestens einer Million, ein schönes Schloss in mildem Klima, Freunde um sich her, anstatt Unterthanen, ein den schönen Künsten und frohem Lebensgenusse geweihtes Dasein, endlich das Bewusstsein, die Bewunderung der Menschheit allein sich selbst zu verdanken, — Alles dies dürfte wohl ein Königreich aufwiegen. Allein es ist einmal Ihre Bestimmung, die Preussen glücklich zu machen; wie sehr sind dieselben darum zu beneiden!“

Darauf antwortet Friedrich:

Ich wünschte wohl, ich könnte unter einem milderen Himmelsstriche leben, und würde mich glücklich schätzen in dem Bewusstsein, solcher Freunde wie Sie, würdig zu sein, und die Achtung der Besten zu verdienen. Gern würde ich Allem entsagen, was sonst dem Ehrgeize der Menschen als das Begehrenswertheste erscheint, allein ich fühle es nur zu sehr: „Wäre ich kein Fürst, *je serais très peu de chose!* Für Sie freilich reichen Ihre Verdienste hin, um von aller Welt geschätzt, beneidet und bewundert zu werden, ich aber bedarf der Titel, der Wappenschilder und reicher Geldmittel, um die Blicke der Menschheit auf mich zu lenken. Oh, mein theurer Freund, wie sehr haben Sie Ursache, mit Ihrem Loose zufrieden zu sein!“ *

* *Oeuvres, etc.*, XXI, 123, 149.

Man muss gestehen, Voltaire's Ausdrucksweise ist häufig überschwänglich. Er ist selbstverständlich Friedrichs „Unterthan,“ Friedrich ist sein „eigener Fürst,“ sein „König,“ sein „anbetungswürdigster Souverain“ und „Monarch,“ oder sein „einziger Herr.“ Die Marquise du Châtelet bedient sich fast derselben Ausdrücke. Weder er, noch sie, gehen jemals an „dem Portrait“ vorüber, ohne ihren Hymnus anzustimmen, der mit den Worten beginnt: „Espérons le bonheur du monde!“ Cirey ist „Friedrichs Cirey“; es gehört ihm. Cirey ist „ein kleines Paradies“ und „Rheinsberg dessen Empyräum,“ oder vielmehr: Cirey ist „ein integrierender Theil von Rheinsberg“ und nur auf irgend eine Weise einmal davon losgerissen worden; aber seine Lehnstreue gehört noch ganz dem väterlichen Boden. Nie wird es einen anderen Lehnseid kennen. Herz und Seele seiner Inwohner sind in Remusberg bei dem heiligen Berge, auf dessen Spitze ihr Heros thront.*

Le ciel au haut du mont Rémus
 A placé mon héros, l'exemple des vrais sages;
 Il commande aux esprits, il est roi sans pouvoir.
 Au pied du mont Rémus finissez vos voyages
 L'univers n'est plus rien, vous n'avez rien à voir
 Ciel! quand arriverai-je à la montagne auguste
 Où règne un philosophe, un bel esprit, un juste,
 Un monarque fait homme, un dieu selon mon coeur, etc.

Als Voltaire von Holland zurückkehrt, giebt er Friedrich hievon in folgenden Worten Nachricht: „Ich muss Sie davon benachrichtigen, *rex amate*, dass ich in Ihre kleine Provinz Cirey zurückgekehrt bin.“ Bei einer anderen Gelegenheit trägt er den geographischen Thatsachen Rechnung, und sagt: „Unter den Klagen, die ich gegen die Vorsehung zu führen

* Aus einem Briefe Voltaire's an Friedrich vom November 1739. Man soll annehmen, die Verse seien an Lord Baltimore gerichtet.

habe, ist eine besonders schwere, dass sie so ungerecht gewesen ist, Cirey nicht nach Preussen zu verlegen;" weiterhin aber schöpft er Hoffnung, und sagt: „Wir wurden dazu geschaffen, Ihre Unterthanen zu sejn. Ich bin überzeugt, wenn Sie gründlich unter Ihren Titeln nachforschen, so werden Sie finden, dass das Marquisat von Cirey ein altes Lehn von Brandenburg ist, und zwar ist das sicherer, als die Gründung von Remusberg durch Remus"; und, als im Jahre 1738 Friedrich einmal eine Bemerkung über die Möglichkeit eines künftigen Krieges gegen Frankreich fallen lässt, versteigt sich Voltaire zu folgender Beschwörung:

„Ich erbitte es als eine Gnade Euer Königlichen Hoheit, dass eine Ihrer ersten Unternehmungen in jenem Feldzuge die Wiedereroberung Cirey's sein möge, welches ganz ungerechter Weise einst von Remusberg losgerissen worden ist, und von Rechtswegen zu diesem gehört. In keinem Falle, darum beschwöre ich Sie, gnädigster Herr, geben Sie Cirey bei einem Friedensschlusse wieder heraus. Geben Sie, wenn Sie wollen, Metz und Strassburg her, aber behalten Sie Ihr Cirey, und, vor allen Dingen, gestatten Sie nicht, dass die Kanonen Emiliens polierte Boiserien, Nischen und Entresols zerstören."

Friedrich antwortet in demselben Tone; bisweilen giebt er auch selbst den Ton an. Er sagt, dass Remusberg „ein kleines Cirey" sei, „ein Cirey minus Voltaire und Madame du Châtelet; aber die Sonne des Apollo von Cirey habe aus den „Atomen" von Remusberg Keime schöner Kunst und Wissenschaft zu wecken vermocht."

„Wir haben nur einen Wunsch in Remusberg," schreibt er, „Voltaire den Unsrigen nennen zu dürfen. Geistig freilich sind Sie längst der Unsrige, Sie sind uns immer nahe. Ihr Bildniss hat den Ehrenplatz in meinem Arbeitszimmer; es hängt über dem Bücherschrank, welcher das „Goldene Vliess" in sich birgt, zu Häupten Ihrer Werke und des Platzes, an

dem ich zu sitzen pflege, so dass ich es stets vor Augen habe. Ich möchte fast sagen, dies Bildniss ist gleich der Memnons-Säule, die harmonisch erklang, wenn die Strahlen der Sonne sie trafen; so erweckt auch Ihr Bildniss neue Lebensklänge in der Seele dessen, der es anschaut."

Als er mit seinem Vater nach Cleve geht, wo er der französischen Grenze so nahe kommen musste, sagt er: „Er wolle sein Antlitz nach Cirey wenden, wie die gefangenen Juden zu Babylon das ihrige nach dem Tempel von Jerusalem wandten, wenn sie beteten." Aber er will nicht nach Cirey kommen, um es zu belagern. Er fügt indessen — wohl nicht ganz konsequent — hinzu:

„Wie ein moderner Jason würde ich das Goldene Vliess entführen, zugleich aber auch den Drachen, der den Schatz bewacht."

Ein Jahr später, als seine Ungeduld die Oberhand gewinnt:

„Man soll nicht sagen, ich sei gestorben, ohne Sie gesehen zu haben; und wenn ich Sie gewaltsam entführen müsste, ich werde das Abenteuer wagen! Gestehen Sie, dass Sie sehr erstaunt sein würden, wenn eines Nachts in Cirey eine Anzahl Maskirter erschiene, mit Fackeln und einer Sänfte, kurz, mit dem ganzen Apparat, der zu einer Entführung gehört."*

So lange als König Friedrich Wilhelm am Leben war, konnte der Kronprinz kaum hoffen, Voltaire jemals zu sehen; geschweige denn einen Besuch von ihm zu empfangen, oder ihm einen solchen abzustatten; aber sicherlich rechnete er darauf, ihn dereinst für längere Zeit bei sich zu haben,

* *Oeuvres, etc.*, 201, 203, 338.

vielleicht hat er sogar fortwährend die schwache Hoffnung gehegt, ihn früher oder später ganz zu besitzen. In den hier angezogenen Briefen leiht er mehr, als einmal seiner grossen Sehnsucht Worte, sich von begabten und gelehrten Männern umgeben zu sehen, und bittet dann, als fürchte er, missverstanden zu werden, seinen Correspondenten, er möge sich versichert halten, dass Nichts ihn dazu bewegen werde, die Beziehungen zwischen Voltaire und der göttlichen *Émilie* zu trüben, oder ihren Frieden zu stören. Er mag das Gesagte ganz aufrichtig gemeint, und doch, verborgen auf dem Grunde seiner Seele, bereits den Wunsch gehegt haben, der, ihm selbst noch nicht völlig bewusst, gleichsam der Vater eines ungeborenen Gedankens war. In sein *badinage* über Emiliens eifersüchtigen Egoismus, mit dem sie den Dichter ganz für sich allein in Anspruch nahm, mischte sich doch ein Körnchen wirklicher Ungeduld, und die Komplimente, mit denen er sie in so verschwenderischer Weise überhäufte, waren zum Theil darauf berechnet, es sie nicht merken zu lassen, dass sie ihm anfang, lästig zu werden.

Friedrich und Emilie schrieben einander ab und zu, nicht grade sehr herzlich, aber auch ohne sichtlichen Zwang. Zur Hälfte mindestens handelten ihre Briefe von Voltaire, den des Langen und Breiten gegen seine Feinde und Verläumder zu vertheidigen, die Marquise sich zur Aufgabe machte; eine Vertheidigung, deren es zu jener Zeit, Friedrich gegenüber, wahrlich nicht bedurft hätte. Der Rest behandelte wissenschaftliche Dinge. Gleich beim Beginne des Briefwechsels sandte die Dame an Friedrich ihre Abhandlung „Sur le Feu“, die er nicht allein las, und pflichtschuldigst bewunderte, sondern sogar, um sein tiefes Interesse daran zu zeigen, in Bezug auf gewisse Punkte zu kritisiren unternahm. Freilich nicht direkt; vielmehr benutzte er seine nächsten Briefe an Voltaire, um seine Zweifel anzudeuten über gewisse Behauptungen, oder, wie er sich sehr artig ausdrückte, „ce qui

paraît être échappé à la marquise," — in Bezug auf die Erzeugung von Waldbränden durch die Bewegung der Aeste. Dies war ein Natur-Phänomen, das er sich durchaus nicht entschliessen konnte, „hinzunehmen." Darauf vertheidigt dann die Marquise in ihrem nächsten Briefe ihre Ansicht. Es sei freilich nur eine Theorie, allein, da die Reibung unter allen das mächtigste Agens für die Feuer-Erzeugung sei, so sehe sie nicht ein, warum ein heftiger Wind nicht im Stande sein sollte, die Aeste in Brand zu setzen, indem er sie gegeneinander rüttele. Natürlich müsste es ein sehr starker Wind sein, allein „avec un vent donné", meint sie, sei es wohl möglich. Indess Friedrich war nicht zu überzeugen. Bei aller Höflichkeit und Bewunderung, verhehlt er nicht seinen Zweifel:

„Ich kann mich nicht recht davon überzeugen, Madame, dass selbst ein „vent donné" einen Brand im Walde erzeugen könne. Ich lebe in einem Lande, Madame, welches zu meinem Unglück, mehr als irgend ein anderes, Gelegenheit zu derartigen Beobachtungen bietet. Im Herbst und in den ersten Frühjahrswochen haben wir hier Winde, die es an gewaltiger Kraft sicherlich mit dem Boreas aufnehmen können, und es geschieht nicht selten, dass sie Eichen mit der Wurzel aus dem Boden reissen, die für die Ewigkeit darin gefestigt zu sein scheinen, so tief und mächtig haben sie ihre Wurzeln hineingetrieben."

Allein er ist der Meinung, dass sie unter keinen Umständen im Stande seien, einen Wald in Brand zu setzen, da die Rinde der Aeste und das an ihnen haftende Moos „ne s'y prêteraient pas facilement." Die Diskussion wurde einige Monate lang in artiger Weise fortgeführt, bis Voltaire, dessen Entscheidung man angerufen hatte, sein Verdikt zu Gunsten Friedrichs und gegen *Émilie* abgab. Vertrocknete Aeste, sagte er, würden bei starkem Winde abbrechen, und zu Boden fallen, die grünen aber würden nicht den kleinsten Funken erzeugen, möge der Wind auch noch so stark sein.

„Il faut“, erklärte er, „que j'aime bien la vérité pour convenir qu'Émilie se trompe; mais cette vérité l'emporte sur les rois et même sur les Émilie. Darauf nahm die Marquise in aller Form ihre Behauptung zurück. Nun, da Seine Königliche Hoheit sich gegen sie entscheidet, und M. de Voltaire auf seine Seite getreten war, vermochte sie dieselbe nicht länger aufrecht zu erhalten.

Es war dies so ziemlich die lebendigste Episode in dem beiderseitigen Briefwechsel, der, nachdem Friedrich den Thron bestiegen hatte, bald eines natürlichen Todes starb.

Der folgende Brief ist der letzte, den Friedrich von Remusberg aus an Voltaire richtete. Er mag, als einigermaßen charakteristisch für Ton und Haltung des ganzen Briefwechsels aus jener Zeit, hier beinahe unverkürzt Platz finden:

REMUSBERG, den 18. Mai 1740.

Je vois dans vos discours la puissante evidence,
Et, d'un autre coté, la brillante apparence;
Par tous deux ébranlé, séduit également,
Je demeure indécis dans mon aveuglement.
L'homme est né pour agir, il est libre il est maître;
Mais ses sens limités ne sauraient tout connaître.
Ses organes grossiers confondent les objets;
L'atome n'est point ou de ces yeux imparfaits,
Et les trop vastes corps à ses égards échappent;
Les tubes vainement dans les cieus les rattrappent;
Pour tout connaître, enfin, nous ne sommes pas faits;
Mais devinons toujours et soyons satisfaits.

Da haben Sie das Verdikt, was ich abzugeben wüsste, wenn ich mich zwischen Mr. Voltaire und der Frau Marquise entscheiden soll. Sobald ich Ihre „Metaphysique“ lese, möchte ich aufschreiben vor Bewunderung, und glaube; lese ich dann wieder die „Institutions physiques“, ** so fange ich an, schwankend zu werden, und weiss nicht mehr, war ich vorher im

** Der Marquise!

Irrthum, oder täusche ich mich jetzt; kurz, man müsste eine Intelligenz besitzen, die ebenso hoch über der Ihrigen steht, wie Sie die meisten anderen Denker überragen, um entscheiden zu können, wer von Ihnen Beiden die Lösung des Räthsels wirklich gefunden hat. Ich bekenne ja demüthig meinen grossen Respekt vor der „*raison suffisante*“, *** finde aber, dass, um sicher damit operiren zu können, wir eines weit ausgedehnteren Wissens bedürfen, als uns bis jetzt zu Gebote steht, denn, bei der offenbar noch sehr lückenhaften Kenntniss, welche wir von den Eigenschaften der Materie haben, und Angesichts der zweifellos unendlichen Summe von Geheimnissen, die sich der ewige Baumeister auf diesem Gebiete noch vorbehalten hat, und die wir wohl niemals enthüllen werden, erscheint mir die Anwendung der „*raison suffisante*“ in unseren menschlichen Händen eine noch recht „*insuffisante*.“ Dann muss ich gestehen, dass mir diese „*êtres simples*“, welche „denken“ sollen, doch sehr „*metaphysisch*“ vorkommen, sowie, dass ich für das „*vacuum*“ Newton's gar kein, für Leibnitz's „Raum“ nur ein sehr schwaches Verständniss besitze. Es will mir immer scheinen, als ob die Menschen, wenn sie über das Wesen und die Thaten des Schöpfers Raisonnements anstellen, meist armseliges Zeug zu Tage fördern. Ich vermag mir einmal von Gott keine andere Vorstellung zu machen, als die eines allmächtigen und zugleich allgütigen Wesens; ob dabei die Annahme einer völligen Freiheit des göttlichen Willens mit der „*raison suffisante*“ in Widerspruch geräth, oder ob die Handlungen Gottes durch Gesetze bedingt und bestimmt werden, die ebenso ewig sind, wie Er selbst, das weiss ich nicht; aber davon bin ich vollkommen überzeugt, dass Alles in dieser Welt sehr weise eingerichtet ist, und dass Gott, wenn er hätte Methaphysiker aus uns machen wollen, uns auch ein unendlich viel tieferes Erkenntniss - Vermögen und ein umfassenderes Wissen verliehen haben würde.

Es ist recht schlimm für die Philosophen, dass sie genöthigt sind, für Alles einen Grund zu finden. Da müssen sie denn häufig die Phantasie zu Hilfe nehmen, weil ihnen die greifbaren Objekte fehlen.

*** Der Satz „vom zureichenden Grunde,“ der eine wesentliche Rolle in Wolffs „*Métaphysique*“ spielt. D. Ü.

Bei alledem muss ich Ihnen aber sagen, dass mir Ihr „*Traité de Métaphysique*“ grosse Freude bereitet hat. Wie der „*Pitt*“- oder „*Sancy*“-Diamant umschliesst es in kleinem Raume einen immensen Schatz. Die Gründlichkeit Ihrer *Raisonnements* und die maassvolle Weise, in der Sie Ihre Urtheile abgeben, könnten als Muster und Beispiel dienen für alle Diejenigen, welche sich mit der Erörterung philosophischer Wahrheiten befassen; denn, während es das Natürlichste wäre, dass sie dahin trachteten, sich selbst zu belehren, finden sie ihr Vergnügen darin, einander zu chikaniren.

Ich wollte, ich erfreute mich in der That eines so ruhe- und friedevollen Daseins, wie Sie glauben. Seien Sie versichert, die Beschäftigung mit der Philosophie hat für mich unendlich mehr Reiz und Anziehungskraft, als Alles, was der Thron mir zu bieten vermöchte. Die Freuden, die sie uns gewährt, haben den Vorzug dauernden Werthes; sie hebt uns empor über alle menschlichen Täuschungen und Verirrungen, und wem es vergönnt ist, an ihrer Hand im Reiche der Tugend und Wahrheit zu wandeln, der thut sehr Unrecht, wenn er es im Stiche lässt um einer andern Welt willen, die ihm nichts zu bieten vermag, als Mängel und Täuschungen.

Sorti du palais de Circé,
Loins des cris de la multitude,
Je me croyais débarassé,
Des périls au sein de l'étude:
Plus qu'alors je suis menacé
D'une triste vicissitude
Et par le sort je suis forcé
D'abandonner ma solitude.

Sie sehen, wie der äussere Anschein täuscht. Um Ihnen offen zu sagen, wie die Sachen stehen, bitte ich Sie vor allen Dingen, garnichts auf das Gerede der Zeitungen zu geben, die mit jedem Tage lügenhafter werden, sondern zu bedenken, dass die Liebe zum Leben und die Hoffnung von der Menschen- natur unzertrennlich sind; darauf allein beruht die scheinbare Besserung im Befinden des Königs, von der ich ja sehnlichst wünsche, sie wäre eine wirkliche. Seine Krankheit, mein theurer Voltaire, besteht in einer Komplikation organischer

Störungen, die leider solche Fortschritte machen, dass jede Hoffnung auf Wiederherstellung geschwunden ist. Es ist Wassersucht, zu der sich allgemeine Schwindsucht des Gesamtorganismus gesellt hat. Das allerbedenklichste Symptom der Krankheit ist das fortwährende Erbrechen, welches die Kräfte des Patienten in hohem Grade schwächt. Er selbst macht sich über seinen Zustand Illusionen, und meint, er könne wieder gesund werden, wenn er nur alle mögliche Anstrengungen mache, sich öffentlich zu zeigen. Das täuscht denn auch die grosse Menge, die ja nicht in der Lage ist, sich von dem wahren Sachverhalt zu unterrichten.

On n'a jamais ce qu'on désire;
 Le sort combat notre bonheur;
 L'ambitieux veut un empire,
 L'amant veut posséder un coeur;
 Un autre après l'argent soupire,
 Un autre court après l'honneur.

Le philosophe se contente
 Du repos, de la vérité;
 Mais dans cette si juste attente
 Il est rarement contenté.

Aussi, dans le cours de ce monde,
 Il faut souscrire à son destin;
 C'est sur la raison que se fonde
 Notre bonheur le plus certain.

Ceint du laurier d'Horace, ou ceint du diadème,
 Toujours d'un pas égal tu me verras marcher,

Sans me tourmenter ni chercher

Le repos souverain qu'au fond de mon coeur même.

Das ist das Einzige, was mir zu thun übrig bleibt, denn ich sehe nur allzu sicher voraus, dass es nicht mehr in meiner Macht steht, mich zurückzuziehen; allein nur mit schmerzlichem Bedauern gebe ich meine alte Unabhängigkeit auf, und beklage es tief, dass ich gezwungen bin, aus der Verborgenheit, in der ich bis jetzt lebte, und mein Glück fand, heraus zu treten, und meinen Platz auf der grossen Weltbühne einzunehmen.

Mr. Pines Langsamkeit bin ich nachgrade müde geworden, und habe mich entschlossen, die Henriade hier unter meinen

Augen drucken zu lassen. Ich habe mir dazu die schönsten Typen mit silbernen Lettern kommen lassen, die in England anzutreiben waren, und alle unsere Künstler hier sind an der Arbeit mit der Anfertigung der Stiche und Vignetten Ich fürchte, Sie werden mich diesmal, wenn nicht für den lästigsten, doch für den schwatzhaftesten aller Prinzen erklären. Langathmigkeit ist eine unserer nationalen Schwächen. Behalten Sie mich nur ein wenig lieb, ich bin sehr eifersüchtig auf Ihre Werthschätzung.*

Am nächsten Tage, dem 19. Mai, schrieb er auch an Madame du Châtelet einen sehr artigen Brief, und ich kann mir nicht anders denken, als dass beide unter demselben Couvert abgesandt wurden. Es waren die letzten Briefe, die nach dieser Richtung hin von Rheinsberg abgingen. Der nächste, an Voltaire gerichtete, ist von Charlottenburg den 6. Juni datirt, und beginnt: „Mein theurer Freund! mein Schicksal hat sich gewendet; ich bin Zeuge gewesen der letzten Augenblicke eines Königs, seines Todeskampfes, seines Todes.“ Ein zweiter Brief vom 12. Juni fängt mit einigen Versen an, welche die Gedanken des Schreibers mit solcher Wahrheit wiedergeben, dass man sich versucht fühlt, sie ebenfalls zu citiren:

„Non, ce n'est plus du mont Rémus,
Douce et studieuse retraite
D'où mes vers vous sont parvenus,
Que je date ces vers confus;
Car, dans ce moment, le poëte
Et le prince sont confondus.
Désormais mon peuple que j'aime
Est l'unique dieu que sers.
Adieu les vers et les concerts,
Tous les plaisirs, Voltaire même;
Mon devoir est mon dieu suprême.
Qu'il entraîne de soins divers!

* *Oeuvres, etc.*, XXI., 377, etc.

Quel fardeau que le diadème!
 Quand ce dieu sera satisfait,
 Alors, dans vos bras, cher Voltaire,
 Je volerai, plus prompt qu'un trait,
 Puiser, dans les leçons de mon ami sincère
 Quel doit être d'un roi le sacré caractère."

Es kann nicht unsere Absicht sein, hier noch tiefer in den Rheinsberger Briefwechsel einzugehen; obwohl man nicht vergessen darf, welch' bedeutenden Theil der Zeit, die Friedrich in dem freundlichen achteckigen Studierzimmer, an dem vergoldeten Schreibtische mit der rothsamtnen Platte, zubrachte, durch ihn ausgefüllt wurde. Damals und noch in späterer Zeit, war Friedrichs Produktivität im Briefschreiben ebenso gross, wie das Vergnügen, das er dabei empfand. Wenige werden heutzutage aus freien Stücken das Dutzend dickleibiger, enggedruckter Bände durchlesen, welche die Correspondenz mit den Freunden enthalten, oder, wenn die Pflicht sie dazu nöthigt, etwas anderes, als eine harte Arbeit darin sehen.* Die Briefe aus der Rheinsberger Periode sind nicht eben das Beste ihrer Art; erst in späteren Jahren, als jede Saite seines Geistes auf den vollen Ton seines Königsberufes gestimmt, und bis zum Aeussersten angespannt, als die Musse ihm für immer entflohen war,

* Hierin sind die Briefe, welche Staats- und militärische Dinge behandeln, gar nicht, die, welche er an nahe Verwandte gerichtet, (wie es scheint, hat er sein ganzes Leben hindurch an sie Alle immer sehr regelmässig — ich glaube, zwei Mal die Woche — geschrieben) nur etwa zu einem Drittheil enthalten. Des Königs politische Correspondenz (*Politische Correspondenz Friedrichs des Grossen*) ist jetzt unter den Auspizien der Akademie der Wissenschaften in der Herausgabe begriffen, und wird voraussichtlich dreissig starke Bände füllen. Für den Geschichtsfreund hat der Inhalt der beiden, bereits erschienenen, hundertmal mehr Anziehendes und Fesselndes, als alle Briefe über die verschiedenartigsten Gegenstände in den „*Oeuvres*“ zusammengenommen. Die darin wieder gegebenen Depeschen, gestatten uns bisweilen, in Friedrichs wirkliche Anschauungen einen tiefen Blick zu thun.

wusste er oft für das, was er zu Papiere brachte, eine Einfachheit und Liebenswürdigkeit des Ausdrucks zu finden, die den Leser bezauberte. In den Briefen aus seiner Jugendzeit nahm er das Ziel höher, aber seine Pfeile hatten zu wenig Holz im Verhältniss zu den Federn, und gingen zu kurz. Die religiösen und philosophischen Fragen, die darin mit solcher Ausführlichkeit erörtert werden, sind heute für uns todt. Wohl sprühen uns Geistesfunken in Fülle daraus entgegen, aber sie blenden nicht. Der Leser wird fortwährend auf Pointen vorbereitet, die nachher nicht zum Vorschein kommen; statt sich gelegentlich an den Dornen einer wilden Rose zu ritzen, erhält man höchstens einen sanften Stoss, (nicht einmal in die Rippen, oder sonst an einer kitzlichen Stelle) etwa, wie von dem stumpfen Knopfe eines Regenschirms, mit dem uns ein guter Bekannter auf die Schulter tupft. Phantasie, Humor oder Frische der Empfindung, sind eben nicht im Ueberflusse vorhanden. Es ist ganz merkwürdig, in wie vagen Umrissen sich seine Erzählung bewegt, und wie dürftig seine Beschreibungen sind, zur argen Enttäuschung für diejenigen, die aus ihnen etwas über die wirklichen Vorgänge zu erfahren hofften.

Hätte Friedrich in der bisherigen Weise noch längere Zeit fortgelebt (was ja recht gut noch für weitere zwanzig oder dreissig Jahre der Fall sein konnte, da König Friedrich Wilhelm im Jahre 1736 erst achtundvierzig Jahre alt war), so würde ersterer, wie wir allen Grund haben, zu glauben, ein thätiger und erfolgreicher Schriftsteller geworden sein; welche vielfachen anderen Resultate eine solche Eventualität noch gehabt haben würde, das entzieht sich zum grossen Theile unserer menschlichen Berechnung. Statt dessen fand die *Tranquillité* von Rheinsberg in weniger denn vier Jahren ihr Ende, und der Schlossherr sah sich zu anderer Arbeit abgerufen.

So wurde denn das angestrengte Lesen und eifrige

Schreiben im achteckigen Thurmzimmer abgebrochen, und erst später, freilich nur der Form, aber nicht dem Wesen, dem Buchstaben, aber nicht dem Geiste nach, wieder aufgenommen; es war — wenn man so sagen soll — „das Polieren der Stahlklinge“ gewesen. Die Essays und Oden, und selbst die Briefe, sind an sich kein bleibender Gewinn für die Litteratur. Die Welt im Grossen und Ganzen interessiren sie nicht mehr, als etwa die Essays, die irgend ein vielversprechender Student behufs Erlangung seiner akademischen Grade, oder in seiner Ferien-Musse schreibt. Polierstein und Putzleder sind nicht grade ein erfreulicher Anblick; haben sie ihren Dienst geleistet, so ist es gewöhnlich am Besten, man räumt sie aus dem Wege. Aber sie haben ihren Dienst vortrefflich gethan, und der Stahl hat eine vorzügliche Politur erhalten. Die Klinge, schon vorher hart, schneidig und blank, hat durch unausgesetztes Reiben einen Glanz empfangen, der an sich selbst etwas Seltenes und Schönes ist. Der Lichtblitz, der bei flüchtigem Hinblicken von ihm aufflammt, ist es, was zur Zeit noch vorwiegend unsere Aufmerksamkeit auf die Waffe lenkt. Möglich, dass dieselbe, wenigstens für einige Zeit, nicht minder gute Dienste geleistet haben würde, wenn man sie gelassen hätte, wie sie war, allein, es ist immer gut, dem Werkzeuge, welches harte Arbeit verrichten soll, wenn sich Gelegenheit dazu bietet, auch ein möglichst glänzendes Aeussere zu geben. Dann hält man es auch der Mühe für werth, dasselbe, schon um seiner Schönheit und Kostbarkeit willen, sorglich zu hüten, und der Besitzer, wie der Beschauer, werden an seinem Anblicke die gleiche Freude haben.

Capitel XIX.

Der Kronprinz verlässt Rheinsberg.

König Friedrich Wilhelm fühlt sein Ende herannahen — Und droht, dem Herzog von Holstein den Kopf abschlagen zu lassen — Der prinzliche Hof beobachtet ein geziemendes Decorum — Die Prinzessin wird um zwei Uhr Morgens aus dem Schlafe geweckt — Und nimmt ein niederschlagendes Pulver — Frau von Katsch bringt einen Toast aus — Bielfeld vergiesst Thränen.

Es war nachgerade aller Welt ziemlich klar geworden, dass der Winter 1739—40 der letzte sein würde, den man in Rheinsberg auf dem alten Fusse verleben könnte. Dem hungrigen Bielfeld, der sich noch zu guter Letzt als Schmarotzer eingefunden, wässerte schon der Mund in dem Gedanken, dass er gerade noch zu rechter Zeit gekommen sei, um in der Rolle eines erprobten Anhängers mit in das neue Königthum überzugehen. Auch altbewährte Anhänger des Prinzen freuten sich des in Aussicht stehenden Wechsels der Dinge; wie konnte es auch anders sein! Allein diese, und noch viel mehr die höchsten Persönlichkeiten, wahrten das geziemende Decorum. Im Prinzen selbst regte sich Angesichts der Leiden des Vaters und der Nähe seines Todes, wieder etwas von dem alten Kindesgeföhle, dem er so lange fremd gewesen war. Dem Könige wurde das Sterben schwer; er hatte sich wohl darein ergeben, aber der Kampf dünkte ihm

doch ein recht langer und bitterer. Während der ganzen Wintermonate und noch die ersten Frühlingswochen hindurch dauerte der Todeskampf dieses Mannes, der als ein schönes Beispiel eines *muscular Christian** im achtzehnten Jahrhundert gelten kann; ein herzerreissender Anblick für die, welche Zeugen desselben sein mussten. Solange man über den Ausgang noch irgendwie in Zweifel sein konnte, war es nicht zu verwundern, dass der König, der nie die harten Seiten des Lebens kennen gelernt hatte, sich an dasselbe klammerte. Er war noch kein alter Mann, und noch hatten sich bei ihm keine Anzeichen eingestellt dafür, dass „die Lust im Vergehen war.“ Wahrscheinlich mochte er, der so lange gewohnt gewesen, Jedermann auf seinen Wink laufen, oder richtiger, fliegen zu sehen, nicht recht sicher sein, ob ihm das zukünftige Leben, in welchem, wie man ihm gelehrt hatte, völlige Gleichheit herrschte, gleich von vornherein behagen würde; jedenfalls war er nicht gesonnen, in dem gegenwärtigen, ohne Noth, irgend welche Aenderung zu gestatten. Nun verherrlichte man aber in gewissen Kreisen bereits die „Aufgehende Sonne“ in Versen und Bildern; wohl etwas mehr, als es sich mit dem guten Geschmacke vertrug, solange die Leute keinen Grund hatten, mit dem Lichte, das ihnen noch leuchtete, unzufrieden zu sein, und es kann wohl sein, dass Gerüchte über solche, nicht grade loyalen Allegorisirungen, bis zu dem Ohre des Königs gedrungen waren, und dort etwas empfindlich berührt hatten; und, wenn dann bisweilen die „Untergehende Sonne“ in einer Anwendung grimmen Humors nicht übel Lust verspürte, einige ihrer Satelliten mit sich zugleich, oder womöglich

* Man bezeichnet damit diejenigen, namentlich unter der Geistlichkeit Englands vertretenen Männer, welche, bei strenger Gläubigkeit als Christen, Werth auf körperlichen Sport wie Faustkampf, Jagd-Reiten etc., legen, als deren hervorragender Typus Kingsley, der bedeutende Romanschriftsteller, gilt.

noch vorher, in's Meer zu versenken, so war es nicht der „natürliche Mensch“, der davor zurückschreckte, sondern der „von der Gnade erleuchtete.“

Eines Abends, im April — so wird uns erzählt — als der König sich besser, als gewöhnlich fühlte, liess er sich ankleiden, und befahl alle Generäle und Regimentskommandeure der Garnison Berlin, sowie andere hochstehende Persönlichkeiten in's Schloss, entschlossen, noch einmal eine „Tabaksgesellschaft“ abzuhalten. Er war offenbar erfreut, eine so grosse Gesellschaft zu finden, und in Folge dessen in vortrefflicher Laune. Für die, welche rauchen wollten, liess er Pfeifen und Tabak herumreichen; er selbst jedoch rauchte nicht, nahm aber an der Unterhaltung Theil, die animirter, als gewöhnlich war, und befand sich sichtlich in ausgezeichnet guter Stimmung. Plötzlich trat der Kronprinz herein, der direkt von Ruppin kam. Gewisse Nachrichten hatten ihn besorgt gemacht, und er war nach Berlin geeilt, um sich selbst nach des Vaters Befinden zu erkundigen. Da aus der Tabaksgesellschaft jedes Ceremoniell verbannt sein sollte, so war es Regel, dass sich Niemand von seinem Stuhle erheben durfte, wenn hohe Personen, und wäre es der König selbst, einträten oder wieder gingen; eine Bestimmung, die, wie man hätte meinen sollen, im Laufe der Jahre allen Betheiligten zur zweiten Natur geworden sein musste. Diesmal aber, einem plötzlichen Zuge folgend, der mächtiger ist, als selbst eine zweite Natur, und dem auch Staatsmänner und Generäle bisweilen unterliegen, sprang unglücklicherweise die ganze Tabaksgesellschaft, wie auf gemeinschaftliche Verabredung, von ihren Stühlen auf, und verbeugte sich vor dem Kronprinzen. So nahm der letzte Versuch des Königs, sich zu amüsiren, einen kläglichen Ausgang. Seine gute Laune verwandelte sich sofort in schrecklichen Zorn, dem er in lauten Worten Luft machte. Er fuhr die Generäle an, und sagte ihnen, er sähe wohl, dass sie

die aufgehende Sonne anbeteten, (worin er nicht ganz Unrecht hatte) aber er wolle ihnen zeigen, dass er immer noch Herr sei; dann liess er sich in sein Zimmer zurückrollen. General Haacke befahl er, ihm zu folgen, und schickte ihn bald darauf mit der Ordre zurück, der Gesellschaft zu sagen, dass sie sofort das Schloss zu verlassen hätten, und sich nicht wieder dort blicken lassen sollten. Auf eine, im unterthänigsten Tone gehaltene Vorstellung ihrer unverbrüchlichen Anhänglichkeit und Bitte um Verzeihung, wurde der Befehl erneuert, mit dem Zusatze, dass, wenn sie nicht sofort gingen, der König Mittel finden werde, sie gehen zu machen. Danach blieb denn nichts übrig, als zu gehorchen. Es verging eine ganze Reihe von Tagen, ehe sie, Einer nach dem Anderen, wieder vorgelassen wurden, um tüchtig abgekanzelt zu werden, und schliesslich Verzeihung zu erhalten. Dem Herzog von Holstein-Beck, einem der letzten, dem dieser, mit strengen Verweisen gemischte Pardon zu Theil wurde, sagte der König, er solle nicht denken, dass er irgend etwas vor anderen Menschen voraus habe weil er ein Fürst sei; er möge sich versichert halten, dass sein Kopf eben so rasch, wie der irgend eines Anderen, herunterfliegen werde, falls er es sich noch einmal beikommen lassen sollte, die „Aufgehende Sonne“ anzubeten.*

Bald darauf siedelte der König, um die Frühlingsluft zu geniessen, nach Potsdam über, wohl wissend, dass er nicht mehr zurückkehren werde. Der Kronprinz, der die unschuldige Veranlassung zu der Reibung gewesen war, ging nach Rheinsberg, und blieb dort während der nächstfolgenden Wochen. Am 26. Mai wurde ihm ein Courier gesandt, mit der Nachricht, der König habe eine so schlechte Nacht gehabt, dass man jede Stunde seiner Auflösung entgegen sehen müsse, und es gut sein würde, wenn Seine Königliche

* Pöllnitz. *Mémoires* etc. II., 359—63.

Hamilton, Rheinsberg. I.

Hoheit kämen, jedoch möchte er sich nicht merken lassen, dass irgend ernste Gefahr vorhanden sei. Am nächsten Morgen machte sich der Prinz auf, begleitet von Jordan, Willich und Buddenbrock. Die rührende Begegnung zwischen dem Vater und ihm, die ergreifend feierliche Sterbescene während der nächstfolgenden Tage, das Gespräch über „die Reue“, das Abschiednehmen, die testamentarischen Bestimmungen und die Neugierde des sterbenden Duldens, als er fühlte, dass die Pflöcke seines irdischen Tabernakels sich zu lockern begannen, etc., etc., alles das dürfte wohl noch frisch im Gedächtnisse der Leser von Carlyle's Geschichtswerk, und eine Schilderung hier nicht am Platze sein; folgen wir vielmehr der Führung Bielfeld's, der uns einen Blick in eine weniger ergreifende Scene thun lässt:

„Jedermann in Rheinsberg erwartete mit der höchsten Ungeduld die nächsten Nachrichten von Potsdam, und jedesmal, wenn auf der Heerstrasse Pferde, Ochsen oder Maulesel die grosse Brücke links vom Garten passirten, wandten sich unwillkürlich Aller Augen nach dieser Seite, und Alles stürzte an's Fenster. Die Kronprinzessin allein blieb ruhig, und bewahrte, wenigstens äusserlich, die geziemende Haltung und Würde.

Fünf Tage vergingen in diesem Zustande der Ungewissheit; uns erschienen sie als eine unerträglich lange Zeit. Mehr als einmal meinten wir, ein zweiter Josua müsse der Sonne Stillstand geboten haben. Am Freitag den 3. Mai, des Abends, sass die Kronprinzessin mit drei ihrer Damen beim Spiel; zwei andere, Herr von Brandt und ich, spielten im Vorzimmer eine Partie Quadrille. Da sahen wir, wie gegen acht Uhr der Kammerdiener der Prinzessin, einen schwarz gesiegelten Brief in der Hand, in's Zimmer trat. Sofort nahmen wir es für ausgemacht an, dass der Tod des Königs erfolgt sei. Wir legten sämmtlich die Karten vor uns auf den Tisch, und die Matadore kamen durcheinander — aber, was kümmerte uns das jetzt noch — Herr von Brandt erhob sich, nahm seinen Hut, und sagte: „Ich will der Erste sein, der die Prin-

zess als Königin begrüsst, und alle Segel der Beredtsamkeit aufziehen, um das Wort „Euere Majestät“ recht „majestätisch“ klingen zu machen.“ Nun schlichen wir uns leise an die Thür, welche in das Kabinet der Prinzessin führte, und offen geliebt war, während dieselbe den Brief las. Allein sie sah uns sogleich an, was in uns vorging, und fragte, nicht ohne ein gewisses Erstaunen, weshalb wir unser Spiel unterbrochen hätten. Wir wussten nicht recht, was wir darauf erwiedern sollten, und ihr machte offenbar unsere Verlegenheit grosses Vergnügen. Noch bei'm Souper wurden wir damit geneckt, und ich konnte mich nicht enthalten, zu sagen, dass, wenn der Kranke dies alles wüsste, er sicherlich nicht sehr erbaut darüber sein würde. Das Souper verlief gegen das Ende hin sehr heiter, und die Prinzessin war in vortrefflicher Laune. Gegen Mitternacht erhob sie sich von der Tafel, und Jedermann zog sich in sein Zimmer zurück.

Da Silbergeld in Rheinsberg viel rarer war, als Gold, hatte ich mir von Hamburg einen Vorrath von kleiner Münze mitgebracht, und, ehe ich schlafen ging, leerte ich nicht nur meine Taschen, sondern zählte auch noch davon, etwa im Werthe eines Louis, auf den Tisch; dann löschte ich mein Licht, und schlief ruhig ein.“

„Allein mein Schlaf sollte nicht von langer Dauer sein; gegen zwei Uhr weckte mich das Getrappel eines Pferdes, das im Galopp über die Brücke jagte. Ich richtete mich auf, und streckte den Kopf aus dem Bette; da es aber in meinem Zimmer dunkel war, und im Hause Alles still blieb, so zog ich vor, ruhig unter meiner Bettdecke zu bleiben. Nach Verlauf von einigen Minuten aber hörte ich die Stimme des Barons von Knobelsdorff, und im nächsten Augenblicke trat er auch schon mit lautem Geräusch in die Thüre, und rief: „Steh' schnell auf, Bielfeld, der König ist todt. Willich ist soeben von Potsdam angekommen, um der Prinzessin die Todesnachricht zu bringen.“ Ich äusserte einige Zweifel an der Wahrheit dieser Nachricht, mit der man uns nun schon so oft zum Besten gehabt hatte, aber er erwiederte: „Nein, diesmal ist die Sache richtig, er ist todt — mausetodt! — Jordan* hat Befehl erhalten, den Körper zu öffnen, und einzubalsamiren;

* Natürlich nicht der Abbé, sondern ein Verwandter von ihm.

Du weisst doch wohl, wer in seine Hände kommt, steht nicht wieder auf." Ich musste über den Scherz lachen, und bat Knobelsdorff, mir Licht zu besorgen. Er wollte selbst eines suchen, stiess aber dabei im Dunkeln an den Tisch, warf ihn um, und mein kleines Geld rollte in alle Ecken des Zimmers. Endlich brachte man Licht; ich sprang aus dem Bette, und machte mich daran, mein zerstreut umherliegendes Geld zusammenzulesen. Aber er verhinderte mich daran, indem er sagte: „Ist das eine Zeit, um an so etwas zu denken, und sich nach Groschen zu bücken, wo es bald Dukaten regnen wird?" Ich fuhr indessen fort, mein Geld aufzulesen, dann warf ich mich, so schnell als möglich, in mein Négligé, und wir gingen beide, um den Baron Willich aufzusuchen. Wir fanden ihn im Vorzimmer der Prinzessin, wo sich auch Frau von Katsch und Fräulein Bortefeld, die erste Kammerfrau der Prinzessin, eingefunden hatten. Er sagte uns, dass er sich im Walde verirrt habe, sonst hätte er um Mitternacht in Rheinsberg sein müssen, da Seine Majestät um drei Uhr am vergangenen Tage verstorben sei, und der neue König ihn unmittelbar darauf fortgeschickt habe. Ferner erzählte er uns, dass der verblichene König mit christlicher Fassung gestorben sei. . . . Wir waren einigermassen in Verlegenheit, wie wir die grosse Neuigkeit der jungen Königin mittheilen sollten, die noch im tiefsten Schlafe lag. Frau von Katsch, welche, bei aller überwältigenden Freude, nicht einen Augenblick Haltung und Geistesgegenwart verlor, beauftragte Fräulein Bortefeld mit dieser Aufgabe, und gab ihr die nöthigen Anweisungen, wie sie dabei zu verfahren habe.

Demgemäss ging Fräulein Bortefeld in das Schlafzimmer der Prinzessin, und öffnete leise die Fensterläden. Die Prinzessin erwachte, erblickte sie, und fragte, was sie wollte. „Ich bitte unterthänigst um Verzeihung, Majestät, wenn ich Sie früher, als gewöhnlich wecke." „Aber, weshalb nennst Du mich Majestät, träumst Du?" „Nein, Madame," erwiderte diese, „aber Baron Willich ist angekommen, als Courier von Potsdam, und hat die Nachricht gebracht, dass der König gestern gestorben ist." Frau von Katsch, welche ein niederschlagendes Pulver in Bereitschaft gehalten, trat nun im selben Augenblicke ins Zimmer, und begrüßte, nachdem sie die Prinzessin das Pulver hatte einnehmen lassen, dieselbe, als

die Erste, mit dem Titel ihrer neuen Würde, und nach Verlauf einer halben Stunde erschien die reizende, unvergleichliche Königin in höchst geschmackvollem, schwarz und weissem Negligé. Nie ist sie mir so schön vorgekommen! Sie gestattete uns, in das Audienzzimmer zu treten, um ihr dort den ersten Ausdruck unserer Huldigung darzubringen. Die Beileidsbezeugungen waren kurz, dagegen die Glückwünsche zur Thronbesteigung Ihrer Majestät desto länger; und aus der lebhaften Weise, wie sie zum Ausdruck kamen, konnte man mit Sicherheit auf die Aufrichtigkeit und Herzlichkeit der Gefühle schliessen, welche uns Alle bewegten, die wir bisher, mehr aus freiem Antriebe, als um selbstsüchtiger Motive willen, uns dem Prinzen und der Prinzessin angeschlossen hatten.

Die junge Königin benachrichtigte uns, dass sie Rheinsberg verlassen, und sofort nach Berlin abgehen werde; um zehn Uhr wolle sie ihren Wagen besteigen, wir sollten uns deshalb alle zur Abreise fertig machen. Sie bedürfe achtzig Relais-Pferde an jeder Poststation. Es war sehr schwer, eine so grosse Zahl Pferde an einem so kleinen Orte zusammenzubringen, umsomehr, als der lange und harte Winter die Futter-Vorräthe der Leute erschöpft, und ihren Viehstand stark vermindert hatte; da indessen Jedermann von dem grössten Eifer beseelt war, der liebenswürdigsten aller Prinzessinnen einen Dienst zu leisten, so wurde die nöthige Zahl von Relais-Pferden bald gefunden, und von acht Uhr Morgens ab, war Alles zur Abfahrt bereit. Unser Frühstück gestaltete sich zu einem wirklichen, und zwar einem glänzenden Mahle; die Köche hatten sich selbst übertroffen. Die Oberhofmeisterin, Frau von Katsch, liess sich ein grosses Glas reichen, und brachte kühn die Gesundheit des neuen Monarchen und der Königin, seiner Gemahlin, aus, denen sie eine ebenso lange, wie gesegnete Regierung wünschte. Mir traten beim Ausbringen dieser Gesundheit unwillkürlich die Thränen in die Augen, so fühlte ich mich vor Freude und Theilnahme bewegt. Ich stammelte ein Paar gebrochene Worte, und dieser unvollkommene Ausdruck meiner Bewegung machte einen beredteren Eindruck, als die vollendetsten Komplimente es vermocht hätten. Ihre Majestät war so gnädig, uns zu versichern, dass sie uns Allen auch fernerhin ihren gnädigen Schutz und ihre

königliche Gunst bewahren werde. Dann bot Herr von Brandt ihr die Hand, um sie zur Kutsche zu führen, ihre Damen folgten, und, nachdem wir am Kutschenschlage Alle zum letzten Male Abschied von Ihrer Majestät genommen hatten, enteilte sie nach Berlin, und war bald mit ihrem ganzen Gefolge unseren Blicken entschwunden.“*

Friedrichs Brief, dessen Überbringer Willich gewesen war, lautete, wie folgt:

den 31.

„Madame! — Gott hat soeben, des Nachmittags um halb vier Uhr, den König aus diesem Leben abberufen. Er hat auch Ihrer gedacht, und uns Allen Thränen aufrichtigsten Mitgeföhls entlockt. Sie können sich gar nicht denken, mit welcher Standhaftigkeit er gestorben ist. Sie werden die Güte haben, am Mittwoch oder Donnerstag nach Berlin zu kommen. Knobelsdorff soll sogleich dorthin gehen. Wir werden in unserem alten Hause wohnen. So bald Sie angelangt sind, müssen Sie vor allen Dingen der Königin Ihre Ehrfurcht bezeugen, und dann, bitte, kommen Sie nach Charlottenburg, im Falle ich bereits dort sein sollte. Ich habe keine Zeit mehr zu schreiben. Adieu!“†

Ein zweiter Brief, den sie ohne Zweifel bei ihrer Ankunft vorfand, machte es ihr zur Pflicht, der Königin-Mutter womöglich noch grössere Ehrfurcht, als früher zu bezeugen; im Uebrigen solle sie in Berlin bleiben, wo ihre Gegenwart nöthig sei. Friedrich selbst war nach Charlottenburg gegangen, wo er einige Zeit blieb.

* Bielfeld. *Lettres, etc.*, I., p. p. 105—115.

† *Oeuvres de Frédéric*, XXVI., 12.

Capitel XX.

Der König kehrt nach Rheinsberg zurück.

Ihre Majestäten sehen einen Kreis von Freunden bei sich — Und führen den „Tod Caesars“ auf — Der König leidet am Wechselfieber — Carl VI. stirbt — Maskerade und Hoftrauer — Der König macht sich über geeignete Maassregeln schlüssig — Die Markgräfin von Bayreuth findet Rheinsberg langweilig — Voltaire macht dort seinen ersten Besuch.

Zwei Monate nach seiner Thronbesteigung, im August 1740, stattete Friedrich Rheinsberg einen flüchtigen Besuch ab; und im Oktober desselben Jahres kam der gesammte Hof zu einem längeren Aufenthalte dorthin. Der König langte am 19. an, um, wie er meinte, den Rest des Herbstes und einen Theil des Winters dort zuzubringen. Innerhalb zwei Tagen folgte ihm die Königin und ein grosser Kreis von Freunden und Hofkavalieren, mit Einschluss des Prinzen Wilhelm und des Markgrafen, sowie der Markgräfin von Bayreuth etc., die alle insgesamt mit dem Vorsatze kamen, sich in der hübschen Nachbarschaft des Schlosses und der angenehmen Gesellschaft nach Herzenslust zu amüsiren. Man beabsichtigte, Liebhabertheater-Vorstellungen zu geben; und zwar sollte Voltaires „Tod des Caesar“, Boissys „Franzose in London“ und wer weiss, was noch mehr, aufgeführt werden. Der neue grosse Concertsaal war, so viel ich weiss,

fertig, und mit dem Baue eines neuen Theaters sollte so rasch als möglich begonnen werden. Das Palais selbst und sämtliche für das Gefolge bestimmten Aussengebäude waren so überfüllt, dass, als Bielfeld ein Paar Tage später, als die Uebrigen anlangte, er genöthigt war, in der „Post“ abzustiegen. Der König litt damals, und zwar bereits seit mehreren Wochen, an seinem Wechselfieber, liess sich aber dadurch so wenig als möglich in seinen Vergnügungen stören, und litt auch nicht, dass die Anderen in den ihrigen beeinträchtigt würden. Wenn der Anfall kam, „herrschte alle Mal eine trauervolle Stille“ durch das ganze Haus, sowie er aber vorüber gegangen war, dirirte Seine Majestät mit der Königin und in Gesellschaft seines Bruders und seiner Schwester, und gab in seinem eigenen Zimmer ein Concert, bisweilen am Abend auch einen Ball. Es war die Fortsetzung der alten Lebensweise von ehemals, nur in etwas grossartigerem Style, und unter den glücklichen Auspizien des Bewusstseins, vollkommen sein eigener Herr zu sein, und Niemand hätte damals daran gezweifelt, dass der preussische Hof seine Herbst-Villegiaturen noch für viele kommende Jahre in ähnlicher Weise abhalten werde. Allein die Ereignisse, welche demnächst eintraten, durchkreuzten nicht nur das, was man für die Gegenwart geplant, sondern zogen indirekt auch einen Strich durch die Rechnung, die man sich für die Zukunft gemacht hatte.

Die Nachricht von dem Tode Kaiser Karls VI. erreichte Rheinsberg am 26. Oktober; gerade eine Woche nach der Ankunft des Königs daselbst.

Bielfeld sagt, dass er an jenem Morgen früh aufgestanden sei, und eben bei'm Frühstück gesessen habe, als ihn lautes Klopfen an seine Thür plötzlich aufschreckte; darauf seien die Grafen Truchsess und Finckenstein, sowie Baron Pöllnitz bei ihm eingetreten, und hätten alle seltsam verstört aus-

gesehen. Sie sagten ihm, es sei eben ein Courier vom preussischen Gesandten in Wien eingetroffen, * mit der Nachricht, dass der Kaiser am 20. desselben Monats ziemlich plötzlich verstorben sei „und zwar in Folge einer Unverdaulichkeit, die er sich durch zu häufiges Essen von Pilzen zugezogen;“ da nun der König gerade seinen Fieberanfall habe, so seien sie in grosser Verlegenheit, ob sie ihn wecken

* Ich glaube, Bielfeld flunkert hier wieder. Truchsess kann kaum am Morgen des 26. bei ihm eingetreten sein; wenigstens hatte der König am 25. an Truchsess, der damals noch in Berlin war, geschrieben, und ihn nach Rheinsberg eingeladen. Der bez. Brief (ich nehme an, dass er richtig datirt ist) findet sich in der *Politischen Correspondenz*, I. 72. Der Gesandte in Wien, Herr von Borcke, ist derselbe, der früher Gesandter in London gewesen war, und dem Friedrich Wilhelm den Auftrag wegen der Musikstücke „in Schottländischem Gusto“ ertheilt hatte. In noch früherer Zeit war er nach Braunschweig gesandt worden, mit dem delikaten Auftrage, die Heirath des Kronprinzen zu vermitteln. Am Hofe von St. James hatte er sich manche Demüthigung gefallen lassen müssen, da Georg II. seinen Widerwillen gegen Friedrich Wilhelm an ihm ausliess, und war dann im Jahre 1728 nach Wien versetzt worden. Im Jahre 1741 wurde Borcke nach Berlin zurückberufen, und neben Podewils, in Wirklichkeit aber unter diesem, zum Staatsminister ernannt. Er war auch Curator der Königlichen Akademie der Wissenschaften (welche sogar in seinem Hause ihre Sitzungen abhielt), bis Maupertuis die aktiven Pflichten eines Präsidenten derselben übernahm. Borcke starb im Jahre 1747 im Alter von dreiundvierzig Jahren. Als erstem Shakespeare - Uebersetzer, weiss heute die Litteratur-Geschichte mehr von ihm, als die politische. (Ich selbst habe seine Uebersetzung nie in Händen gehabt, aber Genée hat die Vorrede dazu in seiner *Geschichte der Shakespeare'schen Dramen in Deutschland*, S. 429 abgedruckt.) Es ist schade, dass man über Borcke (und einige andere Männer der Zeit) ohne besondere Mühe, nicht mehr in Erfahrung bringen kann. Die neue *Allgemeine Deutsche Biographie* erwähnt ihn gar nicht, aber die *Histoire de l'Académie Royale des Sciences et Belles Lettres*, und ebenso der von Dr. Reinhold Koser herausgegebene erste Band der *Preussischen Staatsschriften*, enthält eine Notiz über ihn. Er gehörte zu der sehr alten und einst mächtigen Pommerschen Familie Borcke, oder Borck. Seine Tochter wurde die Gemahlin Maupertuis, und überlebte denselben viele Jahre. Später wurde sie Oberhofmeisterin der Prinzessin Amalie.

lassen sollten, oder nicht. Bielfeld nahm nun seinen Hut, und alle vier machten sich sofort nach dem Schlosse auf den Weg. Wie wir bereits wissen, war die Stadt im April desselben Jahres niedergebrannt, und als sie von der Post aus über den Marktplatz gingen, fielen ihre Blicke unwillkürlich auf die Ruinen, wobei Graf Finckenstein die Bemerkung machte: „Bevor wir einen neuen Kaiser haben, werden Viele um ihren Kopf gekommen, und manche Stadt dieser hier gleich geworden sein!“ * Im Vorzimmer fanden sie den Prinzen Wilhelm, den Courier und Fredersdorff. Nachdem sie Rath gehalten, einigten sie sich alle Sieben dahin, dass dem Könige, der sich bereits in einem profusen Schweisse befand, Nichts gesagt werden solle, bis der Anfall vorübergegangen sei. Nach Verlauf von ungefähr einer Stunde ging indess Fredersdorff in das Schlafzimmer des Königs, und „bereitete ihn in schonender und angemessener Weise darauf vor, die Depeschen zu lesen, und den Bericht des Couriers anzuhören“. Seine Majestät zeigte nicht die leiseste Erregung, sondern stand auf, und liess bald nachher seinen Sekretair Eichel rufen, dem er den Auftrag gab, an den Feldmarschall von Schwerin und den Staatsminister Podewils zu schreiben, mit dem Ersuchen, sich sofort bei ihm einzufinden.

Sowie beide Herren am 27. eingetroffen waren, schloss sich der König vier Tage lang mit ihnen ein, und dinirte sogar mit ihnen allein; zeigte er sich aber in Momenten der Musse dem Hofe, so war er, wie immer, voller Frohsinn und Lebendigkeit. Doch arbeitete er jetzt sehr angestrengt, nicht nur bis zum 1. November, dem Zeit-

* Dieser Graf Finckenstein war der Erste, welcher sechs Monate später, am 10. April, mit dem Degen in der Hand, in der Schlacht bei Mollwitz fiel.

punkte, wo Schwerin und Podewils * wieder nach Berlin zurückkehrten, sondern auch noch nachher. Es war natürlich, dass er darüber schlüssig werden musste, welche „Haltung“ er nunmehr, wo das Reich kein Haupt mehr besass, anzunehmen habe; so überraschte es Niemand, ihn so eifrig bei der Arbeit zu sehen, aber die Neugier der Leute wurde doch erregt. „Es wäre ein Wunder,“ schreibt der dänische Gesandte Prätorius, „wenn es diesem Fürsten gelänge, in der gegenwärtigen Krisis die geeignetsten Maassregeln zu treffen, da er keine Rathgeber hat, und auf Niemand hört, sondern stets nach seinem eigenen Kopfe handelt, und füglich doch die erforderlichen Fähigkeiten sich nicht in so kurzer Zeit erworben haben kann.“ **

Welcher Art die in Wirklichkeit getroffenen Maassregeln und ob sie die, für die Lage geeigneten waren, oder nicht, wissen wir jetzt. Sie haben dem Orte, wo sie einst beschlossen wurden, in gewissem Sinne monumentalen Charakter verliehen. Wir können es uns nicht versagen, hier die Worte Carlyles zu citiren:

„Die Entschliessung, welche Friedrich Schwerin und Podewils vorlegte, ist wahrscheinlich die inhaltschwerste, welche jemals in Preussen, oder in Europa während jenes Jahrhunderts gefasst worden ist eine Entschliessung, die bei ihrem ersten Kundwerden, wie noch lange Zeit nachher, fast nur auf Widerspruch seitens aller übrigen Adamssöhne stiess. Und in der That ist die konsequente Durchführung derselben, sowie die Sicherung der daran sich knüpfenden, ungeheuren Resultate für alle Zeiten, von nun ab die Hauptlebensaufgabe dieses jungen Königs gewesen. Eine Herkules-Arbeit, die für Millionen lebender, wie noch nicht geborener Menschen, von höchster Bedeutung war.“ ***

* Ueber Podewils, dem bei weitem glänzendsten Sterne an dem politischen Himmel seiner Zeit und in Preussen, hat man erst in neuerer Zeit etwas erfahren.

** *Berlinische Monatsschrift* für Februar und Juli 1804.

*** Carlyle. *Hist. of Fred., etc.*, III. 140.

Und hiermit, kann man sagen, hat das alte Herrenschloss den Höhepunkt seiner Bestimmung erreicht, den Moment, wo es heraustrat aus dem Dasein des Privatlebens, um seinen Platz auf der Bühne der Weltgeschichte einzunehmen. Und soweit überhaupt von der Lokalisierung grosser Wendepunkte in der Weltgeschichte die Rede sein kann, muss man Rheinsberg, als der Stätte, von welcher Friedrich's Entscheidung für den Einfall in Schlesien ausging, unter den historischen Schlössern einen besonders hervorragenden Platz einräumen.*

Eine Zeitlang freilich verliefen die Dinge durchaus dem Programme gemäss. In Berlin erzählte man sich, dass „Tanz, musikalische und Theater-Aufführungen, sowie die Freuden der Tafel in ununterbrochener Reihe einander folgten, dass man sich bis spät in die Nacht hinein amüsire, und selten vor vier Uhr Morgens auseinandergehe.“ Der König, dessen Wechselfieber-Anfälle sich allmählig immer seltener einstellten, und zuletzt durch Gaben von Chinin (damals noch ein ganz neues und heroisches Mittel) gänzlich vertrieben wurden, war der liebenswürdigste Gesellschafter, den man

* Die Thatsache, dass die Entschliessung wirklich zu jener Zeit und an jenem Orte gefasst wurde, wird sicherlich dadurch nicht im Mindesten entkräftet, dass die letztere in unbestimmter Gestalt schon etwas früher geboren war. Friedrich selbst legt in den bekannten Briefen an Algarotti, wohl absichtlich, ein zu grosses Gewicht darauf, dass seine Pläne schon älteren Ursprungs gewesen seien: „Remusberg, den 11. Oktober. Je me retrouve ici chez moi, et plus rendu à moi-même qu'à nul autre endroit. Dès que j'aurai encore fait un voyage à Berlin, je reviens ici pour ne plus quitter Remusberg.“ Und am 18. November: „Je n'irai point à Berlin. Une bagatelle comme est la mort de l'Empereur ne demande pas de grands mouvements. Tout était prévu, tout était arrangé. Ainsi il ne s'agit que d'exécuter des desseins que j'ai roulé depuis longtemps dans ma tête.“ Algarotti hatte den *Antimacchiavel* kritisirt, und Friedrich fügt, mit Obigem nicht ganz im Einklange, hinzu: „La mort de l'Empereur fait de moi un très mauvais correcteur. C'est une époque fatale pour mon livre et peut-être glorieuse pour ma personne.“

sich nur denken konnte. Die Königin, welche von ihrer Tante, der verwittweten Kaiserin (nach der sie getauft worden war), einen eigenhändigen Brief empfangen hatte,* worin diese ihren herben Verlust mittheilte, gab sich jedenfalls ein Paar Stunden lang ihrem Mitgeföhle hin, und anwortete voller Theilnahme; allein das verursachte keine Störung in dem geselligen Vergnügen. Am 7. November sendet sie ihrem Bruder Ferdinand einen heiteren Bericht über ihr Leben und Treiben:

„Der König hat noch das Fieber, aber es nimmt von Tag zu Tage ab; und, mit dieser einzigen Ausnahme, amüsiren wir uns sehr gut. Wir führen Maskeraden auf, tanzen, und man giebt Theaterstücke. Die Tettaus haben sehr gut gespielt, und besonders Finette** hat geradezu Wunder geleistet Der Herzog von Holstein, Schwerin, Wartensleben, Borck und Buddenbrock hatten sich auf der letzten Maskerade als alte

* Der König empfing einen Brief vom Grossherzoge von Toscana, dem Gemahl der jungen Königin von Ungarn, worin dieser ihn wiederholt seiner Freundschaft versichert, und die Bitte ausspricht, der König möge ihm die seinige auch fernerhin bewahren, in einer Zeit, wo dem Hause Oesterreich so viele Gefahren drohten. In seiner Antwort wies Friedrich sofort auf die Bedingungen hin, unter denen man sich ein Bündniss mit ihm sichern könne; dabei macht er weder ein Hehl aus seiner Ueberzeugung von der Gerechtigkeit seiner eigenen Forderungen an das Haus Oesterreich, noch sucht er den Schein zu erwecken, als unterschätze er den Werth von dessen Freundschaft. Sein Brief scheint verloren gegangen zu sein, aber die Bedingungen, die er enthielt, „die Abtretung eines Theils Unserer Erblande“, sind aus einem Briefe Maria Theresias an ihren Gesandten in London bekannt. In Arneth I., 237.

** Fräulein Auguste Marie von Tettau, unter dem Schmeichelnamen Finette bekannt, war viele Jahre der ganz besondere Liebling am Preussischen Hofe. Sie starb nach langem, schmerzhaften Leiden, das sie mit Fassung und Heiterkeit ertragen hatte, im Jahre 1762 zu Magdeburg, wohin sich der Hof während einer gefahrvollen Periode des siebenjährigen Krieges geflüchtet hatte. Es liegt ein gewisser Pathos in Friedrichs Antwort an die Gräfin Camas, die ihm Nachricht von dem Tode gegeben hatte: „Vous me parlez de la pauvre Finette. Hélas! ma bonne maman, depuis six ans, je ne plains plus les morts, mais bien les vivants.“

Berliner Fischweiber verkleidet. Man hätte bei ihrem Anblicke sterben mögen vor Lachen."

Nach einiger Zeit traf die offizielle Mittheilung ein, und der Hof legte auf einen Monat Trauer an — und zwar grosse Trauer, wodurch natürlich die mehr geräuschvollen Vergnügungen eine Unterbrechung erlitten.*

Die Schilderung, welche die Markgräfin von Bayreuth von ihrem Besuche in Rheinsberg giebt, ist nicht in ihrem besten Style geschrieben. Dieselbe bewegt sich in Allgemeinheiten und vagen Umrissen, und da, wo sie sich in Details einlässt, ist sie leider sehr ungenau, um nicht zu sagen, voller Widersprüche, in Bezug auf Namen, Daten und nahezu alles Uebrige. Sie spricht es ganz offen aus, dass es ihr in Rheinsberg gar nicht gefallen, und sie sich dort nicht amüsirt habe. Der Ort selbst erscheint ihr nach keiner Seite hin angenehm, nur die gute Gesellschaft, die sich dort zusammenfand, habe ihn erträglich gemacht.

Dann sagt sie weiter, sie habe den König sehr wenig zu sehen bekommen, und wenn es der Fall war, gerade keine Veranlassung gehabt, sich des Zusammenseins mit ihm zu freuen. „Den grössten Theil der Zeit über brachte er nichts, wie gezwungene Artigkeiten, oder *sanglantes railleries* über

* Am Hofe zu Braunschweig, dessen herzoglichem Hause sowohl die Kaiserin, wie die Königin von Preussen angehörte, hatte man sofort tiefe Trauer angelegt. Der oben citirte Brief der Königin ist eine Antwort auf einen solchen ihres Bruders Ferdinand, in welchem er, der selbst gerne in Rheinsberg an all' den geselligen Scherzen theilgenommen hätte, sich bitter beklagt: „Wir Brüder und der Herzog haben den Trauerflor angelegt. Die Herzogin, meine Mutter, und meine Schwestern tragen Kreppschleier, einen über das Gesicht und einen anderen hinten lang herunterhängend, und wollene Kleider. Livreen, Kutschen, Zimmer, alles ist schwarz ausgeschlagen, als wenn wir Alle lebendig begraben werden sollten.“ Der dies schreibt, ist der spätere Held des Siebenjährigen Krieges, und damals neunzehn Jahre alt. (von Hahnke; *Elisabeth Christine etc.* 399, 400.

den schlechten Zustand der Finanzen des Markgrafen zu Tage; ja, oft genug machte er sich gradezu lustig über ihn und die anderen Reichsfürsten, was mich in hohem Grade verletzte." *

Gegen Frau von Morrien ist sie erbarmungslos, und die beiden reizenden Fräuleins von Tettau, werden von ihr mit ein Paar Strichen abgefertigt, die sich nicht recht zusammenreimen lassen. „Sie waren beide,“ schreibt sie, „höchst liebenswürdig, aber durch ihr satyrisches Wesen und ihr anstößiges Betragen machten sie sich bei aller Welt verhasst.“

Gegen Ende November kam Voltaire auf ein Paar Tage. Es war das erste Mal, dass er Brandenburg betrat, und für einen so kurzen Aufenthalt war die Reise in dieser Jahreszeit lang und unbequem genug. Auch fehlte es unterwegs nicht an Abenteuern. An der westphälischen Grenze zerbrach sein Wagen, und er musste ein widerspenstiges Pferd besteigen, und „in Sammethosen und seidenen Strümpfen“ nach Herford hineinreiten. Am Stadthore um seinen Namen befragt, antwortete er „natürlich“ er sei Don Quixote, und passirte unter diesem Namen.

Die Erwartung eines solchen Meteors, und dann sein Erscheinen, muss einige Aufregung unter der Gesellschaft hervorgerufen haben, allein es fehlt uns so gut wie jede Nachricht über den Besuch selbst. Man kann sich denken, dass Friedrich, soweit ihm dazu Musse gelassen war, den Dichter ziemlich viel für sich selbst in Anspruch nahm. Die Hauptveranlassung zu Voltaire's Reise war eine politische. Ein zweites Motiv von mehr sekundärer Bedeutung, aber immerhin von grossem Gewichte in Voltaire's eigenen Augen, war die Rückerstattung von einigen Tausend Thalern, welche

* Der Markgraf wurde während seiner Anwesenheit in Rheinsberg durch Friedrich und die übrigen „Brüder“ in den Freimaurer-Orden aufgenommen.

er, seiner Angabe nach, bei Gelegenheit der Unterhandlungen mit dem holländischen Buchhändler wegen der *Anti-macchiavel*-Ausgabe, in Friedrich's Interesse ausgelegt hatte. In Bezug auf den ersteren seiner oben angedeuteten Reisezwecke erreichte er garnichts. Es gab keine Staatsgeheimnisse auszuhorchen, weil Niemand ausser dem Könige dieselben kannte, und dieser, — wie er bei einer anderen Gelegenheit einmal von sich selbst sagt — vertraute seine Geheimnisse Niemand an, am Allerwenigsten Voltaire. Seinen anderen Zweck erreichte er; das Geld wurde ihm ausgezahlt; es scheint indess, als habe der König, obwohl er die Zahlungsordre ausstellte, mehr als blossen Argwohn gehegt, dass die Forderung zum Theil aus der Luft gegriffen sei. Die Summe, die der Dichter liquidirte, bezog sich hauptsächlich auf die Kosten seiner holländischen Reise; er hatte aber auch die für die gegenwärtige Rheinsberger, und zwar hin und zurück, mit auf die Rechnung gesetzt. Wahrscheinlich war dies das erste Mal, dass der König den, bisher von ihm so hoch geschätzten *caractère*, in einem anderen Lichte erblickte; er macht denn auch gar kein Hehl daraus, wie er über die Sache denkt. Die Ordre, welche er an Jordan zur Zahlung des Geldes ergehen lässt, lautet wörtlich, wie folgt:

„Dein Geizhals soll seinen unersättlichen Golddurst bis auf die Hefe stillen; er soll die dreitausend Thaler haben. Auf diese Weise wird mir sein sechstägiger Besuch fünf-hundertfünfzig Thaler pro Tag kosten; das heisst einen Hanswurst etwas theuer bezahlen. Wohl niemals hat ein Hofnarr eine so hohe Gage bezogen.“

Zu jener Zeit war Voltaire, einige Tage vor der übrigen Gesellschaft, nach Berlin gegangen, um der Königin Mutter seine Ehrfurcht zu bezeugen.

Anfangs Dezember löste sich die Rheinsberger Hof-

gesellschaft auf, um nie wieder in der alten Weise zusammenzukommen, weder dort, noch anderswo. Es war das erste und letzte, ja das einzige Mal, dass Ihre Majestäten, als Wirth und Wirthin, in ihrem eigenen Hause einen Kreis von Gästen empfangen.

Capitel XXI

Die Königin

Als die Königin zu jenem schönen Juni-Morgen von Rheinsberg abging und Brieftage mit den Adressen besandte, war die Herrin zweifel nicht so für immer Abschied von ihrem ehelichen Stuhle. Mit der eben geschickten Abschiedsnotiz suchte sie im Herbst desselben Jahres wieder am alten Orte anzukommen, kann man sagen, dass Friedrich und sie nie wieder mit einander gelebt haben. In späteren Jahren sah man sie bisweilen wieder in Sommer in Thätigkeit und wenige Tagesreisen von dem bei grossen öffentlichen Festlichkeiten, wie Hochzeiten und dergl. Gästen zu empfangen und die Herrin zu erhalten hatten. Im Winter verblieb sie stets während sechs oder sieben Wochen unter einem und demselben Dach. — Es war denn doch ein sehr angenehmes Leben, an völlig von einander abgesondert, als wenn sie sich selbst in einem kleinen Hofe hätte. Man hat allgemein (wie ich meine) ohne Berechnung angenommen, dass

Capitel XXI.

Die Königin.

Königin Elisabeth Christine kehrt für den Winter nach Berlin zurück — Sie bringt den nächsten Sommer in Schönhausen zu — Sie übersetzt Erbauungsschriften — Der König speist während des Karnevals mit der Königin — Sie sehen einander zum letzten Male — Die glücklichen Jahre zu Rheinsberg.

Als die Königin an jenem schönen Juni-Morgen von Rheinsberg abfuhr, und Bielfeld mit den Anderen ihr nachschaute, wie sie Berlin zueilte, nahm sie für immer Abschied von ihrem ehelichen Glücke. Mit der eben geschilderten Ausnahme jener sechs Wochen, die sie im Herbste desselben Jahres wieder am alten Orte zubrachten, kann man sagen, dass Friedrich und sie nie wieder mit einander gelebt haben. In späteren Jahren sah man sie bisweilen während des Sommers in Charlottenburg auf wenige Tage beisammen, wenn sie bei grossen officiellen Gelegenheiten, wie Hochzeiten und dergl., Gäste zu empfangen, und die Honneurs zu machen hatten. Im Winter wohnten sie stets während sechs, oder sieben Wochen unter einem und demselben Dache, aber — es sei denn, dass es zu repräsentiren galt, — so völlig von einander abgesondert, als wenn sie auf verschiedenen Hemisphären gelebt hätten. Man hat allgemein (wie ich meine, ohne Berechtigung) angenommen, dass

Friedrich gleich von Anfang an sich mit dem Gedanken an eine solche Trennung getragen habe. Meiner Ansicht nach mag er ihm wohl einmal gekommen sein, wenn aber, so hat er ihn wieder fallen lassen. Mittlerer Weile hatten ja alle Beide in vollkommener Eintracht mit einander gelebt, und noch mehrere Monate nach der Thronbesteigung ist keine Spur einer Entfremdung, oder eines irgendwie unnatürlichen Verhältnisses zwischen den Ehegatten zu bemerken; es hat vielmehr Jahre gedauert, bis die gegenseitige Entfremdung eine so grosse wurde, dass sie sich bemerkbar machte, und zwar nicht blos für die Böswilligen, die darauf aus waren, etwas der Art herauszufinden, und das, was sie sahen, absichtlich übertrieben. Wir sehen, dass die Königin selbst mehrere Jahre hindurch die Entfremdung des Gatten gar nicht gewahr wurde, und dann, als dies endlich geschah, die Schuld davon, wenigstens eine Zeit lang, auf Mitglieder der Familie schob, welche im Geheimen ihre Stellung zu untergraben suchten; und aller Wahrscheinlichkeit nach sind auch derartige Intriguen dabei mit im Spiele gewesen. Die thatsächliche Trennung der beiden Gatten, wie sie der erste Schlesische Krieg mit sich brachte, vielleicht im Verein mit irgend einem Missverständnisse, und zuletzt dann Gewohnheit, falsche Scham und Friedrich's Unfähigkeit, es jemals einzugestehen, wenn er Unrecht hatte, — alles das mag sein Theil zu dem traurigen Endergebnisse beigetragen haben. Es ist ja möglich, dass der Widerwille gegen die Frau, in der er einst die Verkörperung, den lebendigen Gegenstand eines verhassten Ehebündnisses, erblicken musste, vielleicht in Folge einer an sich unbedeutenden Differenz, oder eines unwahren Berichtes, einmal in ihm, wenn auch nur für einen Augenblick, wieder aufgelebt ist; und ein solcher Augenblick mag ihm dann die einzuschlagende Richtung bestimmt haben; das aber ist stets von entscheidender Bedeutung für Naturen, die es nicht

über sich zu gewinnen vermögen, von der einmal gewählten Linie abzuweichen. In Alledem freilich lässt sich keine Entschuldigung für Friedrich finden; leider muss man sich gestehen, dass es schon Unrecht sein würde, nach einer solchen überhaupt zu suchen.

Wenige Wochen nach der Thronbesteigung erhielt die Königin Schönhausen als ihr Privateigenthum angewiesen. Es war damals, und ist bis zu einem gewissen Grade heut noch, ein hübsches, von einem Parke umgebenes Landhaus, etwa eine Stunde von Berlin entfernt. Ursprünglich ein kurfürstliches Jagdschlösschen, war es von König Friedrich I., prachtliebenden Angedenkens, der mit seinem gesammten Hofstaate auf der Panke und dem Verbindungskanale Gondelfahrten hieher zu unternehmen pflegte, vergrössert und verschönert worden.*)

Die philosophische Königin Sophie Charlotte hatte in der ersten Zeit, als sie noch Kurfürstin war, häufig in Schönhausen gewohnt. Königin Elisabeth selbst war als Kronprinzessin dort gewesen, und hatte sofort eine Zuneigung für den Ort gefasst. Als derselbe dann ihr Eigenthum geworden, scheint sie so bald als möglich davon Besitz ergriffen zu haben. Ihre Residenz daselbst weihte sie am 28. August 1740 durch ein grosses Concert ein. (In Bezug auf letzteres sei hier nur erwähnt, dass sich unter den anwesenden Gästen die Herzogin von Anhalt Zerbst mit ihrer jungen Tochter, der Prinzessin Sophie, befand, welche letztere damals erst elf Jahre alt war, und bekannter ist in ihrem späteren Leben, als Catharina II., Kaiserin von Russland).

*) Raumer. Der Thiergarten, S. 40. — Die Panke, welche, wie die anderen, Berlin durchfliessenden Wasserläufe, mit der Zeit sehr übelriechend geworden ist, dürfte heutzutage weder den Hof-, noch anderen Kreisen, zu sommerabendlichen Gondelfahrten sehr einladend erscheinen.

Von 1834 bis 1837, kurz vor ihrer Thronbesteigung in Hannover, wohnten der Herzog und die Herzogin von Cumberland in Schönhausen. Nun ist es ein stiller, etwas düsterer Platz, dessen schattige Kühle und geringe Entfernung von der Stadt die guten Bürger von Berlin des Sonntags in hellen Haufen hinauslocken. Das Wohnhaus selbst, dem das Gras bis an die Mauern und Thore hinanwächst, bildet längst nicht mehr den Haupt- und Mittelpunkt seines eigenen Parkes; es hat sich in eine Ecke desselben zurückgezogen, wo grüne Bäume es den Blicken halb verstecken; dort steht es in tiefer Stille und Vergessenheit; — ein Haus, das „nicht an seinem Platze steht“, und gleichsam ein Sinnbild jenes Lebens, das auch „nicht an seinem rechten Orte war“.

Einer schweifenden Phantasie erscheint diese Stille nicht als die natürliche Gefolgschaft jenes lauten und lärmenden Lebens, wie es jede menschliche Wohnstätte zu Zeiten erfüllen soll, sondern eher wie die Vertiefung eines lange schon vergangenen Schweigens, eines Schweigens, in dem man leise auftrat, seine Gefühle erstickte, und seine Wünsche lebenslang zurückdrängte.

Das Haus wird baulich in vollkommen gutem Zustande erhalten. Putz und Wandfarbe sind durchweg vorhanden, aber den Thüren und Schwellen sieht man es an, dass sie nicht mehr in Gebrauch sind. In einem der oberen Räume befinden sich noch einige Ansichten von Rheinsberg — Andenken an einen glücklicheren Ort und an bessere Tage. Eine darunter fesselte besonders meine Aufmerksamkeit, sie stellt das Blumenparterre am Ufer des Sees dar, belebt von einer Menge fröhlicher, schön gekleideter Personen in konventioneller Haltung; — wahrscheinlich alles Portraits.

Nach dem siebenjährigen Kriege sah sich die Königin genöthigt, Schönhausen vollständig neu zu möbliren und auszuschmücken, da es im Jahre 1760 (ich weiss nicht

mehr recht, ob durch die Russen, oder Oesterreicher) von Grund aus verwüstet worden war. Sie hatten die Möbel und das Porzellan u. s. w. zerschlagen, die Gemälde zerschackt, und mehrere von der Dienerschaft gefoltert, damit sie das Silberzeug herausgäben, das schliesslich gar nicht vorhanden war.

Nach Schönhausen führt eine schöne Strasse, welche den Namen „Schönhauser Allee“ trägt. Die Bäume, welche dieselbe auf beiden Seiten einfassen, hat Knobelsdorff pflanzen lassen. Selbstredend darf man dieses Schönhausen (welches, zum Unterschiede von einem anderen, in der Nähe gelegenen Orte gleiches Namens, Nieder-Schönhausen heisst) nicht mit dem Schönhausen in der Altmark, dem alten Familiensitze der Bismarck, verwechseln.

Man hat, denke ich, die Besitzverleihung von Schönhausen durchaus nicht als einen Vorboten der späteren Entfremdung anzusehen. Ich erblicke darin lediglich eine Galanterie, die unter ähnlichen Umständen nicht vereinzelt dasteht; es sollte der Königin damit ein Wohnsitz zur Disposition gestellt werden, in welchem sie sich nicht nur als Hausherrin, sondern auch als Besitzerin fühlen konnte. Sicherlich wurde das Geschenk auch in diesem Sinne aufgenommen, und die Empfängerin war ganz entzückt darüber. Friedrich schrieb ihr Anfangs August von Rheinsberg aus einen sehr liebenswürdigen Brief, dem er die Schenkungs-Urkunde beifügte, mit dem Wunsche, sie möge in dem Besitze „*mille plaisirs*“ finden, und schloss dann mit den Worten: „Sie sollen nächstes Jahr mit mir zufrieden sein, Madame, ich werde thun, was in meinen Kräften steht, um Ihnen bei der Ausschmückung ganz nach Ihrem Sinne zu helfen.“ (Ach!)

Um diese Zeit trug sich der König mit allerhand Plänen zu einer Sommerresidenz für den Hof, als solchen. Rheinsberg, wo dieser, wie wir wissen, seinen ersten Herbst-

Aufenthalt nahm, lag doch zu sehr aus dem Wege. Er sprach davon, sich ein neues Palais in Ruppin, oder Potsdam zu bauen, aber, bevor er sich für eines von beiden entscheiden konnte, brach der Krieg aus, dem bald ein zweiter folgte. So wurde er für eine lange Zeit von Hause fern gehalten. Schon diese Kriege an sich trugen, wie ich bereits gesagt habe, dazu bei, dem königlichen Paare ein getrenntes Leben zur Gewohnheit zu machen.

Allmählig wurde der Plan, für den gesammten Hof eine Sommerresidenz zu schaffen, aufgegeben. Charlottenburg, das endlich ganz fertig geworden war, gab eine prächtige offizielle Residenz für den Sommer ab, und wurde für die nächstfolgenden Jahre auch bei allen feierlichen Gelegenheiten als solche benutzt. Nun reifte der Wunsch des Königs, ein Landhaus für seinen eigenen Privatgebrauch zu haben, zum Entschluss, und er baute sich Sanssouci. Dort verstand es sich von selbst, dass er nicht „repräsentirte,“ und keine Verpflichtung hatte, jemand einzuladen; und als um das Jahr 1747 Sanssouci fertig geworden, war die Gewohnheit des Getrenntlebens bereits so mächtig, dass Friedrich, der alles, was auch nur nach einem Abweichen von dem einmal gefassten Vorsatze aussah, wie den Tod scheute, sicherlich nie mehr daran gedacht hat, sie zu durchbrechen.*

Um jene Zeit hatte die Entfremdung zwischen den Gatten die schroffe Form angenommen, die sie von da an beibehielt. Die Königin, welche bisher vielleicht versucht hatte, die ihr zu Theil werdende Vernachlässigung auf Rechnung politischer Ereignisse, der beiden Kriege, der Ab-

*) Sir Andrew Mitchell, der Gelegenheit hatte, Beobachtungen anzustellen, und Erfahrungen zu machen, schreibt bei einer Gelegenheit nach Hause: — „Des Königs Natur ist der Art, dass, wenn er einmal auf unrichtigem Wege ist, nur Er, der ihn erschaffen hat, ihn wieder auf den rechten zu bringen vermag.“

wesenheit und des beständigen Unterwegsseins des Königs, sowie des Umstandes zu bringen, dass er an so viel Anderes zu denken, und so sehr viel zu thun hatte, konnte nachgerade durch dieselbe nicht mehr überrascht werden.

Den grösseren Theil des Jahres lebte sie in dem alten, weitläufigen Palais zu Berlin, und ging dann während der Sommermonate nach Schönhausen. Bei alledem aber blieb sie das Haupt und der Mittelpunkt des Hofes, und es wurden ihr von Einheimischen, wie Fremden die Ehren erwiesen, welche ihrem Range zukamen. Man wusste recht gut, dass der König nicht den leisesten Mangel an Ehrfurcht der Königin gegenüber geduldet haben würde; und in der That hat es sich meines Wissens (ein Paar Opersänger ausgenommen, denen für ihre Unverschämtheit sofort in empfindlicher Weise der Kopf gewaschen wurde) niemals jemand auch nur einfallen lassen, ihr gegenüber den schuldigen Respekt zu vergessen. Eine Menge Personen, darunter der französische Gesandte Valori,* erkannten bald, dass die Gleichgiltigkeit des Königs mehr eine scheinbare, als wirkliche — ja, dass sie in der That eine gemachte war, und er sich geschmeichelt fühlte, wenn fremde Höfe der Königin Aufmerksamkeiten erwiesen.

Königin Elisabeth Christine hat nie eine Reise gemacht. Nur ein, oder zwei Mal, während des siebenjährigen Krieges, ist sie nach Magdeburg geflüchtet. Sanssouci hat sie nie gesehen. Nach Potsdam ist sie einmal gekommen, als sie ihre Mutter, die Herzogin von Braunschweig, die in Berlin zu Besuch gewesen war, auf dem Heimwege begleitete, aber da der König im Felde stand, wollte sie sich nicht seine Abwesenheit zu Nutze machen, um sich Sanssouci anzusehen. Friedrich soll einmal in Schönhausen gewesen sein, und zwar im Jahre 1744, bei Gelegenheit einer Fête, welche die

* *Mémoires des Négociations du Marquis de Valori*. Tome II. p. 7, etc.

Königin zur Feier von Prinzessin Ulrikes Hochzeit gab; aber selbst das bedarf noch der Bestätigung. Im Winter kam er stets während des Carnevals nach Berlin, und dann nahmen Ihre Majestäten in offizieller Weise gemeinschaftlich an allen ceremoniellen Akten, als: grossen Empfängen, Bällen und dergl., Theil, auch speiste dann der König mit der Königin, wobei er ihr jedesmal, wenn er kam, und wenn er ging, eine tiefe Verbeugung machte, aber kein Wort mit ihr wechselte. Ihre Einkünfte waren sehr eng bemessen; und als sie einst den König bat, dieselben etwas zu erhöhen, schlug er es ab; als sie aber in Schulden gerathen war, und ihn darum anging, dieselben zu bezahlen, so that er es. Dennoch war sie sehr wohlthätig, und gab viel Geld an die Armen. Man weiss nicht recht, waren es Rücksichten nothwendiger Sparsamkeit, oder was sonst, das sie veranlasste, so knapp zu sein, und zwar in einem Maasse, dass ihren Gästen schliesslich nichts übrig blieb, als sich vorher satt zu essen, ehe sie zu ihr gingen. So ist es ja eine oft erzählte Geschichte, wie die alte Feldmarschallin von Schmettau eines Abends nichts, als ein wenig Kirsch-Gelée zum Souper erhielt, obgleich die Königin besonderen Befehl gegeben hatte, es der Marschallin gegenüber an Nichts fehlen zu lassen.

Die Königin war sehr fromm, und hatte auch eine Neigung zum Schriftstellern. Sie übersetzte eine grosse Zahl von Erbauungsbüchern aus dem Deutschen in's Französische, und gab ihre Uebersetzungen heraus. Auch hat sie ein, oder zwei Bände selbstständig verfasst.*

Bei aller Einförmigkeit hätte ihr Leben doch ein glück-

* Wie man glaubt, hat Friedrich die Schriften seiner Gemahlin nicht gelesen; wenigstens fand sich unter seinen Büchern kein Exemplar von irgend einer derselben. Dagegen liebte sie es, dieselben an Freunde und Verwandte zu schicken. Eine davon hat sie ihrer Schwester, der Königin von Dänemark gewidmet.

liches sein können, wäre die Sehnsucht nicht gewesen, die sie, tief im verborgenen Grunde ihres Herzens, nach dem Zusammensein mit dem Gatten trug, den sie lieben gelernt hatte. Er mochte es all sein Lebtag lang sehr gern leiden, ab und zu einmal — wie er es nannte — „une douce société“ um sich zu sehen. Seine Schwestern, und sogar fremde Prinzessinnen, blieben oft viele Tage hintereinander bei ihm in Potsdam. Wie gern auch die Königin dort gewesen wäre, und wie schwer sie es empfand, während eines ganzen Lebens sich so bei Seite liegen gelassen zu sehen, lässt sich wohl ermessen;* Personen, denen sie einmal ganz ihr Herz hätte ausschütten können, gab es nur wenige. Im Jahre 1748 schreibt sie an ihren Bruder Ferdinand:

„Nach der Beschreibung, welche man mir von dem Theatersaale in Potsdam gemacht hat, muss er sehr schön sein; glücklich die, welchen vergönnt ist, dort zu sein; aber alle diese Herrlichkeiten sind es nicht, nach denen sich mein Herz sehnt, es ist der theure Herr, der jene Räume bewohnt. Warum musste es denn sein, dass Alles so anders wurde, und dass ich seiner Güte und lebenswürdigen Gesinnung verlustig ging? Mit welchem Vergnügen gedenke ich noch heute der Rheinsberger Zeit, da ich noch das Glück hatte, dass mein Herr mir liebevoll begegnete, er, den ich an bete, und für den ich gern mein Leben opfern würde. Wie tieftraurig empfinde ich es, dass das Alles so anders geworden ist! Aber mein Herz wird nie anders werden; ich werde stets dieselbe bleiben für ihn, und will die Hoffnung nicht aufgeben, dass Alles noch wieder anders komme Möge der Allmächtige uns den theuern König in voller Gesundheit erhalten!“*

* In einer Beziehung war es natürlich leichter für Friedrich, irgend eine fremde Prinzessin nach Sanssouci einzuladen, als seine Gemahlin, die doch immer nur als Königin hätte kommen können.

* Von Hahnke. *Elisabeth Christine, Königin von Preussen, etc* S. 113.

Der König und die Königin sahen einander zum letzten Male am 18. Januar (Geburtstag des Prinzen Heinrich, und stets ein grosser Festtag) 1785. Unmittelbar nachher ging der König wieder nach Potsdam. Im nächstfolgenden Winter kam er gar nicht nach Berlin, und im Sommer darauf, während er in Sanssouci verblieb, und seine Gesundheit schon im Schwinden begriffen war, ging die Königin nach Schönhausen. Am 16. August gab sie daselbst eine Abendgesellschaft, zu der auch Mirabeau, der während jenes Sommers in Berlin weilte, geladen wurde. Er war gerade von einem vierzehntägigen Besuche bei'm Prinzen Heinrich in Rheinsberg zurückgekehrt, und so war es sehr natürlich, dass die Königin, sowie sie seiner ansichtig wurde, von ihrem alten Landsitze zu sprechen begann. „Sie sprach mit mir von Rheinsberg“, sagt er, „und dem Glücke, das sie dort gekostet, als sie noch Kronprinzessin war.“* In demselben Monate, gerade vor fünfzig Jahren, war es gewesen, dass sie, im Jahre 1736, zum ersten Male ihren Wohnsitz dort genommen hatte. Während sie so stand, und sich mit Mirabeau unterhielt, ahnte sie nichts davon, dass ihr Gatte bereits mit dem Tode rang. Friedrich der Grosse starb in derselben Nacht — in den ersten Morgenstunden des 17. August, 1786.

Auch er war gewohnt gewesen, auf jene Rheinsberger Jahre zurückzublicken, wie auf ein Fleckchen sonneglänzenden Himmels zwischen dunkelen Wetterwolken; vier Jahre lang war es ihm vergönnt gewesen, Alles sein eigen nennen zu dürfen, was ein Sterblicher, der davon träumt, sich ein ideales Dasein so recht nach seines Herzens Begehren und ganz zu seinem eigenen Vergnügen zu schaffen, nur immer wünschen kann. Als er im Juli 1757, nach seiner Niederlage bei Kollin, und wenige Tage, nachdem er

* *Histoire secrète de la Cour de Berlin*, Lettre XIV.

die Nachricht vom Tode seiner Mutter erhalten hatte, sich kummervollen Herzens gegen Sir Andrew Mitchell über sein Missgeschick beklagt, sagt er, „die glücklichsten Jahre seines Lebens habe er zu verlebt, einem Schlosse, das er seinem Bruder Heinrich geschenkt. Dorthin habe er sich nach seiner Gefangenschaft zurückgezogen, und bis zum Tode seines Vaters dort gelebt, sich seiner Studien freuend, und bemüht, durch fleissiges Lesen und den geistigen Verkehr mit Männern von Geschmack und Verstand, seine vernachlässigte Jugenderziehung wiedereinzubringen“. Und zwei Jahre später, im November 1759, als nach der Capitulation des Generals Finck bei Maxen dem Könige einmal der Muth geschwunden ist, und sein Unglück ihm, wie einer schwerverwundeten, todtmüden Kreatur, einen lauten Schmerzensschrei abpresst, scheint es, als habe er sich eine Stunde lang wirklich der Illusion hingegen (eine Illusion, die ihm sichtlich gesandt war, als eine Stütze in seiner Noth), er könne wieder umkehren, und den Morgen seines Lebens noch einmal durchleben. Le Catt sagt:

Am Abend war ich von halb vier bis neun Uhr beim Könige. Er war tief bekümmert, und kam immer wieder auf denselben Gedanken zurück: „Ich habe meinen Unstern mit mir nach Sachsen gebracht.“ Ich versuchte, ihn auf andere Gedanken zu bringen, aber er blieb fortwährend bei dieser Vorstellung. „Sehen Sie nur, wie schlimm es mir ergangen ist! Von meinem Vater mit Härte behandelt; drei Monate lang allein in einem Zimmer eingesperrt, wo mir des Mittags mein Essen durch ein kleines Fenster hereingereicht wurde, zugleich mit einem frischen Hemde; und dabei hatte ich nichts, als Bossuet's Buch „Ueber die Veränderungen“ und Basnage. Das Unglück hat mich von jeher verfolgt. Ich bin niemals glücklich gewesen, als in Rheinsberg. Ach, wenn dieser Friede endlich käme, könnte es mir irgend jemand ver-

übeln, wenn ich ein Wenig mir selbst lebte? mich dem Stillleben ergäbe?*

Er hatte in seinem ehelichen Leben „den Wind gesäet“, nun „erntete“ er für sich selbst „den Sturm.“ Ich denke hier nicht an die mönchische Genossenschaft, in welche er sich eingesponnen hatte, und aus deren Nähe die Grazien und Charitinnen der Weiblichkeit und des Frauenthums ebenso verbannt waren, wie der Glaube an die letzteren, — vielleicht war ihm das grade recht; ebenso wenig habe ich hier die schlimmen Gerüchte im Sinne, die sich in Folge dessen über ihn verbreiteten, — vielleicht durfte er sich, und darf man ihn, als über dieselben erhaben, betrachten; aber es war weder, noch ist es von geringfügiger Bedeutung, dass ein Mann von seiner königlichen Natur, ein Mann, so erfüllt von hohem Ehrgeföhle und zugleich so zartbeseiteten Herzens, wie er, sich in Folge eines gegen sich selbst gethanen Verdikts, stets zu einer Art armseliger Schauspielerei erniedrigen musste, sobald die Beziehungen zu der nächsten Verwandten im Leben in Frage kamen. Was er auch zu einer Zeit seines Lebens darüber gedacht haben mag, während der ganzen letzten Hälfte desselben hat er der Königin unverbrüchlich seine hohe Achtung bewahrt,** allein gerade damals hätte er es um keinen Preis über sich zu gewinnen vermocht, dies ihr, oder der Welt zu zeigen.

* Die Inkongruenzen, zu denen äusserste Bekümmerniss uns führt, entlocken bisweilen auch dem theilnahmsvollen Zuschauer ein Lächeln; er hat ja alles das nicht mit erduldet, was uns Sorgen der heterogensten Art in ein einziges Leid verschmelzen lässt. Bossuet's Buch „Ueber die Veränderungen“ wie die Kapitulation des Generals Finck, waren beides, jedes zu seiner Zeit und an seinem Platze, Missgeschicke sehr reeller Natur.

** Ihr Name ist nirgends erwähnt in der „*Disposition testamentaire*“ des Jahres 1741; aber in seinem „Letzten Willen und Testamente“ vom Jahre 1769, hält er ihr eine warme Lobrede.

So musste es denn den Anschein gewinnen, als erinnere er sich von Jahr zu Jahr weniger daran, dass sie überhaupt noch existire.

Um nur ein Beispiel von vielen hier anzuführen: Als er einst im Jahre 1762 der Königin ein Geschenk mit einem Meissener Porzellanservice zu machen wünschte, so vermochte er dies nicht anders zu thun, als, indem er an die Gräfin Camas einen langen Brief schrieb, und darin, gleichsam *en passant*, erwähnte, dass er „für Schönhausen“ einiges Porzellan bestellt habe. Die alte Gräfin stattet denn auch in ihrem Antwortschreiben „den Dank Schönhausens“ ab. — Sie und die Königin waren zur Zeit Beide in Magdeburg.*

* *Oeuvres, etc.*, XVIII 149—50. Der obenerwähnte Brief ist derjenige, in welchem er sagt, er habe nichts gerettet, als „l'honneur, la cape, l'épée, et de la porcelaine.“

Anhang.

I.

Das auf Seite 17. zum Theil citirte Epitaphium lautet
wie folgt: (Der Leser muss sich dabei das Bild einer ge-
schlossenen Pforte vorstellen, über welcher die Inschrift,
von Anfang bis zu Ende in grosser Cursive - Schrift, ange-
bracht ist.)

Anhang.

Anhang.

I.

Das auf Seite 17. zum Theil citirte Epitaphium lautet, wie folgt: (Der Leser muss sich dabei das Bild einer geschlossenen Pforte vorstellen, über welcher die Inschrift, von Anfang bis zu Ende in grosser Cursiv - Schrift, angebracht ist.)

*Oh Vous dont les Cendres sont confondues,
Parents chéris, Amis constants, Serviteurs fidèles,
c'est*

à Votre Mémoire

que je consacre ce Monument.

*La Mort ne considère ni rang ni sexe ni âge,
et celui qui survit à tant de pertes
n'a que la douce consolation du souvenir.*

Passant!

*qui que tu sois,
verse quelques larmes à côté de ce Tombeau!*

Existe-t-il un coeur

qui ne regrette un Objet qui lui fut cher,

ou qui ne songe

qu'un jour

la sombre tristesse

viendra l'envelopper de son voile funèbre?

II.

Die Grafen von Lindow.

Die Grafen von Lindow scheinen vom ersten bis zum letzten ihres Stammes ein höchst bemerkenswerthes Geschlecht gewesen zu sein. Hochherzig und hochgebildet, königlich in ihrer Haltung, unfähig aller Arglist und Verrätherei und auch der Rohheiten baar, die in jenen rauhen Zeiten in allen Klassen zu finden waren, haben sie sich, Einer nach dem Anderen, sowohl als Staatsmänner, wie als Männer der Wissenschaft, (einer unter ihnen hat lateinische Gedichte verfasst) hier und da als Krieger, und gelegentlich wohl auch als Geistliche ausgezeichnet. Einer von ihnen, auch ein Wichmann, aus einer der frühesten Generationen der Familie, überliess seinem Bruder die Regierung, wurde Mönch, und gründete ein Kloster, zu dessen Prior er natürlich erhoben wurde.

Er hat in den Annalen der Dominikaner eine so deutlich ausgeprägte Spur hinterlassen, dass sich in späteren Jahrhunderten um seinen Namen ein Kreis von Legenden bildete. Einige dieser Geschichten vom „Bruder Wichmann“ sind voll malerischen Reizes. Die intensiv aristokratische Haltung der Familie war die Hauptursache zu ihrem Verfall.

Wie bereits im Anfang dieses Buches erwähnt worden, schlossen sie ihre Heirathen nur mit regierenden Häusern, (indem sie ohne Zweifel darauf rechneten, auf diese Weise früher oder später einmal selbst in den Vollbesitz der Privilegien dieser Rangklasse zu gelangen) und die reichen Mitgiften, die sie ihren Töchtern zu geben hatten, begannen bald, sich an ihren Finanzen merkbar zu machen, und brachten sie schliesslich in wirklich ernste Verlegenheiten. In Folge davon legten sie ihren Unterthanen härtere Steuern auf, als diese gut ertragen konnten, und verscherzten sich auf diese Weise, was sonst schwer erklärlich erscheinen möchte, die Zuneigung des Volkes, ja machten sich geradezu unbeliebt, obgleich einige von ihnen persönlich sich durch Wohlthätigkeitssinn auszeichneten. Von Einem, dem Grafen Ulrich IV., der im Jahre 1420 starb, wird erzählt, er sei so freigebig gegen die Armen gewesen, dass sein Wahlspruch im Leben gelautet habe:

Hew ick Gelt, so mutt ich gewen

Andern Lüden ook to lewen,

auch habe er bei seinem Tode den Mönchen das Recht der Fischerei in den Seen (*liberam capturam piscium in stagno prope oppidum*) verliehen. Der Chronist berichtet, dass die Grafen häufig die Rathsherren und angesehene Bürger mit ihren Frauen und Familien in's Schloss zu Alt-Ruppin eingeladen, aber trotz alledem, und obgleich sie Mailauben aufrichten liessen, das Volk mit Spiel und Tanz unterhielten, und es mit Speise und Trank bewirtheten, gelang es ihnen nicht, dessen Zuneigung zu gewinnen; die Bürger und Rathsherren waren stets und in allen Dingen ihren Herren, den Grafen, entgegen. (Dies Bild von Gartenfesten, welche im XV. Jahrhundert die grossen Herren vom Schlosse ihren kleinen Nachbarn gaben, um sie bei guter Laune zu erhalten, und willfähriger für die Besteuerung zu machen,

trägt, meine ich, einen Zug echt menschlicher Natur an sich.) Das grosse Turnier, welches im Jahre 1512 zu Ruppin, während der Minderjährigkeit des letzten Grafen, abgehalten wurde, und oft beschrieben worden ist, scheint den Finanzen des Hauses den Gnadenstoss gegeben zu haben. Zu demselben waren der Kurfürst und die Kurfürstin, der Kurfürst von Mainz und ein ganzer Schweif von Herzögen und Prälaten erschienen, und die glänzenden Festlichkeiten, die dabei stattfanden, leerten den Ruppiner Schatz bis auf den Boden, und stürzten ihn überdies noch in schwere Schulden. Am Ende war es so weit gekommen, dass, als der arme Wichmann von seiner letzten Krankheit befallen wurde, und aus Berlin einen Doktor holen lassen wollte, er den Bescheid erhielt, es sei kein Geld da, um denselben zu bezahlen! In Ruppin gab es keinen Doktor. Da heizten denn die Dienstleute das Zimmer so stark, als es der Kranke nur immer ertragen konnte, und gaben ihm Wein und Meth zu trinken; nach wenigen Stunden war er todt. Selbst zu jener Zeit scheint man diese Behandlungsweise gemissbilligt zu haben. Auf den Strassen sangen die Mönche folgendes Lied, das ein rohes, aber rührendes Bild von der Katastrophe giebt.

Wil jy hören, wie das geschach,
Allwo der edle Her um syn Leben ward gebracht,
Der edle Landesherre.

Der edle Her Wichmann zog jagen aus,
Eine falsche Fraw liess er zu Hauss

Mit ihren vergüldeten Ringen.

Er sprach: Kersten, lieber Jäger mein,

Mir ist von Hertzen also weh, mir ist so weh,

Ich kan nicht länger reiten.

Sie machten ihm eine Stube also heiss,

Und darin ein Bette so weich,

Darin sollte der Herre ruhen.

Sie schenckten ihm Wein und auch die Mede,

Das nahm dem edlen Herrn syn Leben,

Dem edlen Herrn Wichmanne.

Er sprach: Hätte ich Pferde und Wagn,
 Die zu dem Berlin wollten eingahn,
 Die mir wollten Apothecker und Aerzte holen.
 Allthohand sprach der Rothbart:
 Wenn solchem Herrn ein Finger weh thut,
 So sol man Apothecker und Aertzte holen.
 Auch sprach der Graubart:
 Hier ist kein Geld zu dieser Fahrt,
 Womit wollen wir die Aertzte lohnen?
 Er sprach: Schickt zu Ruppin in meine liebe Stadt,
 Da haben mein Freund einen verborgenen Schatz,
 Sie werden mir hundert Gulden senden.
 Ach Fräulein Plöne, liebe Schwester mein,
 Möchtestu hier in meinem Letzen seyn.
 Das Land Ruppin das solt dein seyn.
 Ach das ich von euch scheiden sol,
 Das macht der bitter Tod,
 Wie gern ich wolt euch noch zu Troste leben!
 Bartholomaeus lieber Landreuter mein,
 Steck in mein Mund ein Tüchlein,
 Und kühl doch meine Zunge! —
 Als der Her verschieden was,
 Da weinte Alles, was aus dem Hause was,
 Wo das befruden kunte.
 Sie legten ihn auf ein beschlagnen Wagn,
 Sie führten ihn zu Ruppin in seine Stadt,
 Sie begruben ihn in das Closter.
 Sie schossen ihm nach sein Helm und Schild.
 Da sprach die alte Gräfin: o weh, mein liebes Kind,
 Das ich hier die letzte bin.

Zur Zeit, als Wichmann starb, waren seine beiden
 Schwestern und die Witwe seines Grossonkels (nicht seine
 Grossmutter, wie Einige wissen wollen; seine Mutter und
 Grossmutter waren todt, und seine Stiefgrossmutter hatte,
 nachdem sie zum zweiten Male geheirathet, die Stadt ver-
 lassen) die einzigen, noch lebenden Glieder der Familie.
 Die Schwestern heiratheten zur angemessenen Zeit, und zogen
 fort. Die alte Grosstante, die in der Ballade, als „die letzte“
 figurirt, die Gräfin Anna, mit dem Rufnamen Jacobina,

überlebte Wichmann um zwei Jahre, ganz vereinsamt in dem öden Schlosse zu Alt-Ruppin sitzend. Als man auch sie an die Seite der Letzten aus dem alten Stamme gebettet, wurde die Familiengruft zugemauert.

(Die besten Nachrichten über das Haus Lindow findet man bei Riedel).

Ende des I. Bandes.

überlebte Weichmann nur zwei Jahre ganz verheiratet in
 dem oben Schloß zu All-Heinrich stamm. Als man nach
 die an die Seite der letzten aus dem alten Stamm gebohr
 wurde die Familienart verheiratet.
 (Die besten Nachrichten über das Haus Lüdow findet
 man bei Hiedel).

Berlin, Druck von W. Büxenstein.